

10 414

FERNOST



Der Unterrichtsminister (vorn in der Mitte) und die Vorstände der höhern Schulen in Kaifeng (Provinz Honan) mit den Verfassern, Dr. Chang (rechts von Frau Driesch) und Herrn Ch'ü (links von Prof. Driesch)

Re 1032

Emw. Nr 1926/25

Hans und Margarete Driesch

FERN-OST

Als Gäste Jungchinas

Mit 61 bunten
und einfarbigen Abbildungen,
einem Plane und einer Karte



CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168960

Leipzig / F. A. Brockhaus / 1925

Schutzumschlag entworfen von Margarete Driesch / Einband und Vorsatz
nach chinesischen Motiven zusammengestellt von Margarete Driesch / Das
Zeichen auf dem Einband bedeutet „Glanz“, das Motiv des Vorsatzpapiers
sind Wolken in chinesischer Stilisierung
(Schutzumschlag Geschmacksmusterschutz Nr. 13 621)

1926/25



10410

10414

Copyright 1924 by F. A. Brockhaus, Leipzig / Printed in Germany

NH-70524 H-5059493/TMR

Unseren Kindern

Vorrede.

Unser Buch will weder ein wissenschaftliches Werk noch eine eigentliche Reisebeschreibung, noch das „Reisetagebuch eines Philosophen“ sein.

Es tritt ganz anspruchslos auf, und sein einziger Wert — wenn es einen solchen hat — besteht in seiner Unmittelbarkeit: es bringt nur, was wir wirklich gesehen, gehört oder geistig erlebt haben; es bringt nichts Angelesenes.

Reiseeindrücke, Menscheneindrücke, Betrachtungen wechseln miteinander in bunter Folge, oft in einem und demselben Abschnitt, und ohne tiefer angelegtes System.

An erster Stelle wollen wir unsern Landsleuten, die ja so gern reisen, es ermöglichen, dies wenigstens in Gedanken zu tun. Sodann wollen wir versuchen, ihnen ein richtiges Bild der Verhältnisse des fernen Ostens zu geben und damit die durchaus veralteten Bilder zu verdrängen, die sich noch überall breitmachen. Endlich aber ist auch eine gewissermaßen politische Aufklärung, im weitesten Sinne dieses Wortes, unser Ziel: der Deutsche muß endlich lernen, daß er nicht allein da ist, sondern daß er in der Welt steht und wie er in ihr steht. Es wird sich erweisen, daß diese Stellung viel besser

ist, als man im Inlande, durch die Zeitläufte niedergedrückt, oft meint. So ist denn unser Buch trotz allem ein optimistisches Buch, freilich nur für den, der vorwärts blicken kann und nicht immer nur rückwärts blickt, und der überhaupt „guten Willens“ ist.

Eine gewisse Stilungleichheit ist selbstverständlich, wo zwei Autoren am Werke sind; sie schadet nichts, wenn man um diesen Umstand von vornherein weiß. Ausdrücklich ist alles, was der männliche Autor geschrieben hat, mit H. D. gezeichnet, während die Beiträge des weiblichen Autors unter den Überschriften die Buchstaben M. D. zeigen.

Etwa ein Drittel des Ganzen wurde schon früher, zum Teil bereits während unserer Reise, in verschiedenen Tageszeitungen veröffentlicht. Zum größeren Teil bringt dieses Buch also Neues.

Möge das Werk der Verständigung unter den Nationen und Rassen dienen.

Leipzig, den 23. Juni 1924.

Hans Drieseh.
Margarete Drieseh.

Inhalt.

	Seite
Vorrede	5
Erstes Kapitel: Die Einladung nach China (S. D.)	11
Zweites Kapitel: Wie kommt man nach China? (S. D.)	14
Drittes Kapitel: Einiges über China und seine Bewohner (S. D.)	19
Das Land	19
Die Verkehrsmittel	26
Die Sprache	29
Die Religionen	35
Die wesentlichsten Bauformen	40
Viertes Kapitel: Von Leipzig nach Shanghai (M. D.)	43
Fünftes Kapitel: Am Fuß des Purpurberges (M. D.)	59
Sechstes Kapitel: Auf dem Jangtsekiang (M. D.)	69
Siebentes Kapitel: Hankau und Wuchang (M. D.)	74
Achtes Kapitel: Fünf Monate in Peking (M. D.)	78
Mauern und Dynastien	78
In der „Verbotenen Stadt“	83
Himmelsaltar und Himmelstempel	93
Lamatempel und Konfuziustempel	97
Der Sommerpalast und die Westberge	100
Neuntes Kapitel: Curios (M. D.)	103
Zehntes Kapitel: Die Chrysanthemumsuppe (M. D.)	111
Elftes Kapitel: Chinesisches Theater (M. D.)	119
Zwölftes Kapitel: Einkäufe (M. D.)	124
Dreizehntes Kapitel: Chinesische Wohnung. — Polygamie. — „Squeeze“ (M. D.)	136
Vierzehntes Kapitel: Chinesische Reformatoren (M. D.)	145
Fünfzehntes Kapitel: Chinesische Gelehrte (M. D.)	156
Sechzehntes Kapitel: Ein deutscher Philosoph und ein bud- dhistisches Tempelfest (M. D.)	162
Siebzehntes Kapitel: Von der Erziehung des jungen Chinesen und von ihm selbst (S. D.)	172

	Seite
Achtzehntes Kapitel: Amerikanische Kultureinflüsse in China (S. D.)	184
Neunzehntes Kapitel: Die Aufgabe der Deutschen (M. D. und S. D.)	194
Zwanzigstes Kapitel: Gesellschaftsleben unter den Fremden in China (M. D.)	205
Einundzwanzigstes Kapitel: Abschiedsfeier am 15. Juni 1923 (M. D.)	220
Dr. Changs Abschiedsrede	223
Zweiundzwanzigstes Kapitel: Die letzten Wochen in China (S. D.)	227
Kaifeng	227
Tsinanfu und sein Lotussee	230
Taianfu und sein heiliger Berg	232
Die Stätten des großen Kung	234
Dreiundzwanzigstes Kapitel: Japan (M. D.)	239
Tokyo	239
Kyoto	245
Osaka	251
Nara und Nagoya	252
Eine japanische Sommerfrische	256
Nikko und seine Seen	264
Abschied von Japan	270
Japanische Diplomaten	272
Vierundzwanzigstes Kapitel: Durch Amerika (S. D.)	278
Der Stille Ozean	278
Kalifornien	282
Vier Tage Eisenbahnfahrt. Der Große Cañon	284
Die großen Städte des Ostens	287
„Fundamentalismus“	290
Die amerikanische Kultur	293
Fünfundzwanzigstes Kapitel: Die Einheit von Westen und Osten (S. D.)	301
Register	308

Abbildungen.

	Seite
Der Unterrichtsminister und die Vorstände der höheren Schulen in Kaifeng (Provinz Honan)	Titelbild
Frau Margarete Driesch in der Ricksha	16
Große Mauer	17
P'ai-lou (Ehrenbogen) in Peking	24
Pavillon im Sommerpalast bei Peking	24
Hafen von Hongkong	25
Landhäuser auf den Höhen Hongkongs	25
Chinesenkinder	32
Straße in Shanghai	32
Teehaus in Shanghai	33
Buddhistischer Tempel in Shanghai	40
Examenzellen in Nanking	41
Dschunken in einem chinesischen Hafen	48
Tempelberg am Jangtse bei Chinkiang	48
Teil der Statuenallee vor dem Minggrab bei Nanking	49
Teil der Statuenallee vor dem Minggrab bei Nanking	49
Waisenknaben-Insel im Jangtse	56
Teehaus in Wuchang	57
Peking. Stadtbild mit der Weißen Pagode	64
Peking. Stadtmauer von oben	65
Peking. Stadtmauer von außen	65
Peking. Eines der Tore der „Verbotenen Stadt“	72
Peking. Ha-ta-men, ein Stadttor	72
Long-Hua-Pagode in Shanghai	73
Pagode Tien-Ming bei Peking	73
Audienzhalle des Kaiserlichen Palastes in Peking	80
Marmorpagode des Gelben Tempels bei Peking	81
Himmelsaltar in Peking	88
Flaschenpagode in Peking	89
Terrasse des Himmelsaltars in Peking bei Gewitterstimmung (bunte Tafel)	96
Ehrenbogen (P'ai-lou) des Konfuzius in Peking	104
Inneres eines buddhistischen Tempels in Peking	105

	Seite
Himmelstempel in Peking (bunte Tafel)	112
Professor Driesch inmitten chinesischer Gelehrter und Staats- männer in Peking	120
Ein Lohan	121
Kwannon, die Göttin der Barmherzigkeit	121
Dr. Carsun Chang, Professor Driesch und Herr Ch'ü im Hofe der Pekingener Universität	128
Die gesamte Studenten- u. Schülerschaft der Reichsuniversität Nanking	129
Altes Bild von Konfuzius	136
Konfuziustempel in Ch'üfu	137
Grab des Konfuzius in Ch'üfu	144
Tokyo. Shibapark, Tempel mit Laternen	145
Fuji-no-yama, auf der Fahrt zwischen Tokyo und Kyoto	160
Daibutsu von Kamakura	161
Kyoto. Eines der Tore des Higashi-Hongwanji-Tempels	176
Daimio-Schloß in Nagoya	177
Typische japanische Pagode in Kyoto	192
Sanjusangendo-Tempel in Kyoto	193
Kiyomizudera (buddhistischer Tempel) bei Kyoto	208
Torii (Ehrenbogen) in Nara	209
Allee von Torii (Ehrenbogen) im Park des Inaritempels bei Kyoto (bunte Tafel)	224
Usui-tage-Tempel bei Karuizawa	240
Großes Tor von Nikko	241
Wagen im Festzug des Gionfests in Kyoto (bunte Tafel) . .	248
Die Verfasser als Gäste der Mönche des buddhistischen Rakusan- klosters in Nagoya	256
Karuizawa	257
Yosemito-Tal	272
Riesenbäume im Mariposañain	273
Colorado-Cañon	288
Kapitol in Washington	289
Einladungskarte zur Abschiedsfeier am 15. Juni 1923	221
Planstizze von Peking	79
Übersichtskarte	315

Erstes Kapitel.

Die Einladung nach China.

(S. D.)

Es geschah im August des Jahres 1921 in dem hübschen kleinen Nordseebad Langeoog, daß man mir einen Brief des Geheimrats Euden überreichte mit der Anfrage, ob ich wohl bereit wäre, auf neun Monate als Gastprofessor nach China zu gehen. Wenn ich grundsätzlich einverstanden sei, werde Dr. Carsun Chang, den er persönlich gut kenne und der sich zur Zeit in Europa befinde, mich auffuchen, um alles Nähere zu besprechen. Meine Frau sei mit eingeladen; die Einladung laute hinsichtlich der Reisevergütung ausdrücklich „for the lecturer and his wife“.

Nun war es immer ein Wunsch von mir gewesen, Ostasien kennenzulernen. Ich hatte in meiner Jugend Ceylon, Indien, Birma und Java, die erstgenannten drei Länder sogar zweimal bereist, war aber nie um die Singapore-Ede herumgekommen. Die Hoffnung, das Versäumte einst nachzuholen, wenn die Kinder erwachsen und versorgt wären, hatte ich zwar anfangs nicht aufgegeben; dann aber kam der Krieg mit seinen finanziellen Folgen, und der Plan wurde endgültig begraben.

Jetzt winkte ihm plötzlich Erfüllung, und zwar unter ganz besonders günstigen Umständen. Ich sollte China nicht als gewöhnlicher Tourist, sondern als Freund und Gast der chinesischen Gelehrtenwelt kennenlernen. Ich sollte auch, was immer ein angenehmer Gedanke ist, selbst geben für das, was man mir gab. Und das Bereich des Bekanntwerdens meiner biologischen und philosophischen Lehren konnte ich ganz außerordentlich erweitern. Ja, es war sogar die Möglichkeit vorhanden, auf der Rückreise nach Japan und die Vereinigten Staaten, wo ich so viele Freunde hatte, kennenzulernen, eine Möglichkeit, die sich in der Tat später in Wirklichkeit verwandelte, denn die Chinesen in ihrer großzügigen Art gingen ohne weiteres darauf ein, obwohl die Reise über Amerika wesentlich teurer ist als die über Suez und Singapore; nur daß der Weg über Amerika als Rückweg gewählt werde, machten sie zur Bedingung, denn sie wünschten mit Recht, daß ich frisch und frei von allzu vielen fremden Eindrücken nach China käme.

So neigte sich denn die Waage sehr auf die Seite des „Annehmens“. Freilich gab es auch Dinge, die dem entgegenstanden: die allerdings schon fast erwachsenen Kinder auf ein Jahr verlassen, die Tätigkeit an der Universität Leipzig, an welche ich gerade erst für Herbst 1921 einen Ruf erhalten und angenommen hatte, gleich wieder unterbrechen. Doch diese Gegeninstanzen waren zu überwinden. War die Reise doch erst für Herbst 1922 geplant, und erwies sich doch die sächsische Regierung, wie sich bald herausstellte, aufs äußerste entgegenkommend.

Der Leser wird vielleicht fragen, ob uns die „Gefahren“ der Reise nicht geschreckt hätten. Aber als recht vielgereister Mann kannte ich diese „Gefahren“ und wußte, daß sie bei vernünftiger Lebensweise nicht größer, sondern eher kleiner als die einer Reise in Europa seien. Handelte es sich ja doch auch nicht um einen Aufenthalt in den Tropen, welche übrigens auch lange nicht so schlimm sind wie ihr Ruf, sondern nur um ein rasches Hindurchfahren durch sie — das freilich, da wir schon Anfang September reisen sollten, ein heißes Vergnügen zu werden versprach und auch wurde (bis zu 34 Grad Celsius in der Schiffskabine, im Roten Meer). Gegen Seefrankheit aber hofften wir uns schützen zu können und haben wir uns auch völlig geschützt. Ja, die großen Seefahrten, im ganzen 65 Tage, wurden die eigentlichen Erholungszeiten.

So nahm ich denn also an, nachdem Herr Dr. Chang, der uns bald ein lieber Freund werden sollte, nach Leipzig gekommen und alles mit uns verabredet hatte. Auch die Chinesische Gesandtschaft und unser Auswärtiges Amt förderten alles nach Kräften, unser Amt durch Bewilligung der so wertvollen Ministerialpässe mit „diplomatischen“ Visierungen; das Foreign Office in London gab uns die ausdrückliche Erlaubnis, in allen britischen Häfen an Land zu gehen (was übrigens seit 1. November 1922 allen Deutschen erlaubt ist), und so konnte denn Anfang September 1922, nach Erledigung aller nötigen ideellen und materiellen Vorbereitungen, die Reise beginnen, über welche im einzelnen weiter unten berichtet wird.

Zweites Kapitel.

Wie kommt man nach China?

(S. D.)

Vor allen eigentlichen Reiseberichten und Eindrucks-
Schilderungen müssen einige Worte allgemeiner
Art gesagt werden über das Land und die Leute, welche
wir das Glück haben sollten kennenzulernen. Gerade
heute ist das nötig in einem Buch, das sich vornehmlich
an einen deutschen Leserkreis wendet, denn die Ferne,
uns früher so vertraut, ist uns in schweren zehn Jahren
wirklich fern und fremd geworden.

Zunächst ein Außerliches: Wie kommt man denn
nach China?

Da gab es, als wir unsere Reise begannen, zwei
Grundrouten, wenn ich so sagen darf; es gibt seit Februar
1923, d. h. seit Neueröffnung der Sibirischen Bahn, wieder-
um, wie früher, deren drei. Die damals für uns allein
in Frage kommenden Grundrouten waren die Wege über
Suez—Singapore und über Amerika—Japan, und ich
habe auch schon gesagt, daß wir für den Hinweg die erste,
für den Rückweg eine besondere Form der zweiten Route
gewählt haben. Die Route über Amerika kann nämlich

recht mannigfaltig variiert werden, denn es gibt fünf transamerikanische Eisenbahnlinien, die Kanadische Bahn und vier Linien durch die Vereinigten Staaten, und es gibt zwei große Dampferwege über den Stillen Ozean: den nördlichen, kürzeren aber kalten und oft stürmischen Weg von Bancouver, bzw. Seattle mit drei Linien und den südlichen, längeren aber sonnigen und ganz herrlichen Weg von San Francisco aus mit deren zwei; beide münden in Yokohama. Von da kann man dann wieder entweder mit dem Schiff nach Shanghai oder mit der Bahn durch Korea und die südliche Mandschurei reisen, wobei man nur die Straße von Tsushima in achttündiger Dampferfahrt zu kreuzen hat. Ich bemerke gleich hier, daß wir auf dem Rückweg die Seereise von Shanghai nach Yokohama und sodann, nach Besichtigung Japans, die Linie von Yokohama über Honolulu nach San Francisco wählten, an welche sich die Benutzung des zweit-südlichsten Bahnweges durch die Staaten, also die Benutzung der sogenannten Santa-Fé-Eisenbahn, anschloß.

Soviel über die Wege, welche man wählen kann, und über den Weg, welchen wir gewählt haben.

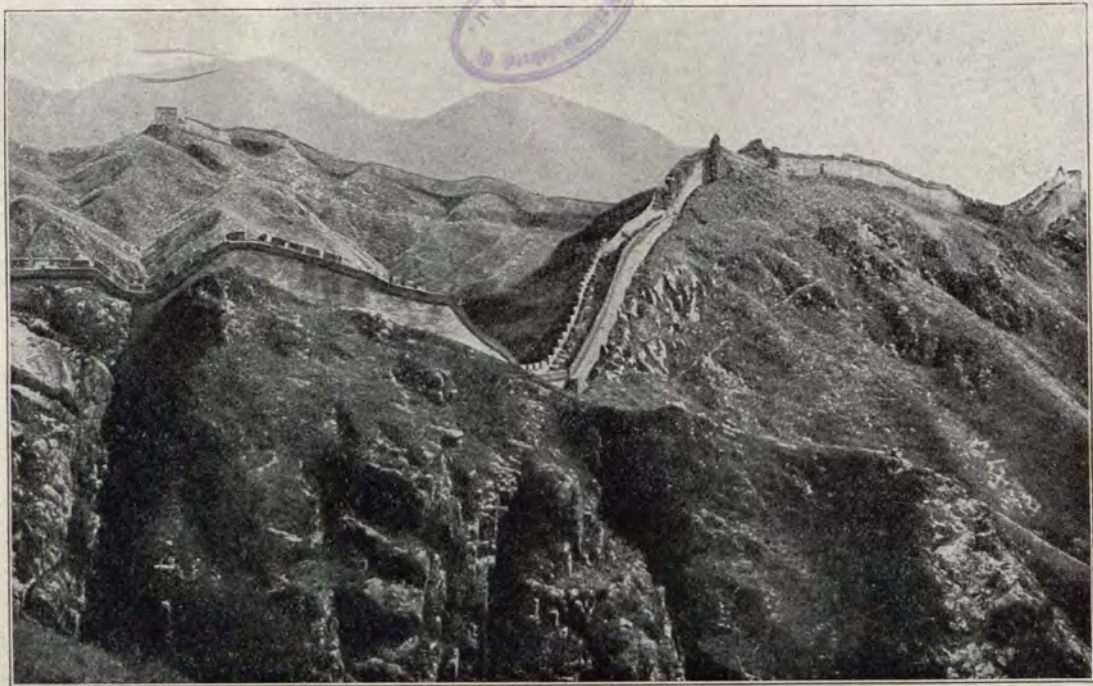
In ganz rohen Zügen geschildert — Einzelheiten werden folgen —, gestaltete sich unser Reifeweg, wie hier folgt: Am 5. September 1922 verließen wir Leipzig, am 10. verließen wir Marseille und fuhren in 35 Tagen auf einem Dampfer der japanischen Postlinie¹ Nippon-

¹ Von deutschen Linien gab es seinerzeit nur eine langsame Linie (48 Tage) von Hamburg aus. Seit Winter 1922 fährt wieder der Norddeutsche Lloyd und ist die Hugo-Stinnes-Linie neu hinzugekommen.

Yusen-Kaischa, welche schon in London beginnt, aber in dem französischen Hafen die Mehrzahl der Reisenden aufzunehmen pflegt, über Suez, Colombo, Singapore, Hongkong nach Shanghai. In Shanghai nahmen wir einen Aufenthalt von einer guten Woche, unterbrochen durch einen zweitägigen Ausflug nach dem herrlichen Hangchow, der Hauptstadt der Provinz Chekiang. Alsdann ging es in siebenstündiger Fahrt nach Nanking. Hier blieben wir zwei und einen halben Monat, und ich hielt an der „Südöstlichen Reichsuniversität“ (South Eastern National University; Tung Nan Da Sho) meine ersten regulären Universitätsvorlesungen in China ab. Ich las zweimal wöchentlich, auf deutsch, über Kant, zweimal, auf englisch, „Philosophie des Organischen“, beides mit Übersetzer. Kleine Kurse über „Philosophische Strömungen der Gegenwart“ und über „Probleme der modernen Psychologie“ schlossen den Aufenthalt in Nanking ab. Am 30. Dezember ging es in etwa dreitägiger Fahrt auf dem Yangtschiang nach Hankau und dem gegenüberliegenden großen Wuchang, der Hauptstadt der Provinz Hupe. Dann 48 stündige Bahnfahrt nach Peking und fünfeneinhalbmonatiger Aufenthalt in der Metropole des Reichs, unterbrochen durch eine kurze Vortragsreise nach Tientsin, einen touristischen Ausflug zu den Minggräbern und zur Großen Mauer und eine rasche Fahrt nach Nanking und zurück (je 30 Stunden), wo mir die Universität den Ehrendoktor verleihen wollte. Mitte Juni 1923 begann die Rückreise: sie führte zuerst nach Kaifeng, der Hauptstadt der Provinz Honan, sodann



Frau Margarete Driesch in der Rickscha.



Große Mauer.

nach Tsinanfu, der Hauptstadt von Schantung. Endlich bildete der Besuch des heiligen Berges Taiſchan und der Stadt Ch'ü-fu, der Geburts- und Grabstätte des großen Kungfutse, einen würdigen Abschluß des Ganzen. Von da ging es nach Shanghai, und am 8. Juli fuhren wir nach Japan ab. In Japan Besichtigungen und Vorträge und Abfahrt nach San Francisco am 24. August. Landung in Amerika am 8. September. Zwei Vorträge an der kalifornischen Landesuniversität in Berkeley leiteten den amerikanischen Teil der Reise ein; wir besuchten sodann San Francisco, das Yosemite-Tal, den Großen Cañon, Chicago und den Niagara. Dann ging es, von Albany an auf dem Hudson, nach New York. Vorträge und Besichtigungen in New York, Newhaven, Boston, Princeton und Baltimore, sowie ein Besuch Washingtons bildeten den Abschluß des Ganzen. Am 18. Oktober schifften wir uns auf dem „Albert Ballin“ ein und am 28. Oktober 1923 landeten wir, nach recht stürmischer, aber doch sehr gnußreicher Fahrt in Cuxhaven.

Soll ich die ganze Reise mit ein paar Worten kennzeichnen, so möchte ich sagen: sie stand unter einem sehr guten Stern. Nicht nur waren wir nie ernstlich krank, abgesehen von einer starken Mandelentzündung meiner Frau und einem starken von mir erwischten Katarrh, die man beide aber auch in Europa hätte bekommen können; wir sind auch dreimal großen drohenden Gefahren um ein wenig glücklich entgangen. Japan verließen wir sieben Tage vor dem großen Erdbeben, Berkeley drei Tage vor dem großen Brand, und auf der Santa-Fé-Bahn

war im Staate Arizona zwei Tage, ehe wir die in Frage kommende Stelle passieren sollten, ein großer, durch einen Wolkenbruch verursachter Eisenbahnunfall vorgekommen.

Also: Zufall oder Vorsehung, wie man es nehmen will. Auf jeden Fall: alles ging glücklich aus bis zum Ende.

Und neben der physischen Harmonie stand die seelische, von der noch viel zu sagen sein wird: kein einziger Mißton hat unsere Beziehungen zu den alten und neuen chinesischen, japanischen und amerikanischen Freunden und Bekannten getrübt.

Und so war es denn, zumal da auch von unsern Kindern und Freunden in der Heimat nie schlechte Nachrichten kamen, als habe über dem Tor, das uns in unsere große Reise einführte, die Inschrift gestanden, welche eines der großen Tore des Palastes in Peking schmückt:

T'ai Ho Mōnn

das heißt: „Tor der vollendeten Harmonie“.

Drittes Kapitel.

Einiges über China und seine Bewohner.

(S. D.)

Das Land.

Wer sich das chinesische Reich auf der Landkarte betrachtet, hat den Eindruck eines Staates von enormer Größe, eines Staates, dessen Territorium etwa ein Drittel des asiatischen Festlandes ausmacht. Das war auch alles einmal chinesisches Reich. Aber heute liegen die Dinge denn doch etwas anders. Unsere Karten teilen bekanntlich das chinesische Reich in fünf Teile: das „eigentliche“ China, Mandschurei, Mongolei, Tibet und Ostturkestan, chinesisch: Hsin-Kiang. Von diesen fünf großen Gebieten ist das sogenannte Nebenland Tibet praktisch jetzt ganz unabhängig, wenn nicht gar unter britisch-indischem Einfluß; von der Mongolei bildet der nördlich von der Wüste Gobi gelegene Teil, die sogenannte äußere Mongolei, eine Sowjet-Republik, welche mit Rußland „verbündet“ ist, die südliche oder innere Mongolei ist chinesisch besiedelt; die Mandschurei zerfällt zwar offiziell in drei chinesische Provinzen, jedoch ist im Norden der Rubel, im Süden der Yen das Zahlungsmittel, und

das südmandschurische Bahnnetz ist unter japanischer Verwaltung. Turkestan liegt weit weg und ist im Norden und Westen von Sowjetstaaten umgeben; es ist freilich auch chinesische Provinz, die neunzehnte, — wer weiß, auf wie lange noch? So bleibt denn also als das echte China das „eigentliche“ China mit seinen 18 Provinzen, von denen wir sieben bereist und von deren Hauptstädten wir sechs kennengelernt haben.

Wenn der Chineser von seinem Lande spricht, meint er im Grunde stets nur die 18 Provinzen; die Nebenkünder sind ihm ziemlich gleichgültig, am wenigsten noch — aus Prestigegründen, wegen der in Dairen und Port Arthur sitzenden Japaner — die Mandschurei.

Zwar nicht dem Areal, wohl aber der Bevölkerungszahl nach ist nun freilich China, auch wenn man es nur im Sinne des „eigentlichen“ nimmt, ein ganz gewaltiger Staat. Von den etwa 430 Millionen des ganzen sogenannten Reiches entfallen nämlich 400 Millionen auf China im engeren Sinne, etwa 20 auf die Mandschurei, nur 10 auf Tibet, Mongolei und Ostturkestan zusammen.

Die außerordentlich große Zahl der „eigentlichen“ Chinesen hat wohl dazu geführt, von einer „gelben Gefahr“ zu reden und diese gerade in den Chinesen zu erblicken. Nichts konnte falscher sein, und ich möchte geradezu sagen: die Chinesen sind das friedfertige Volk „an sich“, sie denken gar nicht an Imperialismus. Man verwechselte wohl die Eroberungszüge der Mongolen unter Dschingis Chan und Timur mit angeblichen Kriegszügen von Chinesen, die nie stattgefunden haben, und vergaß

obendrein, daß die echten „eigentlichen“ Chinesen doch gerade die Opfer dieser Eroberungszüge geworden sind, ganz ebenso wie später die Opfer der Eroberungszüge der Mandſchu, die ihnen bekanntlich ihre letzte Dynastie aufgezwungen haben. Übrigens sind auch die Mongolen, seit sie Buddhisten der Lamaſirche geworden sind, ganz und gar pazifiziert.

Vieles an Verwirrung rührt daher, daß wir das Wort „Mongolen“ in zwei Bedeutungen verwenden, einmal zur Bezeichnung einer sogenannten „Rasse“, und zweitens zur Bezeichnung der Bewohner der Mongolei. Im zweiten Sinne also bildeten in der Vorzeit allerdings Mongolen eine große „gelbe Gefahr“; aber das waren keine Chinesen.

Die Chinesen, meine ich, haben sehr viel mehr Grund, von einer „weißen Gefahr“ zu reden, als wir von einer gelben. Man denke nur an alle die Kriege, die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts über China heraufbeschworen wurden — um Vorrechte und Konzessionen zu erhaschen. Man denke an all die Zerstörungen und Plünderungen, die es sogar noch 1900 gab. Gewiß äußerte sich der Boxeraufstand in wüsten Formen; aber die Gegenmittel waren nicht anders, trafen aber — und treffen noch — ganz vorwiegend Unschuldige! —

Wir reden im folgenden nur vom eigentlichen China, dem Land der 18 Provinzen.

Geographisch können wir es in drei Teile teilen: das Land südlich vom Jangtſekiang, die Osthälfte und die Westhälfte des Landes nördlich von ihm. Der erste

dieser Teile, von dem wir nur wenig kennengelernt haben, ist im Osten Mittel-, im Westen Hochgebirgsland, der zweite fast durchweg die sogenannte „große Ebene“, etwa so groß wie Preußen, der dritte rauhes Mittel- bis Hochgebirge. Aus dem zweiten erhebt sich im Osten wie eine große Insel das isolierte Gebirgsland der Provinz Schantung.

Aus der Schule kennt jeder die drei großen chinesischen Flüsse Sikiang, Jangtschiang, Swangho. Ich rede nur von den beiden letzten, da ich den ersten nicht kenne. Der Jangtse ist der Segens-, der Swangho der Unheilspender des Landes seit alten Zeiten. Denn der Jangtse ist schiffbar für Seedampfer bis Schang, d. h. etwa sieben Tagereisen von seiner Mündung bei Shanghai hinauf, und besitzt ferner zwei große natürliche Stauseen, die eine Überschwemmung zur Zeit der Schneeschmelze in Tibet und Mongolei verhindern. Der Swangho dagegen, der „Gelbe Fluß“, ist fast gar nicht schiffbar, erhöht wegen der enormen Menge mitgeführten Lößschlammes dauernd sein Bett und durchbricht es, aller Regulierung zum Trotz, alle paar Jahrzehnte, oft große Provinzteile überschwemmend und Hunderttausende ertränkend. Ja schon zweimal im Lauf der Geschichte hat er seinen ganzen Unterlauf plötzlich geändert: so mündete er bis 1852 nicht weit nördlich von Shanghai, während er seitdem nicht weit südlich von Tientsin mündet. Den Effekt dieser „Laune“ mag man sich ausmalen. Es heißt, daß die chinesische Republik jetzt ganz energisch an das Werk der Swangho-Regulierung gehen wird; auch deutsche technische Gelehrte sind dabei beteiligt. —

Klimatisch ist China äußerst mannigfaltig, erstreckt es sich doch von den Grenzen der Tropen bis etwa 45° nördlicher Breite. Kühle Winter hat aber auch der Süden, viel kühlere als indische Städte unter gleicher Breite, z. B. Kalkutta; denn es fehlt das nach Norden abschließende Gebirge. Und außerdem sind, der großen Dzeanströmungen wegen, die Ostseiten der Kontinente überhaupt kälter als die der Westseiten; für Amerika gilt bekanntlich ganz dasselbe.

Neapel, Peking, San Francisco und New York liegen alle ungefähr auf 40° nördlicher Breite: in Neapel sehr selten Frost, in Peking fast jede Winternacht bis zu 15—20 Grad Celsius unter Null; in San Francisco nie Frost; New York zwar nicht so kalt wie Peking, aber viel rauher wegen des in Peking fehlenden winterlichen Windes und Schnees.

Noch ein paar Worte über das Klima der Hauptstadt.

Als schönste Jahreszeit gilt der Herbst, von Mitte September bis Anfang November: angenehme Temperatur, kein Wind, stets klarer Himmel. Dann setzt allmählich der Winter ein; bald ist starker Frost, und dieser dauert bis in den März hinein. Alle Teiche und Kanäle frieren bis auf den Grund zu; ich sah Eisblöcke bis über ein Meter dick. Aber das Wetter ist im eigentlichen Winter dauernd sonnig und windstill. Schnee fehlt beinahe ganz. Im März beginnen die Winde, welche des feinen aufgewirbelten Lößstaubes wegen sehr unangenehm werden können. Um Sand aus der Gobi handelt es sich, beiläufig gesagt, bei diesen „Sandstürmen“ ganz und

gar nicht. Erst Mitte März taut alles auf, Mitte April ist das meiste, aber auch noch nicht alles, grün. Dann aber ist plötzlich der Sommer da, und von Mitte Mai an geht jeder Fremde mit dem Tropenhut; etwa 28 Grad Celsius im Schatten (und, leider, im Zimmer!) sind von da ab keine Seltenheit mehr. Aber es ist immer noch „schönes“ Wetter; erst gegen Ende Juni pfllegt die Regenzeit einzusetzen, welche dem in etwa neun trockenen Monaten angehäuften Staub endlich ein Ende macht.

In Mittelhina ist alles ähnlich, nur weniger extrem. Fanden wir doch in Nanking, also unter der Breite Kairo's, schon Ende November alle Teiche und Tümpel morgens von einer, freilich dünnen, Eisschicht bedeckt. Die Regenzeit setzt um so früher ein, je südlicher man kommt. —

Die Verschiedenheiten der Vegetation entsprechen natürlich denen des Klimas und stehen wie dieses in Abhängigkeit von der geographischen Breite. Im Süden Kokospalmen; in Mittelhina noch schöne Bambuswäldchen und wilde Apfelsinen (Apfel-sine heißt ja „Apfel von China“), einige Pflümchen wie etwa auf Sizilien, aber nicht viel Eindrucksvolles; im Norden an wildwachsender Vegetation so gut wie — nichts, absolut nichts. Die Gebirge sind nicht nur baum-, sondern sogar buschleer, nicht einmal die Macchia der Mittelmeerländer, die man z. B. bei Nanking noch findet, gibt es da. Und doch könnte bei richtiger Behandlung sehr wohl etwas wachsen. Die herrlichen Tempel- und Gräberhaine, meist aus Kiefern und Lebensbäumen bestehend, zeigen das. Übrigens liegt der



Pai-lou (Ehrenbogen) in Peking.
(Vgl. Seite 41.)



Davillon im Sommerpalast bei Peking.



Hafen von Hongkong.



Landhäuser auf den Höhen Hongkongs.

neuen Republik die Aufforstung sehr am Herzen. Überall gibt es gute Landwirtschaftsschulen. Der Gouverneur der Provinz Schansi soll bereits 100 Millionen Bäume in seiner Amtszeit haben pflanzen lassen. Eine hübsche Sitte gebietet jedem Studenten an den akademischen Festtagen das Pflanzen eines Bäumchens.

Ein paar Worte mögen noch über die Tierwelt gesagt sein, soweit sie dem Reisenden sichtbarlich und deutlich entgegentritt, oder vielmehr nicht entgegentritt, denn es gibt da, wenn man nicht ins eigentliche Zoologische geht, nicht allzuviel zu berichten. Ich weiß nicht, ob es im Süden des Landes Papageien gibt, im Tangtsch-Tal und in der Provinz Chekiang sah ich keine, weiter nördlich sind sie überhaupt nicht zu erwarten. Merkwürdig war mir das völlige Fehlen von Eidechsen, wo doch an sonnen-durchglühten Felsen, Mauern und Trümmern wahrlich kein Mangel ist.

Von den großen Raubtieren soll der Tiger noch vor wenig Jahren gelegentlich nahe bei Hangchou vorgekommen, und in den Provinzen Szechuan und Sünnan soll er nicht selten sein; es handelt sich hier um aus Indien herübergekommene Tiere. Der große sibirische Tiger kommt in der Mandschurei vor und war vor einigen Dezennien auch in den Westbergen Peking's gelegentlich anzutreffen. Einem Leoparden war ein deutscher Lehrer, wie er mir erzählte, auf einem Spaziergang nicht weit vor den Mauern Buchangs begegnet; zum Glück für den Herrn, der nur mit einem Spazierstock ausgerüstet war, hatten beide Teile voreinander Angst.

Von zahmen Tieren sind für Mittelchina Esel und Büffel, für Peking und Umgebung das zweihöckerige Kamel kennzeichnend. Das Kamel setzt die aus den Westprovinzen oder auch, soweit hier die Bahn nicht benutzt wird, aus der Mongolei kommenden Karawanen zusammen, die so sehr zur Belebung des Stadtbildes Pekings dienen.

Über die großen Vogelzüge werden wir noch berichten; überall, zumal in Mittelchina, trifft man den „Glücksvogel“, die Elster, oft in großen Mengen.

Seltsam ist das Fehlen der Kuh, aber es ist verständlich, wenn man weiß, daß der Chinese weder Milch noch Butter oder Käse genießt. Konfuzius hat es verboten, da man von einem Tier, das als Zugtier so nützlich sei, nichts genießen dürfe. Neuestens gibt es übrigens, z. B. in den Gebirgen Schantung, gelegentlich Rinderherden zum Zwecke der Milchgewinnung; ebenso in den Musterfarmen der landwirtschaftlichen Hochschulen.

Die Verkehrsmittel.

Das alte China kannte seltsamerweise keine großen, mit raschen Wagen befahrenen Landstraßen, und auch heute gibt es deren nur wenige. Der Verkehr, soweit er nicht durch reitende Eilboten besorgter kaiserlicher Postdienst war, ging durch von Rindern gezogene, sehr langsam fahrende gedeckte Karren oder durch seltsame einrädriige Behikel auf Feldwegen vor sich.

Gut entwickelt dagegen war stets der Wasserverkehr;

der Jangtse ist ja, wie schon gesagt wurde, bis Schang sogar für Seedampfer, bis in die Provinz Szechuan hinein für kleinere Fahrzeuge schiffbar. Dazu kommen eine große Zahl von Seen und Kanälen und als wichtigster der berühmte Kaiserkanal, von Tientsin bis Hangchou, schon von Kublai Khan angelegt.

Die Eisenbahnen sind, soweit sie bestehen, gut, auf der Strecke Peking—Nanking sogar ganz ausgezeichnet. Doch sind ihrer viel zu wenig für das große Land. Es gibt drei große Linien: Peking—Hankau, Peking—Tientsin—Nanking—Shanghai, Peking—Tientsin—Mukden mit Anschluß an das mandschurische, von Japan verwaltete, und an das sibirische Eisenbahnnetz. Von Peking nach Hankau oder nach Shanghai reist man im Schnellzug etwa vierzig Stunden.

An Nebenlinien gibt es die Bahn Tsinanfu—Tsingtau, Shanghai—Hangchou und ein paar kleine Linien von Städten des Jangtse aus ins Innere. Die Franzosen haben Tünnanfu durch eine lange kunstvolle Bahnstrecke mit ihrem Hafen Hanoi verbunden.

Alle diese Bahnen sind von Fremden gebaut. Ganz und gar chinesisches Werk ist die sogenannte „mongolische“ Bahn, welche bis jetzt freilich nur, etwa 250 Kilometer lang, von Peking bis an die Grenze der Mongolei geht, später aber einmal nach Urga und von da an den Baikalsee gebaut werden soll. Die Chinesen sind stolz darauf, daß chinesische Ingenieure mit chinesischem Geld und chinesischem Material diese Bahn gebaut haben. Der Fremde benutzt die Bahn auf einer Strecke von

etwa zwei Stunden, wenn er die Große Mauer besucht.

Endlich sei einer zur Zeit noch wenig bedeutsamen Linie gedacht, welche die beiden großen Nord-Süd-Linien, Peking—Hankau und Peking—Nanking—Shanghai, etwa in der Mitte, dicht südlich vom Swangho, verbindet. Heute fährt da täglich nur ein langsamer, übrigens ganz bequem eingerichteter, einen Speisewagen führender Zug. Aber diese Bahn, jetzt schon westlich die Hankaubahn eine Strecke weit überschreitend, soll einmal die Provinzen Schensi und Kansu und weiter das chinesische Turkestan durchschneiden, um Anschluß an die russische Turkestanbahn zu gewinnen. Dann wird sie die zweite asiatische Transkontinentalbahn sein.

Immer noch nicht fertig ist die seit langem projektierte Bahn Hankau—Kanton oder überhaupt irgendeine Linie, die vom Jangtse ans südliche Meer geht. Die verschiedenen europäischen Staaten haben sich hier bei der Jagd nach Konzessionen stets den Rang ablaufen wollen, und so ist es immer noch nicht zu Endgültigem gekommen, was im Interesse Chinas sehr bedauerlich ist. —

In den Städten besorgt die bekannte Jinridscha oder kurz Ridscha — (auf Chinesisch: Dung nang cho, d. h. Wagen aus dem Ostland) — den Verkehr. Sie ist in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Japan erfunden worden, aber, wie es heißt, nicht von den Japanern, sondern von einem amerikanischen Missionar, welcher ein Mittel suchte, seine gelähmte Frau ins Freie zu bringen. Er setzte einen Lehnstuhl auf Räder — und die Ridscha

war fertig. Sie hat sich ganz Japan und China, sowie Singapur und Ceylon — Indien nicht — erobert. Übrigens sind ihre Tage gezählt, und es ist an manchen Orten schon ein Programm ausgearbeitet, die Rickshas systematisch im Lauf der Jahre an Zahl zu reduzieren und so automatisch abzuschaffen. Das junge China sieht es, mit Recht, als unvereinbar mit dem Geiste der republikanischen Demokratie an, daß ein Mensch sich von einem Menschen ziehen läßt. Autos und elektrische Trams haben schon in weitem Maße die Stelle der Rickshas eingenommen und werden es weiter tun.

Die Sprache.

Die Chinesen scheinen aus der Gegend des heutigen Turkestan, also von Westen her, in das Land, welches sie jetzt bewohnen, eingewandert zu sein. Jedenfalls waren, wie Denkmäler bezeugen, die ältesten Sitze chinesischer Kultur am mittleren Laufe des Hwangho. Von da sind die Chinesen langsam, aber stetig nach Norden und Osten, und auch nach Süden bis zum Jangtse vorgezogen. Endlich haben sie diesen überschritten und auch das ganze Südländ zu chinesischem Land gemacht, wobei sie natürlich eine Urbevölkerung in sich aufsaugten. Heute ist das gesamte chinesische Volk in jeder Hinsicht in ganz merkwürdigem Maße kulturell gleichartig geformt.

Ich will in diesem Abschnitt nichts weiter über „den Chinesen“ als Menschen und als Kulturträger sagen. Dazu wird sich noch in viel anschaulicherer Form reiche

Gelegenheit bieten. Auch über chinesische Kunst werde ich hier aus dem gleichen Grunde nur ganz kurz reden. Nur zweier Dinge möge in diesen einführenden Betrachtungen etwas breiter gedacht sein: der Sprache und der Religion.

Es mag etwas kühn erscheinen, wenn jemand über die chinesische Sprache sich auslassen will, der selbst nur ein paar hundert chinesische Wörter kennt und weder chinesisch schreiben noch lesen kann. Aber die eigentlichen Grundkennzeichen der so überaus interessanten und logisch so lehrreichen chinesischen Sprache glaube ich immerhin erfaßt zu haben.

Das Chinesische ist mit den Sprachen Tibets, Siams und Birmas verwandt, aber vom Japanischen, Mandschurischen und Mongolischen scharf geschieden, und zwar so scharf, daß man mir sagen konnte, Chinesisch und Japanisch unterschieden sich nicht wie Deutsch und Russisch, sondern wie Deutsch und Arabisch. Der Name „mongolische“ Sprachen im erstern Fall würde sich also in derselben sehr allgemeinen Region bewegen wie der Name „kaukasische“ Sprachen im andern Fall.

Das Chinesische nebst seinen Verwandten kennt, im Gegensatz zu den übrigen „mongolischen“ Sprachen, nur einsilbige oder, in einigen Fällen, aus einsilbigen zusammengesetzte Wörter.

Das Seltsamste ist nun dieses: jeder „Gegenstand“ im allgemeinen Sinne des Wortes, so wie auch die moderne Logik es versteht, sei es Ding, Beziehung oder bloße abstrakte Bedeutung, wie „Zahl“, „Tugend“ usw., hat

sein eigenes Schriftzeichen, das wohl ursprünglich eine Art Bild war, ganz wie im Ägyptischen. Solche Gegenstandszeichen soll es über 20 000 geben, aber selbst der Gebildetste kennt ihrer schwerlich über 12—15 000, und der Ungebildete, soweit er überhaupt lesen und schreiben kann, vermag die täglichen Bedürfnisse mit etwa 600 zu decken.

Diese Gegenstandszeichen sind durch ganz China dieselben, und eine große Zahl von ihnen ist auch in die Schrift Japans übernommen worden, unter Hinzufügung besonderer Charaktere.

Jeder Chinese kann also das von jedem Chinesen Geschriebene lesen und kann auch aus einem japanischen Buche, ohne irgendwie die japanische Sprache zu kennen, vieles verstehen.

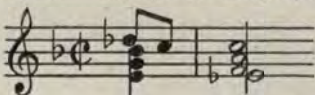
Aber die gesprochene Sprache ist nicht nur in Japan absolut anders als in China, sondern variiert auch in den verschiedenen Teilen Chinas selbst derart, daß sich z. B. in Nanking oft nordchinesische und südchinesische Studenten, falls sie nicht den offiziellen Peking-Dialekt, gleichsam als vermittelnde Fremdsprache (!) beherrschten, auf englisch verständigten.

Der gesprochenen Worte oder besser Silben gibt es nur gegen 500. Wie reimt sich nun das zusammen mit unserer Aussage, daß es etwa 20 000 Gegenstandszeichen gebe? Dadurch, daß jede gesprochene Silbe sehr viele verschiedene Bedeutungen haben kann. Was wir europäisch szö schreiben, kann z. B. vier oder buddhistisches Kloster heißen. Ganz und gar ebenso werden nun aber die verschiedenen szö doch nicht immer gesprochen,

und hier beginnen die ungeheuren Schwierigkeiten für den Schüler im Chinesischen. Es gibt da „Töne“, und von denen hat jeder Silbenlaut mindestens acht. Nehmen wir die Silbe shü: sie kann sein lang oder kurz, musikalisch von oben nach unten gehend oder von unten nach oben oder gleichbleibend, tief oder hoch usw. usw. Jedesmal ist etwas anderes gemeint, aber mit jeder Nuance kann auch noch sehr viel Verschiedenes gemeint sein, was sich dann nur aus dem Zusammenhang ergibt.

Ich fragte einmal meine chinesischen Freunde, ob der Name des großen Mandchukaisers Chien-Lung eigentlich „Geld-Drache“ bedeute. Darauf großes Gelächter: Nein, das gewiß nicht, die Gegenstandszeichen seien ganz andere als die für chien (Geld) und für lung (Drache). Aber, was der Name bedeute, wußte man gar nicht einmal.

Was hier eigentlich vorliegt, verstehen wir am besten, wenn wir uns auf die paar Fälle besinnen, in denen wir „Europäer“ ebenfalls Gegenstandszeichen besitzen.

Was  , was H_2SO_4 , was 5,

was $a^2 + 2ab + b^2 = (a+b)^2$ bedeuten, das weiß jeder „Europäer“, wenn er es auch je nach seiner Nationalität ganz anders benennt, also für das Zeichen „5“ etwa fünf, cinque, five, pñat, cinco usw. sagt.

Leibniz hat bekanntlich einmal den Gedanken einer „characteristica universalis“ gestreift, d. h. den Gedanken, Bedeutungs-Schriftzeichen zu schaffen, welche allen westlichen Nationen verständlich seien, für alle Gebiete

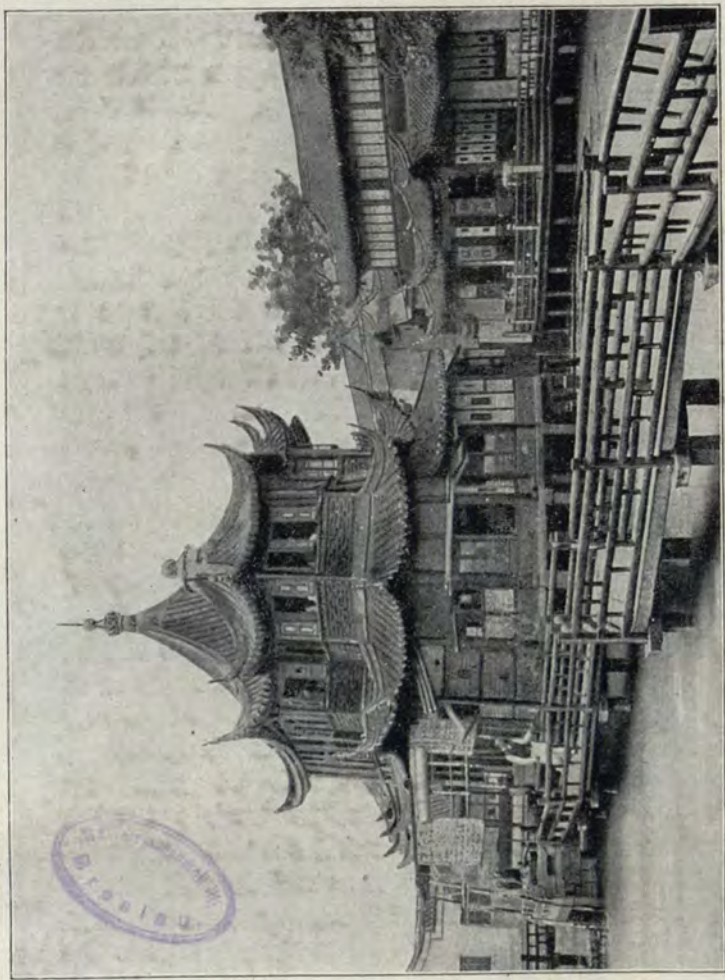


Chinesenkinder.



Straße in Shanghai.

(Man beachte die fünffarbige Flagge der Chinesischen Republik:
rot, blau, gelb, weiß, schwarz.)



Fook Hai in Shanghai.

des Wissens. Mit Recht hat er dabei Bezug genommen auf das Chinesische.

Ich erwähne noch ein paar Einzelheiten: Es gibt keine Deklination und keine Konjugation; aber die Wortstellung ist sehr scharf fixiert. Fragesätze werden meist dadurch gebildet, daß man das Verbum, mit der Negation versehen, wiederholt. Also: Willst du Reis essen? = Ni yao bu yao ch'i fan, d. h. wörtlich: Du wollen nicht wollen essen Reis.

Eine große Schwierigkeit, welche den Vorteil eines Fehlens von Deklination und Konjugation mehr als aufwiegt, sind die sogenannten Zählworte oder Numerative, wie sie grammatisch genannt werden. Wir haben im Deutschen ein Beispiel dafür: wir können sagen fünf Pferde, aber nicht fünf Vieh; fünf Stück Vieh müssen wir sagen. Entsprechendes muß der Chinese bei jeder Zählung tun; aber er darf nicht immer das, freilich gebräuchlichste, Zählwort gö anwenden, sondern jede Substantivgruppe hat ihr eigenes Zählwort, und wenn man Pferde, Esel oder Maultiere zählt, muß z. B. p'i, wenn man Messer zählt, pa gesagt werden, also san gö wan = drei Tassen, san p'i ma = drei Pferde, san pa dao-tze = drei Messer. Das lernt sich nur durch große Übung, denn es gibt eine sehr große Anzahl verschiedener Zählworte.

Noch ein paar Worte über die international angenommene Schreibweise chinesischer Worte. Das allgemein angenommene System ist dasjenige des Engländer's Wade, dessen Grundregel lautet: Die Vokale

wie im Deutschen, die Konsonanten wie im Englischen. Es gibt da nun aber gewisse Seltsamkeiten. So werden z. B. die Buchstaben b, d, g in der Transkription gar nicht verwendet; p, t und k sollen vielmehr b, d und g bedeuten; und will man wirklich p, t und k sagen, so schreibt man p', t' und k'. Entsprechend heißt ch auf deutsch dsch, ch' tsch. y ist deutsch gleich j; j ist das französische j in jardin. ao ist deutsch au, ei ist ë, ê ist ö. w ist natürlich u zu sprechen (englisch: water). Am störendsten ist die Verwendung des k da, wo es vor i oder e steht. Es soll, wie wir wissen, g bedeuten, aber nicht wie in dem englischen Worte give, sondern wie in genus, so daß ein dsch für Deutsche herauskommt. Kiang in der Wadeschen Schreibart heißt also, deutsch geschrieben, dschiang; Nanking heißt (wie es auch richtig ist) Nandsching oder noch besser Nandjing, mit dem französischen j.

Vollendet ist Wades System ganz und gar nicht, aber es ist nun einmal das allgemein angenommene, und man muß es kennen. Wir selbst haben es in diesem Buche verwendet¹.

Es gibt eine neue chinesische „Nationalschrift“ in Buchstaben, die aber fast keiner kennt und jedenfalls niemand verwendet. Es heißt, daß es unmöglich sei, die große Fülle chinesischer Laute mit ihr wiederzugeben. Endlich muß hier noch, wenn auch mit einem kurzen Wort, des abscheulichen Pidgin-Englisch gedacht werden.

¹ Schantung also deutsch = Schandung. Ch'üfu = Tschüfu.

Es ist eine Mischsprache, aus verdorbenem Englisch, verdorbenem Portugiesisch und verdorbenem Chinesisch zusammengesetzt. Nur in den ältesten Vertragshäfen, Canton und Shanghai, und in Hongkong wird es noch gesprochen. Mit Recht lehnt es der moderne Chinese, und ebenso der Amerikaner, vollständig ab. *Savee box* heißt Verstand. Das mag genügen. —

Die Religionen.

Man kann nicht von „der“ chinesischen Religion sprechen, sondern nur von den in China Anhänger findenden Religionen.

Man zählt deren fünf oder sieben, je nachdem man das katholische und das protestantische Christentum vereint oder trennt, und die israelitische Religion ausläßt oder mitzählt. Meist redet man von „den fünf Religionen“ und eine neue, große Gesellschaft, welche es sich zum Ziel macht, das Gemeinsame in allen Religionen aufzufinden, nennt sich auf Englisch ausdrücklich „Society of the five religions“.

Konfuzianismus, Taoismus¹, Buddhismus, Christentum und Islam stehen in Frage.

Über die beiden letzteren sage ich nichts, da sie fremden Ursprungs sind. Auch sind sie in China relativ jungen Datums; wenigstens gilt das vom Chinesentum in seinen heutigen Formen, wenn es auch, wie man

¹ Deutsch also Daoismus zu sprechen, s. S. 34.

weiß, vor langen Jahrhunderten nestorianische Christen in der Provinz Schensi gegeben hat.

Ich will nur kurz die drei heute typisch chinesischen Religionen zu kennzeichnen versuchen, von denen freilich der Buddhismus auch, aus Indien, importiert ist, etwa im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Aber er hat eine typisch chinesische Form angenommen oder, besser, er ist als chinesischer (und japanischer) Buddhismus die einzige Form, in welcher der späte oder Mahayana-Buddhismus Indiens heute überhaupt noch existiert. Denn Indien selbst ist ja durch seine Gegenreformation wieder hinduisch geworden, und die rein buddhistischen Länder Ceylon, Birma und Siam pflegen den älteren einfacheren südlichen Hinayana-Buddhismus.

Eine ganz rohe Kennzeichnung ist diese: In der Hinayanalehre ist Buddha mystisches Vorbild, aber kein Gott, es gibt da überhaupt keinen Gott und keine Götter im eigentlichen Sinne, obschon es übermenschliche, freilich auch erlösungsbedürftige, Wesen gibt. In der Mahayanalehre ist Buddha Gott, und es gibt viele andere, aus dem alten indischen Religionskreis übernommene, echte Götter und Dämonen. Die aller spätesten Form des Buddhismus auf dem asiatischen Kontinent, also abgesehen von Japan, ist der Lama-Buddhismus, in Tibet begründet und dort kirchenstaatlich organisiert. Dieser Buddhismus hat aber in China nur in Peking seine Anhänger und Tempel; er ist ein Fremdkörper. Die Mandschu-Kaiser pflegten seine Klöster aus politischen Gründen, nämlich um Mongolei und Tibet bei guter Stimmung zu erhalten; seit

Begründung der Republik ist alles, was mit dem Lama-Buddhismus zusammenhängt, in raschem Verfall (künstlerisch, wenn man an die schönen Tempel denkt, in allzu raschem).

Der normale Mahayana-Buddhismus hat viele Anhänger im chinesischen Reiche; aber, von gewissen Klöstern abgesehen, kann man kaum sagen, daß er eigentlich lebt. Es ist mehr Gewohnheit als glaubensmäßige Überzeugung da. Freilich setzen sich neuerdings auch einige Intellektuelle für die Erneuerung des Buddhismus ein; aber sie tun es vornehmlich, damit die Christianisierung, zumal durch Amerika, nicht allzu weite Kreise ziehe, und nicht aus Glaubenseifer. Und so etwas wirkt nicht. Das Volk geht wohl in die buddhistischen Tempel, läßt etwas Weihrauch verbrennen, kniet nieder; aber damit ist alles zu Ende. Die Mönche besorgen, wie man meint, die Hauptsache.

Konfuzianismus und Taoismus sind allein ganz rein chinesisch. Die Urheber beider Bekenntnisse stammen beide aus der Provinz Shantung und haben etwa um dieselbe Zeit, d. h. um 600 v. Chr. gelebt, sich auch, wie die Berichte lauten, einmal persönlich ausgesprochen.

Nur der Taoismus kann im eigentlichen Sinne eine Religion genannt werden. Ursprünglich, der Lehre Lao-tses nach, ist er eine pantheistisch-mystische Philosophie, welche den älteren indischen Philosophien nicht unähnlich ist. Allmählich hat er sich verflacht, viel von der uralten Naturvergöttlichung der Chinesen, in Form von Wind-, Fluß-, Berggöttern, in sich aufgenommen und ist auch

mit Nebenlehren des späten Buddhismus, z. B. mit der Höllelehre, ebenso mit dem alten Ahnenkult Verbindungen eingegangen. Es soll einige hochentwickelte taoistische Klöster geben; die taoistischen Tempel werden meist von den niederen Schichten des Volkes, zumal von Soldaten, besucht.

Die Lehre des großen Meister Kung¹ ist keine Religion, sondern ein ethisches System von großer Tiefe und Reinheit, gegründet auf die Begriffe Pflicht, Vertrauen und Autorität. Zur Religion wird sie allenfalls durch Verquickung mit dem uralten Ahnenkult, der in Japan, in Form der Shinto-Religion, so besonders weit entwickelt ist. Die Sittenlehre des Kung-tse durchdringt ganz China; die konfuzianischen Tempel hingegen waren und sind nur an den seltenen großen Staatsfeiertagen überhaupt geöffnet — es sei denn, daß sie als Sehenswürdigkeiten gelten — und werden nur von den Schichten der Gebildeten, zumal der Beamten besucht.

Schon gelegentlich erwähnt wurden in dieser kurzen Zusammenstellung gewisse uralte religiöse Lehren Chinas, deren Bestandteile in die drei großen Religionen hineinverflochten sind. Es handelt sich um einfache Naturreligionsbestandteile einerseits, um Ahnenverehrung andererseits. Beide, wie schon gesagt wurde, durchdringen den Taoismus, der Ahnenkult auch die Lehre des Kung. Nun hat sich aber in einem religiösen Kult, den es nur in Peking gibt, die uralte Naturreligion auch als solche

¹ Kung-tse oder Kung-su-tse heißt Meister Kung.

erhalten, nämlich in den Zeremonien am Himmelsaltar. Wie dieses Gebäude schon als Bau, mit seinen Erde, Mond und Sonne geweihten kleineren Genossen, ganz isoliert steht und nicht irgendwie in China seinesgleichen hat, so auch der Kult, dem es dient, oder wenigstens gedient hat; denn jetzt ist der Himmelsaltar Nationalmonument. Weiteres über ihn wird man unten (S. 93 ff.) finden.

Ich beschließe diesen Abschnitt über die Religionen Chinas noch mit einigen allgemeinen Worten.

Zunächst einmal wäre es sehr falsch zu denken, daß, wie bei uns, die Annahme der einen Religion diejenige der andern ausschliesse. Davon ist gar keine Rede. Man kann sich zu Hochzeitszeremonien taoistische, zu Begräbnissen buddhistische Priester kommen lassen und daneben kann man die Tempel des Kung-tse besuchen. Hiermit ist schon ohne weiteres die außerordentliche Toleranz des Chinesen gekennzeichnet. Was ich selbst in dieser Hinsicht erlebte, wird später erzählt werden (s. Kapitel 16, S. 162 ff.).

Endlich möchte ich nicht unterlassen zu erwähnen, daß sich architektonisch konfuzianische, buddhistische, taoistische Tempel und auch die Moscheen der Mohammedaner nicht voneinander unterscheiden; erst die innere Dekorationsausstattung verrät dem Besucher, wo er sich befindet. Nur der Himmelstempel in Peking, mit seinen drei kleineren Genossen, ist, wie gesagt, die, allerdings sehr wesentliche, Ausnahme.

Die wesentlichsten Bauformen.

Von bildender Kunst und Musik der Chinesen wird noch oft die Rede sein, ebenso von ihrer Kleidung, ihren Speisefitten u. a.

Ich will daher an dieser Stelle nur ein paar ganz allgemeine Worte über ihre Architektur sagen, und zwar will ich die großen Typen der chinesischen Gebäude in ihren wesentlichsten Kennzeichen dem Leser vorführen.

Es gibt acht Typen chinesischer Gebäude¹.

Erstens: die Altäre, das sind offene, runde Plattformen mit Rundwegen in abgestufter Höhe. Ihrer sind nur vier, alle in Peking; der größte und schönste ist der oben schon erwähnte Himmelsaltar.

Zweitens: der gedeckte Zentraltempel, welcher rund oder achteckig sein kann. Er ist selten; ein großer buddhistischer Stadttempel in Kaifeng und die sogenannte Klassikerhalle des Konfuziustempels in Peking gehören, unter den mir bekanntgewordenen Gebäuden, hierher.

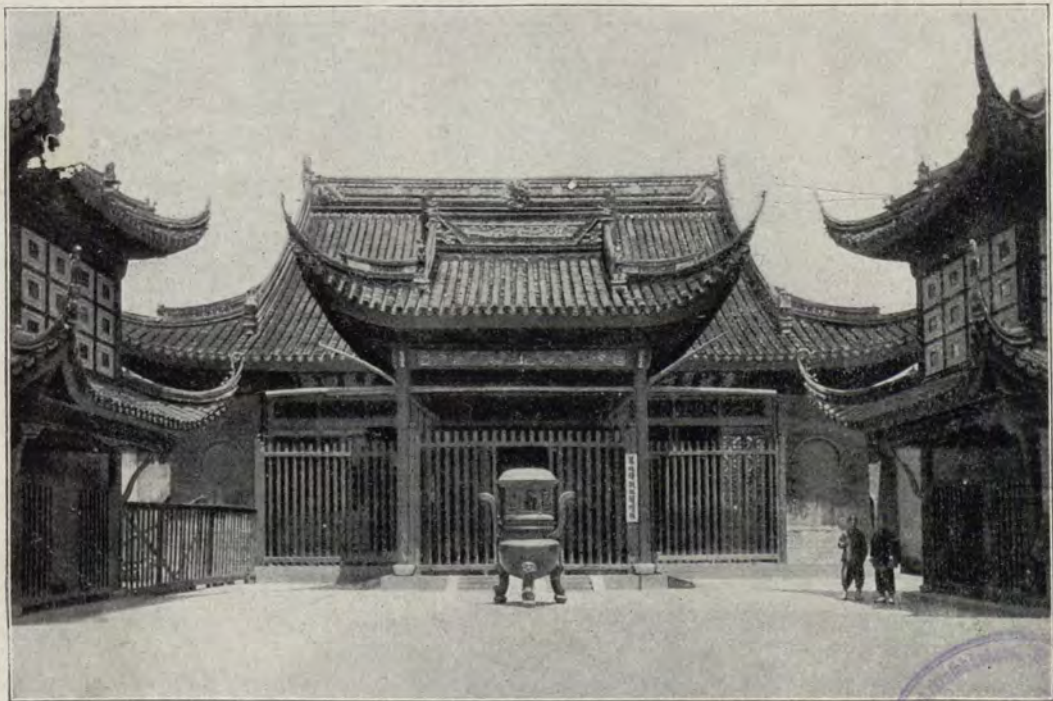
Drittens: der Pavillon, in großer Zahl in allen Palast- und Tempelhöfen, aber auch, für die kaiserlichen Besucher, im Gräberhain der Kungs in Ch'üfu, dem Geburts- und Grabort des Kung-fu-tse, errichtet.

Viertens: die Halle. Sie kann Tempel jeder Konfession oder auch Palast sein und ist das Gebäude, welches dem Besucher am häufigsten entgegentritt. Fast

¹ Sie alle werden durch die dem Buche beigegebenen Abbildungen veranschaulicht.



Examenzellen in Nanjing.



Buddhistischer Tempel in Shanghai.



stets ist sie aus Holz und von großen roten, oft bemalten, Holzsäulen getragen. Ein kleiner Steintempel in Suchou, nahe bei Shanghai, ist durchaus eine Ausnahme und als solche berühmt.

Fünftens: die sogenannte Pagode, korrumpiert aus dem indischen Wort „Dagoba“, chinesisches Ta. Sie ist stets buddhistisch und birgt unter sich eine Reliquie Buddhas oder eines seiner Schüler. Ihre echte chinesische Form ist die eines Terrassenturms von 7, 9, 11 oder 13 Stockwerken, die sich fast nicht verjüngen. Nur bei Peking gibt es auch Pagoden von der tibetisch-mongolischen, an indische, ceylonesische und birmanische Bauten erinnernden Form, die übrigens auch zu Gräbern gelegentlich verwendet werden. Auch zwei Pagoden im Hindustil gibt es bei Peking.

Sechstens: das Tor, oft mit herrlichen mehrstöckigen Aufbauten. Am schönsten sind die Palast- und Stadttore der Hauptstadt.

Siebtens: der Pai-lou, d. h. der Ehrenbogen, aus Holz oder Stein. Man findet ihn überall im Lande. Er dient dem Gedächtnis großer Männer, aber, in kleinem Maßstabe, auch dem treuer Witwen. Die schönsten Pai-lou sind dem Konfuzius in Peking und der Mingdynastie als Eingang zu ihren Gräbern bei Nan-kou, nicht weit von Peking, errichtet.

Achtens: das Monumentalgrab mit seinen Statuenreihen von Tieren und Mandarinen. Am gewaltigsten sind die Kaisergräber in Nanjing und bei Peking; aber es gibt auch kleinere Anlagen dieses Stils.

Endlich ein Wort über den Unterschied zwischen nord- und südchinesischem Stil, der in kunstgeschichtlichen Werken meist nicht erwähnt, aber sehr charakteristisch ist. Er betrifft im Grunde eine Nebensache, ist aber doch für das Auge höchst auffallend. Die Grenze scheint der Swangho, seinem alten Laufe nach, also mit der Mündung nördlich von Shanghai, zu bilden; die Provinz Shantung gehört jedenfalls schon zum Bezirk des Nordstils. Der Unterschied der Bauart betrifft die Dächer aller Hallen, Pavillons, Pagoden usw. Schweifend gekrümmt, mit der konkaven Seite nach oben, sind sie alle; aber der südliche Stil läßt die Ecken dann noch einmal nach oben umbiegen. Dieser sehr phantastisch wirkende Südstil ist das, was wir meist als „chinesisch“ bezeichnen, weil eben der Nordstil bei uns erst viel später bekannt wurde. Der Nordstil hat in China die edelsten Architekturwerke hervorgebracht; oft sind es Bauten von höchster und ernstester Monumentalität.

Der Baustil Koreas und Japans hat sich an den chinesischen Nordstil angeschlossen.

Nach diesen allgemeinen Erörterungen gehen wir zur Schilderung einiger besonders bedeutsamer Reiseerlebnisse über. Sie werden oft durch Betrachtungen über die chinesischen Menschen und ihre Kultur, sowie auch über die Beziehungen der fremden Nationen zu China unterbrochen werden.

Viertes Kapitel.

Von Leipzig nach Shanghai.

(M. D.)

An Bord der „Mishima Maru“, 29. September 1922.

Es war gestern abend wirklich und wahrhaftig der Mond, der mich nach Hause zurückversetzte und mir endlich die bei der großen Hitze nötige Energie zur Abfassung dieses ersten Berichtes gab.

Nach Aufenthalten in Basel und Genf sausten wir mit dem denkbar schnellsten „Rapide“ nach Marseille. Genf stand anlässlich der Völkerbundstagung in Flaggen-gala. Ein hübscher Auftakt für uns zur Weltreise. Außer unserer Schwarzrotgoldenen Flagge fehlten wohl nur noch Amerikas und Rußlands Hoheitszeichen. Ein merkwürdiger Dreibund übrigens! Im Rapide nach Marseille benahmen sich unsere französischen Mitreisenden sowohl im Kupee als auch im Speisewagen sehr korrekt. Natürlich distanzierte man gegenseitig mehr, als das früher der Fall gewesen wäre. Marseille empfing uns mit meridionalen Lärm. Wer am Mittelmeer gelebt hat, kennt die Freude der Menschen dort am Lärmen. Eine hervorragende Gelegenheit zur Betätigung darin geben da natürlich die Autos. Es wird fortwährend getutet.

Den Droschkenkutschern ließ das durchaus keine Ruhe, und so hat nun jeder Ein- und Zweispänner auch seinen Gummiball. Bei dem enormen Fahrbetrieb in der Rue Cannebière schwillt der Supenlärm fast schon zum Getöse an. — „Hätte Paris eine Rue Cannebière, so könnte es Marseille sein“, sagt der stolze Marseiller. Ich dachte mir aber — eigentlich die Leipziger Messe in Permanenz! — Dann sah ich mir auch die Damen an und konstatierte, nicht ohne Genugtuung, daß man in der Grimmaischen Straße gerade so hübsche Kleider sieht. Ja mir kam es fast vor, als sei man in Marseille noch etwas in der Mode zurück; ich sah fast ausschließlich sehr kurze Röcke und sehr kurze Ärmel, was doch schon etwas vieux jeu bei uns ist. Natürlich haben es die Marseillerinnen im September viel heißer als wir in Leipzig. Handschuhe, auf die die Südländerin einst sehr Wert legte, sah ich selbst bei sehr korrekt wirkenden Damen keine mehr.

Am Nachmittag des 9. September bestiegen wir das noch ladende Schiff. Viele junge dienstbeflissene, weißbekittelte Japaner empfangen uns. Das Quietschen der Verladekrane sang uns in Schlaf und weckte uns schon frühzeitig. Berge von Ziegeln waren noch zu verstauen, und Fässer lagen schon schichtweise in der Tiefe des Schiffes. Als aber die Sonne höher stieg, glitten wir langsam hinaus zwischen den vielen, im morgenlichtbeglänzten Wasser sich spiegelnden Schiffen. Dann rascheres Durchschneiden der lebhafter werdenden See, und Marseille, die auf unserer Route letzte Stadt Europas, ist nur noch als wunderschönes bläulich und oderschimmerndes Panorama zu

sehen, das allmählich hinter den kalkgrauen Felsen der beginnenden Riviera zurücktritt. Der Kurs ist jetzt auf die Straße von Bonifazio, die Korsika von Sardinien trennt, gerichtet.

Da es ein japanisches Schiff ist, sind die Japaner, darunter auch eine Dame, in der 1. Klasse in großer Zahl vorhanden. Die Engländer kommen ihnen aber wohl an Kopfbzahl gleich, doch durch Untermischung anderer Europäer ist für einen wohlthuenden Ausgleich gesorgt. Reichsdeutsche sind wir in der 1. Klasse im ganzen nur drei; einige jüngere Herren sind noch in der 2. Klasse. Deutschschweizer sind in etwas größerer Zahl an Bord. Dann Chinesen, Dänen, Holländer, zwei Französinen und ein junger Malaie aus Manila. Erwähnen muß ich auch die vielen Kinder. Etwa fünfzehn! Zwischen $\frac{1}{2}$ bis 10 Jahren. Da dieses Schiff kein Kinderdeck hat, machen sie sich oft etwas zu stark bemerkbar; in der Ruhezeit, zwischen 2 und 4 Uhr nachmittags, müssen Mütter und Kinderfräulein sie energisch in Schach halten.

Über die Beziehungen von uns Reichsdeutschen zu den verschiedenen Nationalitäten noch einige besondere Betrachtungen: Da wir Reichsdeutschen zur Zeit nun mal die Sündenböcke der Welt sein sollen, waren wir, trotz unserer guten Erfahrungen in Frankreich, natürlich auf allerlei gefaßt. — Es läßt sich auch nicht leugnen, daß einige Briten an Bord sich wohl erst daran gewöhnen mußten, Deutsche wieder mit Ruhe und Selbstverständlichkeit hinausreisen zu sehen. Die meisten aber benahmen sich korrekt, und mit einigen stehen wir uns

sogar besonders gut. Japaner und Chinesen sind ohne Ausnahme sehr liebenswürdig, fast herzlich mit uns. Ein Moment, das uns ernstlich zu denken gibt, wenn wir damit die Haltung einiger reichsdeutschen Professoren vergleichen, die z. B. Japanern Arbeitsplätze in ihren Laboratorien verweigern.

Weniger gute Erfahrungen machten wir aber an „Neutralen“. Es sind hier einige, und zwar Vertreter von jeder der drei an Bord befindlichen neutralen Nationen, die ganz deutlich ihre Animosität zeigen gegen alles, was deutsch ist. Abgesehen von einem durchaus verfehlten Benehmen gegen uns, verleugnen sie auch konsequent ihre deutschen Sprachkenntnisse. Wir betrachten dies alles natürlich mit Humor. Die meisten, Holländer, Dänen und Schweizer, sind aber angenehme, zum Teil liebenswürdige Menschen, die auch deutsch sprechen, wo es in Frage kommt. Man sollte aber doch in Deutschland gerade mit den europäischen Neutralen gelegentlich zurückhaltender sein, jedenfalls aber die Nationen nicht vor den Kopf stoßen, die uns menschlich und kulturell wirklich schätzen, nämlich die Chinesen und Japaner.

Es kommt mir auch gerade hier auf dem Schiff zum Bewußtsein, daß man sich über den Krieg nur mit Angehörigen der am Krieg beteiligt gewesenen Nationen unterhalten mag, nicht aber mit Neutralen. So hatte ich schon wiederholt sachliche und interessante Kriegsgespräche mit einem englischen Flieger; er war Major einer Fliegerformation gewesen. Mit den Feinden verbanden uns während des Krieges schließlich doch un-

gefähr gleiche Nöte und Sorgen — die Neutralen sahen nur zu. Wenn man diese Gedanken festhält, so wird man sich stets mit Angehörigen der Entente auf einer Basis treffen können.

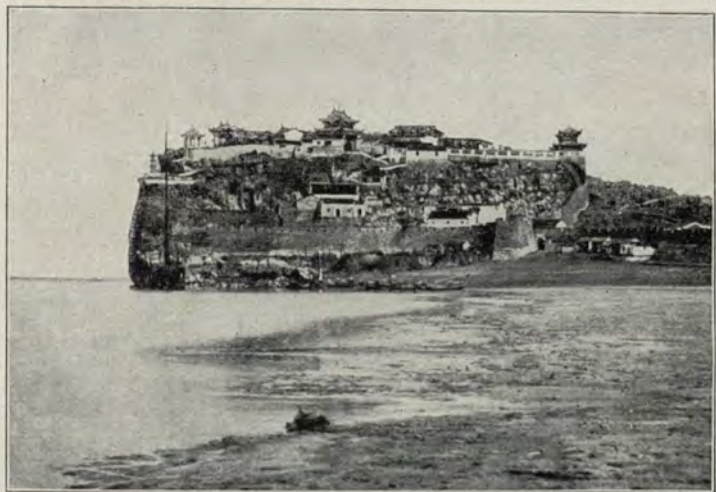
Wir sind in der 1. Klasse etwa 60 Personen. Für fünf Wochen mit dieser verhältnismäßig großen Zahl auf verhältnismäßig kleinen Raum eingeschlossen zu sein, bedingt ein gewisses gesellschaftliches Leben, das sich hier auf der „Mishima Maru“ mit Shuffleboard, Whistspielen, Unterhalten und Schwimmen (in einem improvisierten Segeltuchschwimmbad, Herren und Damen getrennt) auch sehr nett abwickelt. Zum Tanzen, gelegentlich abends auf Deck, finden sich der Hitze wegen nur wenig Liebhaber. Der größte Teil des Tages ist natürlich dem Lesen im Liegestuhl gewidmet. Ich plage mich zur Zeit mit einer Einführung in alte chinesische Philosophie. Bei einer Temperatur von zirka 34 Grad Celsius kann man sich nur schwer die altchinesischen Namen und Begriffe merken. Viel lieber höre ich unserm neuen chinesischen Freunde zu — er ist ein sehr reicher Geschäftsherr, mit einem Hausstand von 100 Personen, unterhält drei Hospitäler und besitzt ein großes Flußboot zum Daraufwohnen, drei Autos und zwei Equipagen; also dieser Businessman aus Fern-Ost entwickelt uns gern den Dämonenglauben seiner Väter, und die letzten schweren Taifune führt er auf die Seelen der im Weltkrieg zu früh dem Leben Entzogenen zurück. Sein junger chinesischer Freund hier an Bord ist Sozialist; er kommt gerade von Cambridge, wo er zwei Jahre studiert

hat, und nun ist es interessant für uns, wie zwischen diesen Vertretern zweier Weltanschauungen Redekämpfe ausgefochten werden, über die sie uns nachher stets unterrichten. Dieser jüngere Chinese dichtet aber, trotz modernster Anschauungen, selbst in der alten Weise seines Landes, und es war für uns neulich abends, an der Keling sitzend, unter uns das dunkle Meer, über uns der klare tropische Sternenhimmel, ein poetisches Erlebnis, als der junge chinesische Literat uns die Dichtungen seiner Heimat in einem ständierenden, melancholisch melodischen Tonfall vortrug.

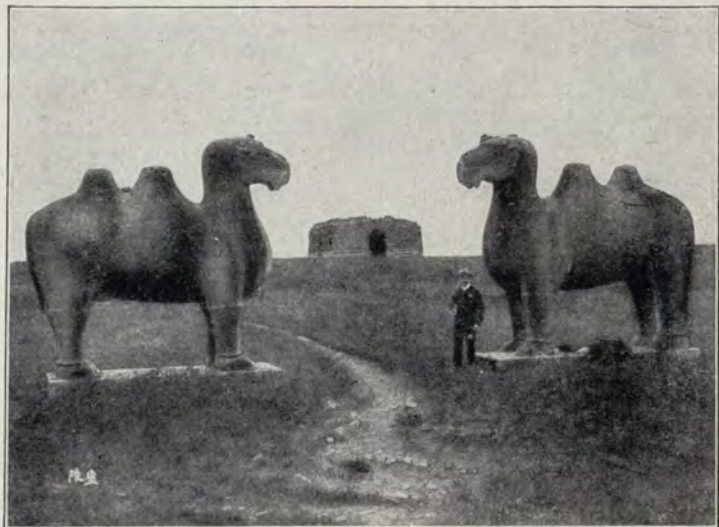
Nun muß ich wohl noch einiges über unsere eigentliche Fahrt sagen. In Port Said legten wir erst in den Abendstunden an und konnten mit einer Gruppe Schiffsbekannter gerade nur ein heiteres Diner an Land einnehmen. Port Said selbst wirkte in künstlicher Beleuchtung mit seinen offenen Basaren malerischer und schöner, als ich es von unserer einstigen ägyptischen Reise her in Erinnerung hatte. — Im Roten Meer wurde es vier Tage lang unbeschreiblich feucht-heiß, so daß bei fast allen Kindern und vielen von uns Erwachsenen der „rote Hund“ ausbrach, ein in dieser Gegend stets vorkommender Hitzfriesel. Bei einer etwas erträglicheren Temperatur verschwand er aber wieder im Indischen Ozean. An Aden fuhren wir nur in der Ferne vorbei, wir kamen aber näher an Sokotra heran, eine sehr langgestreckte, ganz unfruchtbare Felseninsel, aus der selbst ein Robinson nichts mehr hätte machen können. Nicht weit von Aden geschah etwas Seltsames. Ein kleineres Segelschiff, mit



Dschunken in einem chinesischen Hafen.



Tempelberg am Jangtse bei Chinkiang.



Teil der Statuenallee vor dem Minggrab bei Nanjing.



Teil der Statuenallee vor dem Minggrab bei Nanjing.

etwa 25—30 dunkelfarbigen Männern darauf, kam auf dem sonst ganz einsamen Wasser auf etwa 300 Meter in unsere Nähe und sandte ein Ruderboot mit zwei Mann und der roten Notflagge an unser Schiff heran. Unser Kapitän ließ zu unser aller Verwunderung nicht halten, er ließ aber, wie wir hörten, nach Aden um Hilfe für die Leute funken. Er habe, heißt es, kein Risiko für unser Schiff übernehmen wollen. Es soll in dieser einsamen Gegend noch Seeräuber geben, die sich oft unter einem Vorwand an Schiffe heranmachen. Die meisten von uns hätten aber doch lieber eine Hilfeleistung für die Leute gewünscht.

Eine große Auffrischung für uns alle bedeuteten die acht Stunden Landaufenthalt in Colombo. Es war ein herrlicher Morgen, lustig und zuerst kaum heiß. Wir nahmen zusammen mit unserem deutschen Landsmann ein Auto und sahen so in kurzer Zeit eine Menge malerischer einheimischer Straßen von Colombo, und weiter draußen durch den Palmenwald hindurch große Teile von Ceylon und der malerischen Küste. Das Schönste war aber unser Breakfast (erstes Frühstück) in dem auf einem Felsenvorsprung gelegenen, ganz von Palmen und Meer umgebenen Hotel „Mount Lavinia“. Das Breakfast, obwohl mit seinen einheimischen Früchten und frischen gebratenen Fischen bemerkenswert gut, war dabei natürlich nur Nebensache. In dem nach allen Seiten offenen, vom Meerwind durchwehten Speisesaal auf festem Grund und Boden zu sitzen und auch nicht ein bißchen heiß zu haben, das war das Schönste!

Eines Abends gab es beinahe Gefahr an Bord. In einem der Kohlenbunker hatten sich infolge der Hitze die Kohlen selbst entzündet. Da es nicht sofort bemerkt worden war, hatte die Mannschaft eine ganze Nacht zu tun, um den nun durch Schotten abgeschlossenen Bunker unter Wasser zu setzen, wieder auszupumpen und so fort. Man atmete natürlich auf, als der brenzlige Geruch, der sich schon über das ganze Schiff verbreitet hatte, endlich aufhörte.

Jetzt fahren wir häufig durch ganze Schwärme kleiner fliegender Fische. Sie sehen in der Sonne silbrig aus und schießen, ähnlich wie Schwalben, streckenweise nahe über dem Wasser hin. Es scheint, daß unser Schiff sie aufstöbert. Manche Mitreisende haben auch schon die Fontäne und Rückenteile von Walfischen gesehen. Eine wirkliche Schwalbe haben wir übrigens auch an Bord; sie hat irgendwo ihren Schlupfwinkel. Dann reisen noch sieben englische Pferde für die japanische Armee mit uns, ein Papagei und zwei schöne Rassehunde. Mitten in der denkbar größten Einöde also intensivstes Leben.

Nanking, November 1922.

Wenn man Briefe aufschreibt, „wird es immer schlimmer“, man weiß eben nicht mehr, wo anfangen. So geht es mir auch mit meinen Reiseberichten, denn was ich zu erzählen hätte, schwillt von Woche zu Woche lawinenartig an. Wie Rudolf Steiner es einmal in seinem Leipziger Vortrag als Konzentrationsübung empfahl, will ich nun aber versuchen, „die Treppe wieder rückwärts hin-

unterzugehen“, was bekanntlich schon für einen einzigen Tag sehr schwer ist. Auf den Stufen, wo mir die Erinnerungen ganz besonders lebhaft wiederkommen, will ich dann haltmachen. Zuletzt erzählte ich von Colombo, wo wir ja leider nur acht Stunden Landurlaub hatten.

Zwei Tage fuhren wir an Sumatra vorbei. Dieses ist fast so groß wie Deutschland. Auf der anderen Seite tauchen bald malerische Inseln auf, die zu Malakka gehören. Auf der Halbinsel Malakka selbst bemerkten wir die deutliche Formation eines Vulkans, ähnlich wie der Vesuv vor seiner letzten großen Eruption. Wir erfuhren dann noch, daß in den Urwäldern am Abhange dieses Vulkans in primitiven Hütten Leute mit weißer Haut wohnen, Ureinwohner; daß sie selbst für die notdürftigste Bekleidung kein Interesse hätten und daß sie aus Blasrohren Giftpfeile schossen. Gerade an diesem Abend hatte man auf Deck ein Klavier gestellt und ein Konzert mit darauffolgendem Tanz arrangiert. Wo in größerer Menge Angelsachsen beisammen sind, geht es ja nie ohne diese Art Konzerte ab, bei denen auch jene singen, denen Gott keine Stimme verlieh. Am besten schnitt denn auch ein junger, deutscher Architekt dabei ab, der etwas auf dem Klavier improvisierte. Wenn es auch kein Gewandhauskonzert war, so war unsere schwimmende Musikaufführung mit Herren und Damen im Abendanzug doch auf alle Fälle ein eigenartiger Kontrast zu dem Land und den Leuten, an denen wir in Sehweite vorbeifuhren!

In Singapore durften wir dank unserem Ministerialpaß für 24 Stunden an Land. Unsere reichsdeutschen

Landsleute leider noch nicht, da die Engländer Singapore (nicht Ceylon und Hongkong) den Deutschen unbegreiflicher Weise noch verschlossen hielten. Es hieß damals, daß diese Sperre im November aufgehoben werden sollte. (Am 1. November 1922 ist das in der Tat geschehen.) Singapore war unser äquatorialster Punkt, und unter einem echten, wolkenbruchartigen Tropenregen gingen wir an Land; Colombo wirkte schon ganz südlich, aber in Singapore ist das Tropische doch noch mehr akzentuiert. Schon allein das in Riesendimensionen erbaute luftige Hotel. Im wahrsten Sinn des Wortes eine Völkerkarawanserei. Nach der engen Kabine löste in uns das „first class arrangement“, sehr großes Schlafzimmer mit großer zimmerartiger Loggia und Badezimmer darüber, durch eine Innentreppe verbunden, schon beinahe eine Art „Raumangst“ aus. In Singapore trat uns zum ersten Male chinesisches Straßenleben mit seinen offenen Garlücken, seinen von Kulis gezogenen zweirädrigen Kutschen (Ridschas), Abendhandel bei bunten chinesischen Laternen entgegen. Das Eindrucksvollste aber war die Autofahrt durch die Malaiendörfer nach dem Botanischen Garten. Die Malaiendörfer sind vereinzelt stehende Pfahlbauten inmitten von ausgedehnten Palmenwäldungen. Sehr oft um das Haus herum ein Wassergraben. Der Botanische Garten in Singapore gehört wohl zu dem Schönsten, was die Tropenwelt uns Europäern zu bieten hat. Wissenschaft und Geschmack haben hier zusammengewirkt, um Blühendes, Schlingendes, Kriechendes und Hochstrebendes der tropischen Pflanzenwelt an der richtigen

Stelle zur Geltung zu bringen. Daß ein Teil des Gartens richtiger Urwald ist, war noch eine besondere Überraschung. Ein Hüne von einem indischen „Wachman“ führte uns auf ganz schmalem Pfad tief in das Dschungel hinein. Bei der Rückfahrt stand der Mond über den Palmen, und als wir wieder in die Stadt einbogen, sahen wir, wie „fliegende Händler“ ihren tausenderlei Kram auf Tüchern mitten auf dem Boden der Straßen ausgebreitet hatten, rings mit brennenden Kerzchen umstellt. Man ahnt im ganzen Osten noch nicht, daß es einen Sechs-Uhr-Laden-schluß gibt. — Diese sich auf der Erde hinziehenden Geschäfte sahen wir aber nur in Singapore.

Hongkong erinnerte uns an Korsika. Hohes dunkles Gebirge, vom Meer aufsteigend, an den tieferen Abhängen und Tälern subtropische Vegetation, obwohl noch in den Tropen gelegen. Unser englischer Schiffsfreund, ein in Hongkong ansässiger Arzt, führte uns im Auto um die ganze Insel herum. Bemerkenswert schön liegt an dieser Rundstraße das Repulseban-Hotel in einer Bucht, wo gebadet wird. Auch an die Route de la Corniche bei Cannes mußten wir während der Fahrt denken. In Hongkong wohnten wir nicht unten in der großen „Karawanferei“, sondern oben auf dem „Peak“, zu dem eine sehr steile Zahnradbahn führt, in einem kleineren, fast sommerfrischartigen Hotel. Die meisten englischen Hongkonger wohnen auf dem „Peak“. — Der Blick von oben über alle Buchten, Inseln und Halbinseln ist weltberühmt, man weiß in Europa aber natürlich nicht viel davon. Und abends sieht man Hongkong mit seinem

großen Hafen in einer feenhaften Lichterlisière erglänzen.

Shanghai erreicht man erst nach längerer Fahrt durch den Fluß. Schon lange vor der Mündung des Jangtsekiang — bekanntlich der drittgrößte Fluß der Erde — ist das Wasser gelblich, dann wird es im Fluß selbst milchschokoladenfarben. Drei Stunden fährt man vom Meere aus im Jangtse, dann biegt man in einen Nebenfluß, den Wang-Po, ein, und nach einer weiteren einstündigen Fahrt ist man in Shanghai.

Zu unserer Überraschung erwartete uns am Kai eine große Gruppe: Unsere deutsche Gesandtschaft in Peking hatte zu unserer Begrüßung in China ihren wissenschaftlichen Berater Dr. Wilhelm, den bekannten Sinologen, geschickt. Da man von Peking nach Shanghai 36 Stunden Bahn fährt, so war dies schon als besondere Aufmerksamkeit zu bewerten. Dann erwartete uns auch Dr. Carsun Chang, der meinen Mann im vorigen Jahre in Leipzig aufgefordert hatte, und noch mehrere andere chinesische „Scholars“, wie man hier noch immer die Gelehrten nennt. Schließlich konnten wir auch gleich am Kai alte Heidelberger Freunde, den Mediziner Dr. Pfister mit Frau, begrüßen, der unterdessen einem Ruf an das ganz einzigartige Rodefeller-Institut in Peking als Neurologe Folge geleistet hat.

Shanghai war zuerst nur als Durchgangsstation gedacht. Da man meinen Mann aber bat, an drei Hochschulen dort Vorträge zu halten, dehnte sich unser Aufenthalt auf

eine Woche aus; auch ein Abstecher von zwei Tagen nach der Tempelstadt Hangchou am „West-Lake“ wurde eingeschoben. Dieser Ausflug vollzog sich fast unter Zeremoniell. In unserer Begleitung waren außer Dr. Chang, der alle Vorträge meines Mannes in genialer Präzision übersetzt, noch dessen Assistent, der junge „Scholar“ Mr. Ch'ü, ferner ein chinesischer Brigadegeneral, Vorsitzender einer großen wissenschaftlichen Gesellschaft in Shanghai, Dr. Wilhelm und der junge chinesische Sozialist, der, von Cambridge zurückkommend, schon auf der „Mishima Maru“ unser Reisegenosse gewesen war.

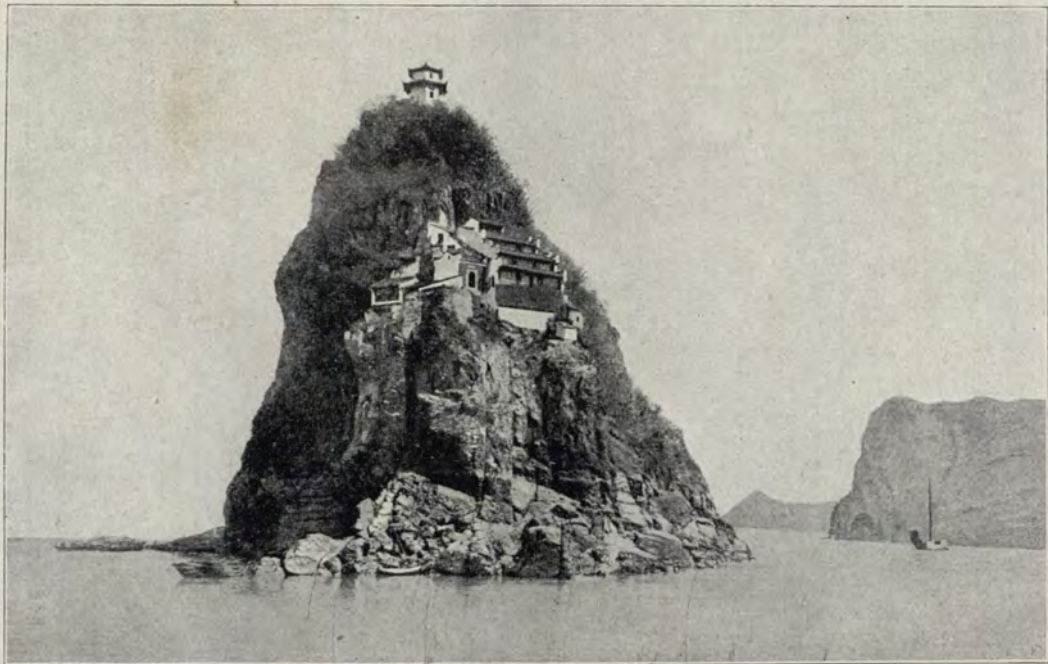
Als wir in Hangchou, nichts ahnend, abends bei mäßiger Beleuchtung den Zug verließen, empfingen uns auf dem Bahnsteig wenigstens 30 chinesische Herren, mit wenigen Ausnahmen alle in chinesischer Kleidung. Es waren alles Vorstände von Mittel- und Hochschulen aus Hangchou, das eine berühmte Schulstadt Südhinas ist. Einer der Herren sprach deutsch und machte den Wortführer, bei den andern beschränkte man sich gegenseitig auf Verbeugungen, wobei die meisten meinem Mann ihre Karten überreichten, eine sehr ausgeprägte chinesische Sitte.

Auf einmal wurde diese feierliche, etwas „düstere“ (weil schlecht beleuchtete) Zeremonie für mich durch etwas sehr Freundliches unterbrochen. Ein kleines zehnjähriges chinesisches Mädchen in hübschem hellem europäischem Kleid machte vor mir einen tiefen deutschen Mädchenknick, gab mir einen schönen Blumenstrauß und sagte irgend etwas mit heller Stimme in bestem Deutsch. Es war die kleine Alice Yin, die Tochter des schon erwähnten Wortführers.

Mr. Yin ist jetzt Professor an der Rechtsschule in Hangchou. Er war mit Frau und zwei Kindern gerade einen Monat vor uns von Deutschland gekommen, wo er mehrere Jahre Jura studiert hatte. Während die Eltern in Berlin lebten, waren die zwei kleinen Chineslein (Alice hat noch einen kleineren Bruder) in einer Privatschule im württembergischen Schwarzwald in Pension gewesen. Wir waren während der Hangchouer Tage noch öfter mit ihnen zusammen. Alice hat später auch noch vor Professor Einstein und Frau dasselbe lange deutsche Gedicht aufgesagt, das sie seinerzeit eigens für uns eingelernt hatte, ganz nach eigener Wahl aus einem deutschen Lesebuche. Sie spricht übrigens gerade so gut französisch wie deutsch; Chinesisch muß sie aber jetzt erst lernen — es soll jedoch sehr schnell bei ihr gehen.

Wir waren nun also in Hangchou angekommen und wurden gleich nach dem See hinausgefahren, wo wir in einem schön gelegenen chinesischen Hotel mit unsern Herren abstiegen. Der nächste Vormittag war nur der Besichtigung der verschiedenen, sehr malerischen Buddhatempel gewidmet. Schöne rote Holzbauten mit bunten Verzierungen. Diese am West-See sind im Gegensatz zu vielen andern in China noch in vollem Betrieb. Mit uns zusammen fuhren mehrere große Pilgerboote — an diesem Tag waren nur Frauen da — vor den Haupttempeln vor. In dem See liegen kleine Inselchen, zum Teil mit Bambuswäldchen, zum Teil mit Pavillons bebaut. Auch einen Sommersitz der entthronten Mandschukaiser sahen wir.

Am andern Vormittag fuhren wir noch in ein Fels-



Waisentnaben-Insel im Yangtse.



Teehaus in Wuchang.

tal, nahe am See, mit in die Felsen eingehauenen Buddha-
bildern und großen Tempeln; in einem Berge ist hier
eine tiefe Grotte, in der 500 goldene lebensgroße Figuren
in langen Gängen nebeneinandersitzen. Es sind dies die
sogenannten „Schüler Buddhas“, die Lohans. Wir sahen
sie seitdem noch in vielen Tempeln, aber nie so eindrucks-
voll und natürlich, auch nie in solcher Anzahl.

Am Nachmittag des ersten Tages fand meines
Mannes Vortrag in Hangchow in einer riesig großen,
halboffenen Halle statt. Das Publikum war bei
diesem ersten Drieschschschen Vortrag in China ja wohl nicht
ganz dem Thema entsprechend zusammengestellt — es
waren nämlich einfach alle da, beiderlei Geschlechts,
die zwischen dem 6. und 25. Lebensjahre in eine Schule
gingen oder die in einer Schule lehrten, und außerdem
noch viele andere, darunter eine Menge großbebrillter,
würdiger, alter Herren. Es war also ein geistiges „Volks-
fest“ — besser ein „Memorial“, wie die Amerikaner sagen.
Nachher gab man uns ein echt chinesisches Diner mit vielen
„Addresses“.

Alles, was in China mit Erziehungsfragen verknüpft
ist, wird auf nichtchinesisch durch englische Ausdrücke be-
zeichnet, was dem starken geistigen Einfluß der Amerikaner
hier im Lande zuzuschreiben ist. Englisch ist auch die zweite
offizielle Sprache der Post.

Am zweiten Tage fuhren wir nachmittags nach
Shanghai zurück.

Wie es uns dort erging, will ich auch noch kurz er-
zählen. Gleich am ersten Tage nach unserer Ankunft

gaben uns fünf wissenschaftliche chinesische Gesellschaften ein formelles Essen im besten europäischen Stil. Es fand im Carlton-Restaurant statt. Außer sehr vielen namhaften Chinesen hatte man auch den deutschen Generalkonsul Dr. Thiel und bekanntere deutsche Kaufleute sowie mehrere deutsche Professoren der bei Shanghai gelegenen Wusung-er Ingenieurschule, einer früher deutschen, jetzt chinesischen Hochschule, dazu eingeladen. Man tauschte bei diesem Essen bemerkenswert gut formulierte Reden auf deutsch, chinesisch und englisch aus, und die Dolmetscher hatten sich lebhaft zu betätigen. Hervorheben möchte ich besonders Dr. Wilhelms klangvolle chinesische Ansprache — er spricht besser „Mandarin“ als sie selbst, sagen die chinesischen Herren — und die deutsch gehaltene Rede von Dr. Carsun Chang, die die tiefe Verehrung der Chinesen vor aller Philosophie ausdrückte.

In den letzten zwei Tagen vor unserer Abreise hielt mein Mann noch in drei verschiedenen Lehranstalten seine Vorträge. Natürlich war dort das Publikum nicht so „vielgestaltig“ wie in Hangchow. Am schönsten gestaltete sich der Vortrag in Wusung, wo ja alle Studenten und Professoren Deutsch verstanden. Ein chinesisches Essen schloß sich an. Bei unserm Schiffsbekanntem, dem reichen Handelsherrn, waren wir auch zu einem „Liffin“ geladen. Innerhalb seiner Geistermauer liegt ein ganzer Komplex von vielen größeren und kleineren schönen Häusern.

Auf diese Prestissimo-Tage in Shanghai folgte eine Andante-con-moto-Zeit in Nanjing.

Fünftes Kapitel.

Am Fuß des Purpurberges.

(M. D.)

Peking, Januar 1923.

Er sieht wirklich zu jeder Tageszeit purpurn aus, manchmal ins Blaue, manchmal mehr ins Braune fließend. Seine Form ist wie die des Besuvs vor der letzten großen Eruption, und zu seinen Füßen liegt die Stadt der alten Chinesenkaiser: Nanking. Als man meinen Mann bald nach unserer Ankunft in Shanghai bat, vor Peking noch in Nanking eine Reihe von Vorträgen zu halten, bedeutete das, wenigstens für mich, zuerst eine Enttäuschung, und sie hielt auch noch eine Weile an, als wir nun wirklich dort waren. Ich hatte mich schon zu sehr auf den Glanz Peking's eingestellt.

Das herrliche warme Herbstwetter, sowie unsere behagliche Unterkunft in dem schönen südchinesischen Haus eines amerikanischen Professors ließ mich bald die Umgebung des „purple mountain“ mit andern Augen ansehen, und heute ist es mir eine Freude, diesen Aufsatz mit den Erinnerungen des letzten Herbstes niederschreiben zu können:

Nanking ist vielleicht eine der merkwürdigsten Städte dieses merkwürdigen Reiches. Eine etwa 56 Kilometer

lange Mauer, die über Hügel und Felder läuft, umgibt ein Areal von vielen Meilen. Auf diesem Terrain liegen kleine Dörfer, einige kleine Städte mit einem Gewirr von engen Basarstraßen, zum Teil mit Reisstrohmatte überdacht, weite Felder mit Gräbern, viele Gemüseanpflanzungen, einzelne Gehöfte, Teiche, kleine Seen, Kanäle, und schließlich von einer besonderen Mauer umgeben, das verödete Stück Land, welches einst die Mandschustadt war, die 1911 zerstört wurde. Dann aber noch vor allem drei große Komplexe mit modernen Schul- und Universitätsgebäuden und Hospitälern und endlich einige sehr schöne alte dunkelrote Holztempel.

Das ist Nanjing. Und geht man auf der einen Seite der Stadt auf die hohe Mauer, dann sieht man außerhalb dieser auch die große Statuenallee, die zu dem Monumentalgrab des ersten Kaisers der Mingdynastie führt, mit ihren Steinlöwen, Elefanten und Mandarinen. Das Landschaftsbild dieses ganzen Komplexes erhält durch den etwa 700 Meter hohen „purple mountain“, der ganz isoliert aus der Ebene aufsteigt, seine Charakteristik.

Außer dem schon erwähnten Kaisergrab erinnert nichts mehr an die einstige Fürsten-Residenz. Man zieht nur gelegentlich Vergleiche mit Rom, meint, so wären römische Teile wohl im Mittelalter gewesen, und denkt, wenn man aus dem östlichen Stadttor hinausfährt, auch an die Campagna.

In den dörflichen und städtischen Teilen überwiegen ärmliche und schmutzige Straßen mit meistens armer

Bevölkerung; dazwischen dann ein gewisser Glanz, so z. B. in den Hauptstraßen der Südstadt, wo man unter anderm schön gewebte Seidenstoffe und seit Winters Anfang die herrlichen langen chinesischen Pelzfutter bekommt. Es gibt Straßen, in denen man nur zwischen fensterlosen Häusern geht, die aber hinter diesen Mauern große, gut gebaute chinesische Wohnhäuser (Yamen) mit ausgedehnten Gärten verbergen.

Eine Besonderheit von Nanking sind während der Winterszeit Tausende von Raben, Krähen und Elstern, die dort überwintern. Auf drei hohen Bäumen in unserem Garten erschienen früh um 6 Uhr auf die Minute etwa 1500 große schwarze Vögel, putzten und schüttelten ihr Gefieder und flogen nach 15 Minuten weiter. Dann kam stets ein einsamer Falke, der in „splendid isolation“ etwa eine halbe Stunde auf einem der nun leer gewordenen Bäume saß. In vielen andern Gärten und auf dem Felde konnte man die gleiche Beobachtung der großen Vogelschwärme machen. Idyllisch wirken in Nanking auch die Büffelherden und die Eselkarawanen.

In dieser merkwürdigen Stadt entwickelt sich heute im republikanischen China ein großes Erziehungszentrum. Verschiedene chinesische Schulen gab es dort schon immer. Vor allem fanden bis zur Revolution von 1911 stets für Süchina die Examinationen der werdenden „Scholars“ in Nanking statt. Diese Examina wurden nach der Revolution als erstes abgeschafft. Die „examination boxes“, viele tausend kleine Steinkabinen, nebeneinanderliegend, halb offen, aber doch abschließbar, zeugen von

der Härte dieser Einrichtung. Die jungen Leute wurden mehrere Tage darin eingesperrt, um ihre Klausurarbeit ohne jede Beeinflussung fertigzustellen. Häufig sollen Todesfälle während dieser Klausurarbeit vorgekommen sein.

Die heutige „education“ in Nanking vollzieht sich im Gegensatz dazu in der denkbar modernsten Weise, für deutsche Auffassung etwas zu sehr amerikanisiert, indem alles zu sehr auf eine nützliche Anwendung hinarbeitet. Aber schließlich ist das nicht so wichtig, die Hauptsache ist, daß den jungen Chinesen systematisch eine gründliche Bildung übermittelt wird.

Die Geschichte dieses Bildungszentrums ist noch jung. Vor etwa 12 Jahren gründeten die Amerikaner hier eine Missions-Universität und damit verbunden eine Mittelschule, wohl am besten einer deutschen Realschule zu vergleichen, die unmittelbar für die „Nanking-Universität“ der Amerikaner vorbereitet. Daneben wurde von einem andern amerikanischen Missionsfonds das „Ginling College“ geschaffen, das entsprechend den kleineren amerikanischen „Women Colleges“ Chinesinnen bis zum „B. A.“ bringt.

Ausgehend wohl von dem Gesichtspunkte, daß ein so starker geistiger amerikanischer Einfluß auf die Dauer ein Gegengewicht haben müsse, schuf vor sieben Jahren die chinesische Regierung unter der Leitung des sehr begabten Chinesen Dr. Kuo (seine akademische Bildung erwarb er sich in Amerika) die „National-South-Eastern-University“ („S. E. U.“). Es wurde gleich ein großes Areal angekauft, auf dem nun nach und nach ein Gebäude

nach dem andern entsteht. Die wesentlichsten Häuser sind schon fertig. Das größte Gewicht wird vorläufig auf den Ausbau der philosophisch-naturwissenschaftlichen Fakultät gelegt. Besonders stolz ist man auch auf den tadellos nach amerikanischer Art organisierten „Kindergarten“. (Die englische Sprache benützt hier das deutsche Wort!) Er dient zum Teil für praktische Übungen der sich zu Kindergärtnerinnen ausbildenden Chinesinnen, zum andern Teil erfüllt er, was er sein soll, für die kleine Bevölkerung der Nachbarschaft. Er ist nebst einer Mittelschule ein Annex der Universität.

Eines der schönsten Gebäude des Komplexes ist das für die „Physical Education“ (Gymnasium) bestimmte, mit Ankleide- und Baderäumen und großen Spielfälen. Der Professor dieses „Departements“ ist Dr. McClon, ein Amerikaner. Er trägt chinesisch vor, fundiert die ganze Frage der „Physical Education“ auf wissenschaftlicher Basis; also sind Anatomie, Physiologie und Hygiene Fächer seines Unterrichts, neben der Überwachung aller sportlichen Spiele, für die die „S. E. U.“ auch große Plätze eingerichtet hat. Sonst sind aber an der „S. E. U.“ vorwiegend jüngere chinesische Professoren angestellt, die ihre Ausbildung zum großen Teil in Amerika erhalten haben. Auch einige ihrer Frauen sind schon „returned students“, wie der Ausdruck für die aus dem Auslande zurückgekehrten jungen Gelehrten lautet.

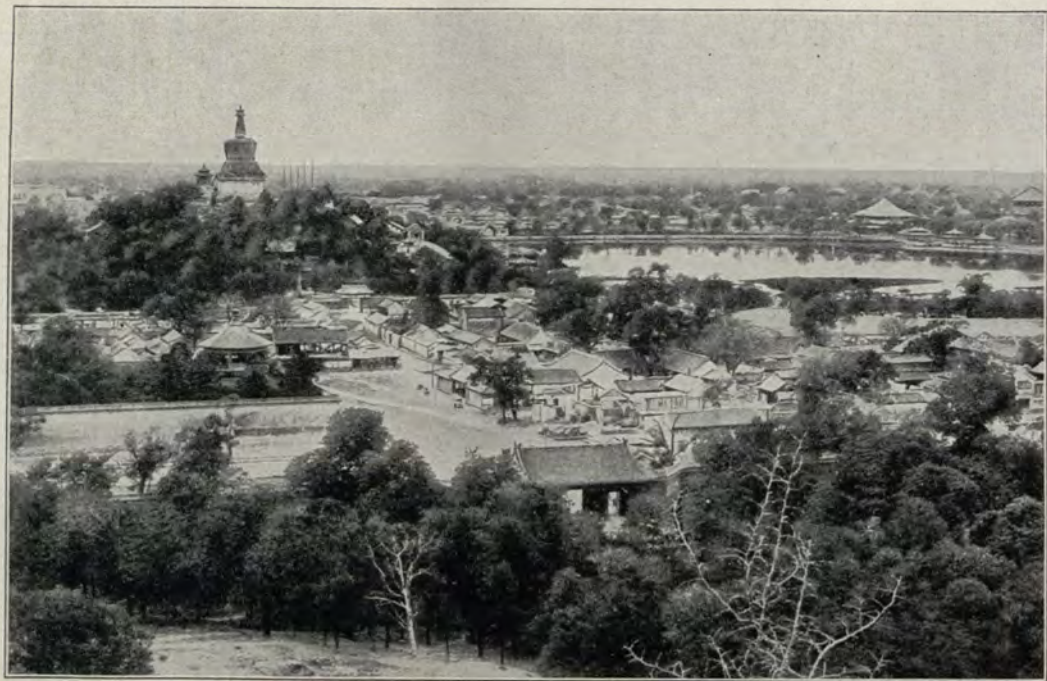
Jedes Jahr gibt es an der „S. E. U.“ sogenannte „Visiting Professors“. Der eine davon war jetzt für zwei Monate mein Mann. Außer ihm wirkten in derselben

Zeit der Literat und Scholar Liang-Chi-Chao, ein bekannter chinesischer Gelehrter, der in den ersten Zeiten der chinesischen Republik den Posten des Finanzministers bekleidete, und außer diesem der sozialistische Politiker Dr. Kiang-Kang-Hu. Daneben hatte das Medical-Board der Rockefeller-Foundation einen fähigen jungen Dozenten für Physik geschickt, und zwei andere amerikanische Herren arbeiteten statistisch und entomologisch in der betreffenden Abteilung.

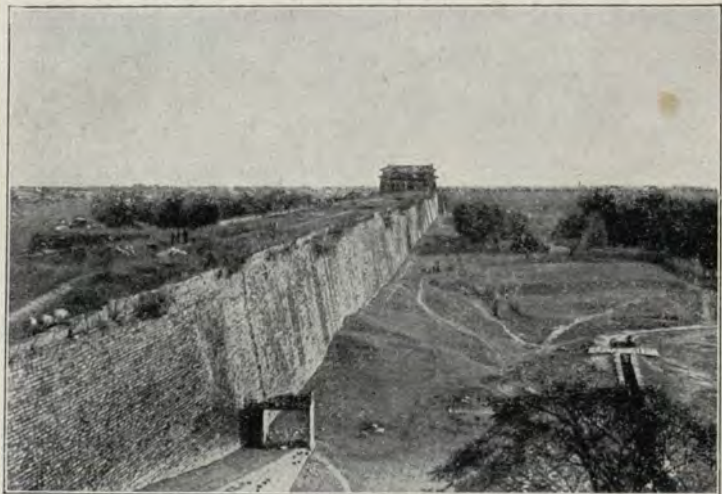
Es entspricht auch einer amerikanischen, von den Chinesen angenommenen Sitte, einen nicht professionell Abgestempelten um einen einzelnen Vortrag zu bitten. So wurde ich z. B. veranlaßt, einmal den Studentinnen einen Vortrag über deutsche Frauenfragen zu halten, und die Leitung des amerikanischen „Ginling College“ bat mich, ihn dort zu wiederholen. Beide Male brachten die Chinesinnen dem für sie ja zweifellos sehr abseits liegenden Thema lebhaftes Interesse entgegen, und verschiedene tiefergehende Fragen wurden später an mich gestellt.

Auch besteht zwischen der amerikanischen „Nanking Universität“ und der „National-South-Eastern-University“ gelegentlich freundschaftlicher Austausch einzelner Vorträge, was ebenso einer amerikanischen Sitte entspricht.

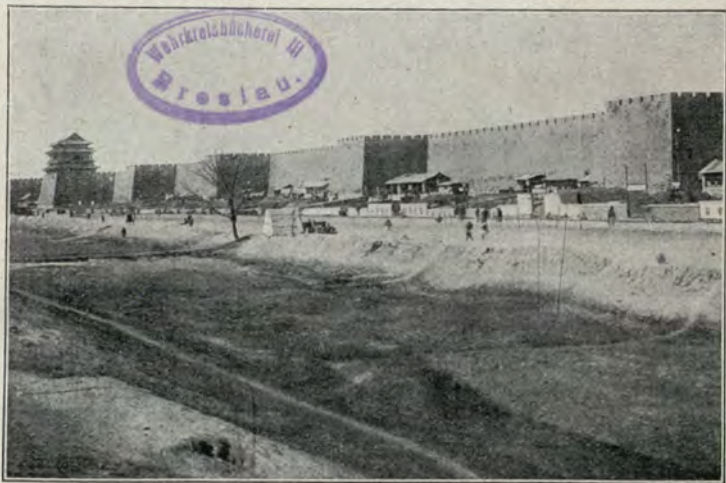
An der „S. E. U.“ ist „coeducation“. Die Studentinnen mischen sich aber wenig unter die Studenten. Das zwanglose kameradschaftliche Leben, wie an unsern Universitäten, hat sich hier noch nicht eingebürgert. Möglich, daß es nicht der chinesischen Art entspricht.



Peking. Stadtbild mit der Weißen Pagode.



Peking. Stadtmauer von oben.



Peking. Stadtmauer von außen.

Die jungen Leute beiderlei Geschlechts machen alle einen sehr gediegenen, gehaltenen Eindruck, viele von etwas schwerer Art, viele zum Teil auch noch sehr schülerhaft wirkend. Groß ist unter ihnen die Vorliebe für Brillen. Bei der Hochachtung, die von jeher dem gelehrten Manne in China entgegengebracht wurde, ist es fast Ehrensache für einen Studenten oder eine Studentin, gelehrt auszu sehen. Trotzdem lachen sie aber sehr gern. Bei einer sogenannten „address“ während einer Versammlung oder Feier braucht nur eine kleine sonderbare Redewendung zu kommen, und große Heiterkeit zeigt sich. Alle haben den Wunsch, mit ihrem erworbenen Wissen China zu nützen. Viele werden „teachers“ an Lehrer-Seminaren und Mittelschulen.

Wir haben in Nanking die beste Einführung in das große, von den Chinesen für ihr Volk begonnene Erziehungswerk erhalten. Über den Anteil, den die Amerikaner daran hatten und noch immer haben, läßt sich ein abschließendes Urteil noch nicht fällen. —

Ein paar Worte über die eigentlichen Sehenswürdigkeiten Nankings.

Diese gleichen sich in den Städten Chinas, mit Ausnahme Peking's, in recht erheblichem Maße, ebenso wie die Städte selbst, wiederum mit Ausnahme der Hauptstadt, einander in ihrer Anlage mehr oder weniger gleichen. Überall, auch in Peking, die große hohe, mit schönen Toren geschmückte Stadtmauer; überall in der Provinz, im Gegensatz zu Peking, sehr enge Straßen, die oft das Ausweichen selbst der zierlichen Ricksha

schwer macht, von ein paar Hauptstraßen natürlich abgesehen.

Ihren Konfuziustempel mit dem schönen gelben kaiserlichen Dach, viele Taoistentempel und viele Buddhatempel, darunter gelegentlich einer mit der Halle der 500 Lohans, wie in Hangchou (s. S. 57), hat jede Stadt.

Über Nanjing hat zwei Besonderheiten: erstens die großen Examinationshallen, von deren Bedeutung bereits die Rede war, und zweitens das auch schon erwähnte Grab des ersten Mingkaisers. Ihm ähnliche Gräber finden sich nur bei Peking und in Mukden an den Orten, wo die späteren Ming- und die Mandschukaiser beigesetzt sind.

Ein großer Triumphbogen (Pai-lou) leitet die enorme Anlage ein, etwa ein Kilometer von ihm ein dreifaches freistehendes Tor, das im Innern auf dem Rücken einer großen Marmorschildkröte eine Gedächtnistafel trägt. Dann folgt stets die berühmte Statuenallee: Hunde, Pferde, Löwen, Kamele, Elefanten, Generale und Zivilmandarinen, alles überlebensgroß. Der Eindruck, durch die Einsamkeit erhöht, gehört zu denen, die man nicht vergißt. Es folgt ein zweites Tor, sodann der Grabtempel und endlich das Grab selbst — ein einfacher großer Tumulus. In Nanjing geht man vom ersten Tor bis zum Tumulus etwa $\frac{1}{2}$ Stunde, in Nankau bei Peking aber etwa $1\frac{1}{2}$ Stunde, so gigantisch ist alles. Die Mandschugräber von Mukden und Hsiling haben wir nicht gesehen, wissen aber, daß sie von derselben Art, nur kleiner sind.

Kein Besucher Nan kings sollte den gar nicht un-
bequemen Besuch des Kaisergrabes versäumen. Ist doch
gerade dieses Grab das Vorbild für alle geworden.

Kein Besucher des Jangketals unterlasse auch den
Besuch von Ch'in kiang und von Souchow, zwei Städte,
die mit den guten Schnellzügen der Shanghai—Nan king-
Bahn von beiden Orten aus bequem zu erreichen sind.

Souchow ist das chinesische Venedig und hat neben
seinem Netz von sehr engen Straßen ein reich entwickeltes
Kanalnetz für den Verkehr. Berühmt sind seine besonders
schönen phantastischen Gärten und seine große Pagode,
die schönste Mittelchinas, mit herrlichem Rundblick über
das schöne Gebirgsland und den großen See, an dem
Souchow liegt.

Ch'in kiang besuchten wir von Nan king aus als Tages-
ausflug mit zwei amerikanischen Freunden, von denen
einer fließend chinesisch sprach. Es liegt am Jangtse
und verdankt seine Berühmtheit zwei ganz mit Tempeln
und Klöstern bedeckten Inseln, der „Goldinsel“ und der
„Silberinsel“. Unser Ausflug, zum Teil auf einer echten
Dschunke ausgeführt, war äußerst romantisch; die Gold-
insel, jetzt übrigens nur noch Halbinsel, ist ausgezeichnet
durch den besonderen Kunstwert ihrer Gebäude, die Silber-
insel durch die herrlichen steil aufsteigenden Berge mitten
im Fluß und die große Zahl der Gebäude, welche eben-
falls sehr schön sind. Das große buddhistische Kloster auf
der Silberinsel ist vorzüglich im Stande, der Abt ein
sehr intelligenter, gebildeter Mensch, mit dem, dank der
Sprachkenntnisse unseres einen Freundes, eine vernünftige

Unterhaltung möglich war. Übrigens ist mit dem Kloster eine saubere gut gehaltene Speisewirtschaft verbunden, und man könnte auch sehr wohl in ihr übernachten; zeigte man uns doch europäisch eingerichtete Fremdenzimmer, deren Betten sogar mit Moskitonezen versehen waren.

Hangchou, Souchow, Ch'inliang, Nanking und später Wuchang sollte jeder Besucher des mittleren China sich ansehen. Wer nur den Jangtse bis Hankou abfährt, sieht zwar auch, wie wir hören werden, viel Schönes; aber er hat doch vieles versäumt.

Sechstes Kapitel.

Auf dem Sangtseliang.

(M. D.)

Am 30. Dezember verließen wir mit unsern Freunden Dr. Chang und Mr. Ch'ü Nanking auf einem wunderschönen, gut geheizten Flußdampfer „Kiang-Shun“ — chinesische Dampfergesellschaft, aber britischer Kapitän, sehr netter, witziger Ire. Wir waren zusammen mit unsern zwei chinesischen Herren die einzigen Passagiere erster Klasse, nur am zweiten Reisetag stieg zu unserer Freude und Überraschung in einer urchinesischen Stadt spät abends noch ein Passagier ein; es war ausgerechnet unser deutscher Landsmann von der „Mishima Maru“, der die ganze Zeit im Innern gereist war und von dem wir nichts mehr gehört hatten. — Eine starke Belastung erfuhr unser „Kiang-Shun“ am zweiten Tag. Achthundert Soldaten waren dem Kapitän zur Aufnahme in einer Stadt angemeldet. Statt achthundert kamen dann aber zweitausendzweihundert! Unser Kapitän war wütend. Übrigens typisch für China. Es ist hier alles „ungefähr“, „annähernd“, der Chineser kennt es nicht anders. Dem „Foreigner“ („Fremden“, wie man hier statt „Europäer“ wegen der Amerikaner sagt) wird aber dadurch vieles

sehr erschwert. Daß das friedliebendste Volk der Erde zur Zeit das größte stehende Heer, 1½ Millionen Mann, hat, ist ein Widerspruch.

Wie sah nun China von der Mitte des Jangtse aus? Vor allem grau. Ein impressionistischer Maler wäre in diesen drei Wintertagen jedenfalls auf seine Kosten gekommen: Also braungraues Wasser, gelbgraues und grüngraues Ufer, übergehend in blaugrauen Dunst. Alles aber doch in Glanz und Duft getaucht durch eine strahlende Sonne und einen seidigblauen, wolkenlosen Himmel. Wenige, kahle Bäume. Diese unendliche graue Einöde ist im Winter typisch für ganz China. Man kann sich nicht vorstellen, daß da je was darauf wächst, kommen aber die ersten, für unsere Begriffe sehr schwachen Frühjahrsregen, so ist unter der starken Sonne — das im Winter so kalte Peking liegt ja auf dem Breitengrad von Neapel — alles mit einem Schlage grün. Meine Jangtse-Erinnerung wird aber immer ein duftiges, graues Bild bleiben.

Von Zeit zu Zeit legten wir an einer Hafenstadt an. Es sollten alles große Städte sein, sagte man uns — aber bei der niedrigen chinesischen Bauart sieht man nicht viel davon.

Grotesk waren in diesen Städten die Bettler, männliche und weibliche, die in Booten oder Waschkübeln an unser Schiff heranruderten und an langen Stangen ihre Klinglebeutel heraufreichten. Dabei sangen sie immer denselben Refrain. Man mußte über die Technik lachen und gab ihnen schließlich etwas. Diesen „Beruf“ unter-

stüht man ja sonst nicht gern. Es heißt, alle Bettler in China seien organisiert. Sie haben ihre „Berufskleidung“, phantastisch durchlöcherter Lappen, und müssen an ihren Unternehmer abgeben. In Shanghai soll ein solcher ein Auto halten! Vor Hochzeiten, Begräbnissen usw. vereinbart er mit den Familien eine Abfindungssumme, wofür er sich verpflichtet, seine „Garde“ fernzuhalten. Auch der Torwart der besseren Häuser muß ihm von den Besitzern etwas abliefern, monats- oder jahresweise. Diese Jangtsewasserbettler hatten wenigstens den Vorzug, in respektvoller Entfernung bleiben zu müssen.

Meistens ging der Flußlauf durch weites, ebenes Land; eine Zeitlang fuhren wir aber zwischen Felsenzügen, die stellenweise sehr nahe an das Ufer herantraten. Auf einmal eine lebhaftere Unterbrechung der Farbenskala: Bei einer Wendung des Flusses sahen wir dicke, violette Wolken über dem einen Berg gelagert, und bald darauf eine breite, rote Feuerchlange, die den Berg hinunterlief. Wir stellten mit dem Fernglas fest, daß niedriges Buschwerk, ähnlich wie die italienische Macchia, brannte. Wald gibt es ja keinen in China. Man macht jetzt stellenweise Aufforstungsversuche.

Nach dem düsteren Bilde dieses Macchiabrandes ein helles: Auf einem Felsvorsprung ein kleiner Tempel, schneeweiß in der Sonne leuchtend, mit seitlich in die Höhe gebogenem Dach und roten Holzsäulen davor. Dann wieder eine kleine Stadt in einer Bucht mit der typischen chinesischen Mauer darum, die man aber vom Schiff aus lückenlos über Hügel und Abgründe laufen sah und die

die Stadt in einem Halbkreis umschloß, während an der offenen Seite der Fluß strömte. Einen hübschen Anblick bot auch einmal eine Insel an einer breiten Stelle des Flusses. Sie hieß „Waisenknaabeninsel“ und trug auf ihrer Höhe ein Kloster mit einer Pagode.

Daß weit und breit keine Eisenbahn zu sehen ist, weshalb man in diesem Teile Chinas auf dem Jangtse fahren muß, ja, daß es auch in dieser Gegend, wie überhaupt in China so gut wie keine Landstraßen gibt, erhöht den Reiz der Wasserreise. Und sie ist auch sicherer! Bei aller Sympathie für China kann man nicht verschweigen, daß die Sicherheit auf den Eisenbahnlilien des Landes noch zu wünschen übrigläßt. Man wird in Deutschland schon von dem großen Banditenüberfall auf den Nachtschnellzug Shanghai—Peking gehört haben. Der Zug wurde radikal ausgeräumt und alle Passagiere, darunter viele Damen, unter andern zwei Verwandte Rodefellers, mit ins Gebirge genommen. Die Damen waren wieder freigelassen worden, aber achtzehn Männer, Chinesen und Amerikaner, haben die Banditen nach drei Wochen immer noch als Geiseln behalten. Die chinesische Regierung und die Gesandtschaften verhandeln zur Zeit noch mit dem Bandenführer — seine Truppe besteht aus etwa 2000 entlassenen Soldaten —, aber noch ganz erfolglos, da die sehr starke Bande horrenden Summen fordert. Zeigen sich jetzt in der Nähe einer Bahnstation Banditen, so zieht man die Fahne hoch!

Daß die Rodefeller-Dil-Compagny ihre Hauptnieder-



Peking. Eines der Tore der „Verbotenen Stadt“.



Peking. Sa-ta-men, ein Stadttor.



Long-Hua-Pagode in Shanghai.



Pagode Sien-Ning bei Peking.

lassungen, Zweigstellen für den Handel mit Petroleum, am Jangtse hat, will ich kurz erwähnen. Eine Anzahl Amerikaner wirken auch in allen Jangtse-Städten für „education“. Aber „Company“ wie „education“ begnügen sich mit der Schiffsbeförderung. —

Silvesterpunsch mit Pfannkuchen gab es natürlich nicht auf dem Schiff — als wir aber gerade im Begriffe waren, einzuschlafen, zog die Sirene des Schiffes in markerschütternder Weise los und begrüßte so das neue Jahr — der originellste Jahresanfang unseres Lebens!

In Hankau wurden wir am Kai vom deutschen Generalkonsul Dr. Rey, Herren und Damen der chinesischen Unterrichtsanstalten, Herrn Gläzer von der Sprachschule in Wuchang und mehreren Herren der deutschen Kolonie begrüßt. Es folgten drei reichbewegte Tage in den Schwesterstädten Hankau-Wuchang. Das sehr gut überlegte Programm war zum großen Teil Herrn Gläzer zu verdanken.

Siebentes Kapitel.

Hankau und Wuchang.

(M. D.)

Die zwei Vorträge meines Mannes („Kritik des Darwinismus“, „Leib und Seele“) sowie auch meine Vorlesung über „die Entwicklung der deutschen Frauenbewegung“ und über die „Koedukation in Deutschland“ fanden in Wuchang statt, das gegenüber von Hankau liegt, und zu dem man in etwa 30 Minuten — so breit ist hier der Jangtse — mit einer Fähre gelangt. In Hankau erfuhren wir in der herzlichsten Weise deutsche Gastfreundschaft bei unserm Konsul und einem Hamburger Kaufherrn, mit dem meinen Mann alte Hamburger Beziehungen verbanden. In Wuchang trat uns in formeller, fast feierlicher Form die Ehrung von chinesischer Seite entgegen. Der offizielle Empfang der Unterrichtsbehörde im „Turm des gelben Kranichs“, hoch oben über der Stadt, im höchstgelegenen Raum des großen viereckigen Turmes, von dem man eine herrliche Aussicht über die ganze Gegend hatte, an langen, gedeckten Teetischen, mit offiziellen Ansprachen von chinesischer Seite und sofortigen Antworten von uns mit darauffolgender chinesischer Übersetzung, war eine eindrucksvolle neuchinesische Zeremonie. Dabei blies ein eisiger Januarwind um den Turm, und nach guter, alter chinesischer

Sitte gab es keine Ofen! Wir waren aber alle warm angezogen, der heiße Tee und — sagen wir — das Feuer in uns ließen bei der Kürze der ganzen Sache die Kälte nicht so empfinden.

Das am folgenden Tag beim Tschün (Militär-gouverneur) stattfindende Tiffin (Gabelfrühstück) um 1 Uhr zeichnete sich durch große Bornehmheit des Stils und Güte des Essens aus. Europäische und chinesische Gerichte, aber alles europäisch serviert. Meine in Nanking erworbenen vier bis fünf Duzend chinesischen Worte brachte ich, so gut es ging, bei dem Tschün an; er nahm sie auch besonders freundlich auf.

Von ihm und den chinesischen Würdenträgern der Provinz, die zusammen mit unserm Konsul Dr. Ney und dessen Gattin, sowie dem Vizekonsul Dr. Scheffler alle bei dem Tiffin zugegen waren, haben wir als äußeres Zeichen der Erinnerung eine schöne chinesisch beschriebene, vielmehr mit schwarzer Tusche bemalte und mit roter Farbe besiegelte Seite in unserm Andenkenbuch behalten. Des Tschüns Gastfreundschaft gipfelte zum Schlusse darin, daß er uns für den Rest unseres Aufenthalts sein Kanonenboot auf dem Jangtse und für die Weiterreise nach Peking seinen Salonwagen zur Verfügung stellte.

Über Hankau-Wuchang im besondern noch folgendes: Hankau bietet Chinesisches an Architektur wenig. Etwas von neuchinesischem Volksleben konnten wir aber gerade in Hankau miterleben, nämlich ein rein chinesisches Pferderennen auf den hier üblichen Pönnys. Eine große einheimische Volksmenge sah zu und wettete auch.

Bemerkenswert ist Hankau durch seinen Handel nach allen Weltteilen, weshalb dort wohl auch die „Settlements“, wie in Shanghai und Tientsin, entstanden sind. Unter „Settlements“ versteht man die in verschiedenen Stadtteilen liegenden Niederlassungen der fremden Nationen — nur in den „Settlements“ dürfen Nichtchinesen Grundbesitz erwerben —, die mit mehr oder weniger großen Vorrechten für die einzelnen Nationen verknüpft sind. Diese Vorrechte (internationaler Gerichtshof u. a.) werden „concessions“ genannt. Hauptsächlich in Tientsin und Shanghai haben die „Foreigners“ concessions; wie weit sie speziell in Hankau gehen, weiß ich nicht. Wir Deutschen brauchen uns darum aber nicht mehr viel zu kümmern, da wir durch den Krieg alle diese concessions und Settlements verloren haben. Aber da die Amerikaner, die jetzt hier in China bei weitem in der Mehrzahl sind, sie auch nicht überall besitzen — ein Amerikaner sagte mir: „We don't believe in them“ („Wir glauben nicht an sie“) —, so können wir uns trösten. Man kann jedenfalls annehmen, daß es auch ohne sie geht, und sicher ist, daß die Nationen, die hier nicht mit so sehr viel „Vorrechten“ auftreten, auf die Dauer den modernen Chinesen, die von ihren Studienjahren in der Neuen Welt mit amerikanisch freien, demokratischen Anschauungen zurückkehren, sympathischer sind. —

Wuchang ist noch gut chinesisch. Ein alter taoistischer Tempel mit Umbauten, in denen Höllenqualen an bemalten Holzfiguren grausig naturalistisch dargestellt sind, sowie eine wunderschöne Pagode zwischen Bäumen zeigten

uns auch, daß es eine alte Kultur hat. Wuchang ist auch der Sitz der Provinzialregierung, nicht Hankau. Der Tschün, der uns in so großzügiger Weise Gastfreundschaft erwies, ist Militär- und Zivilgouverneur in einer Person. Meistens sind es zwei Ämter.

Bei unserer Abreise waren außer einem Vertreter des Tschüns noch eine Deputation junger chinesischer Lehrer zum Abschied an die Bahn gekommen, sowie deutsche Bekannte; Mr. Chen und Gattin, ganz europäisch, mit einem schönen Blumenkorb. Mr. Chen, der Kommissar für auswärtige Angelegenheiten der Provinz (ein diplomatischer Posten), hat aber auch in Deutschland studiert. Er und seine Frau sprechen sehr gut deutsch. Sie hatten uns und unsern zwei chinesischen Herren noch kurz vor der Abfahrt eines jener ganz guten chinesischen Essen mit den verschiedenen berühmten Gerichten gegeben. Mehrere von unsern namhafteren Landsleuten in Hankau waren auch dazu gebeten worden. Wie immer bei den feineren chinesischen Einladungen, saßen wir um runde Tische, die aber einen beträchtlichen Umfang haben. Eine eingehende Beschreibung eines solchen Essens bringe ich S. 111 ff.

Als der Zug mit unserm „special saloon-car“ langsam in Hankau aus der Halle fuhr und alle uns zuwinkten, waren zwei noch vor kurzem fremd klingende Ortsnamen für uns der Rahmen für eine Fülle von Ereignissen, Eindrücken und lieben Menschen geworden.

Nach vierundvierzigstündiger Bahnfahrt kamen wir mit Dr. Carsun Chang und Mr. Ch'ü in Peking an. —

Achtes Kapitel.

Fünf Monate in Peking.

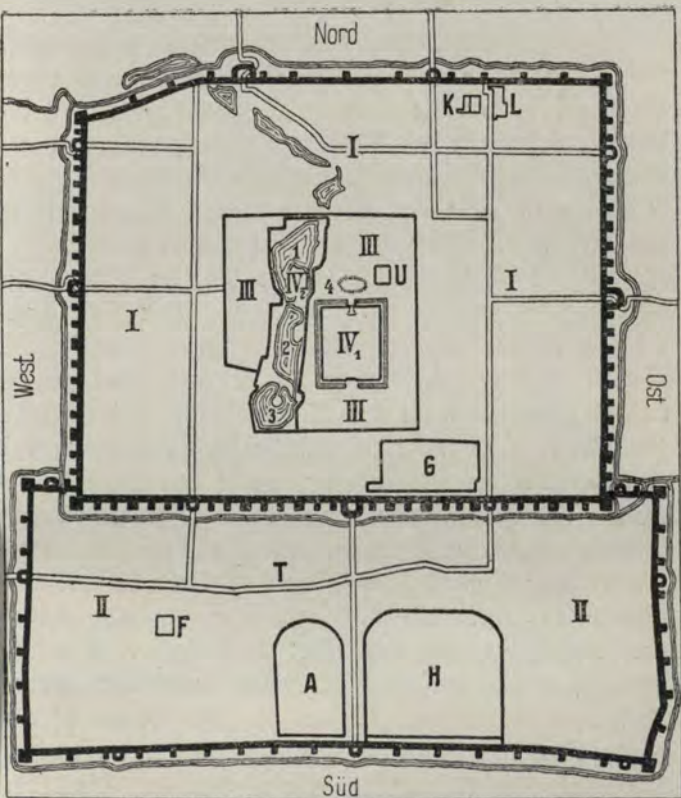
(M. D.)

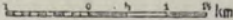


Mauern und Dynastien.

Peking, im Frühling 1923.

Wenn wir zu unseren Fenstern hinaussehen, überbliden wir mehrere Gesandtschaftshäuser, eingebettet in Bäume und Sträucher, ein großes Stück der Tatarenmauer und zwei der Mauer aufgesetzte hohe Tortbauten mit übereinanderliegenden grünen Dächern, womit wir schon ein recht charakteristisches Stück Peking vor Augen haben.

Irgendwo sind ja immer Mauern in China. Peking vor allem hat ein ganzes System davon. Da ist zunächst die Tataren- oder Mandschustadt von einer hohen Mauer umgeben, auf der man spazieren gehen kann. Dieser 23 Kilometer langen Mauer ist alle zwei Kilometer einer der schon erwähnten schönen Tortürme aufgesetzt, manche mit vielen Fenstern; alle sind massige vieredige Bauten, mit mehreren Dächern übereinander. Die richtigen Durchgangstore aber liegen tief unter den Aufbauten in der Mauer, immer von Fahrstraßenbreite. Jedes Tor hat noch ein Bortor, ebenfalls mit einem Aufbau.



Maßstab 1:95 000  km  Hauptstraßen.  Tore.

Planfizzze von Peking.

I Tatarenstadt. II Chinesenstadt. III Kaiserliche Stadt. IV Verbotene Stadt (IV₁ Palast, IV₂ Drei Ozeane, 1 Pei-Hai. 2 Chung-Hai. 3 Nan-Hai). 4 Kohlenhügel. A Ackerbautempel. F Fa Yüan Sze. G Gesandtschaftsviertel. H Himmelstempel. K Konfuziustempel. L Samatempel. T Ta Shi Parl (Lampfenstraße). U Universität.

Innerhalb der Tatarenstadt sind drei große Komplexe noch für sich ummauert. In der Südostecke das „Legation=Quarier“, in dem die größeren Gesandtschaften, auch die deutsche, liegen, in der Mitte die Kaiserstadt und darin wieder als Kern die „Forbidden=City“ („Verbotene Stadt“), in der bis 1911 die verschiedensten Dynastien, abgeschlossen von der übrigen Welt, die Geschichte Chinas lenkten.

An die Tatarenstadt schließt sich im Süden die Chinesenstadt an, die natürlich auch wieder ihre turmgekrönte Mauer hat.

Die Mauer der Kaiserstadt ist, weil eine innere, leichter gebaut als die der Tataren- und Chinesenstadt. Zum Teil ist sie sogar mit Arabesken durchbrochen und ohne Türme, die Mauer aber, welche das Innerste, sozusagen das Allerheiligste, der Kaiserstadt, die „Verbotene Stadt“, umschließt, ist wieder etwas massiver. Besonders zeichnet sie sich durch ihre schöne dunkelrote Anstrichfarbe ringsherum aus. Sie hat auch eine glasierte Ziegelüberdachung in der odergelben Kaiserfarbe. Die Absperrung von außen wird außerdem durch einen breiten Wassergraben markiert, der um die rote Mauer herumläuft. Nur vier schöne, weiße, mit Skulpturen gezierte Marmorbrücken führen über diesen Graben. Die Tore, durch die man in die „Verbotene Stadt“ eintritt, haben besonders schöne Toraufbauten; obwohl etwas leichter wirkend als die auf der Tatarenmauer, sind sie dafür farbiger und prächtiger, und die Pforten darunter sind, wie chinesische Privathhaustore, rot ladiert mit leuchtenden Messingklopfern; rechts und links liegt stets ein steinerner Löwe. —



Audienzhalle des Kaiserlichen Palastes in Peking.



Marmorpagode des Gelben Tempels bei Peking.
(Tibetischer Stil.)

Die Chinesen haben stets sehr viel von ihren Mauern gehalten, aber eigentlich ihre ganze Geschichte hindurch immer wieder die Erfahrung machen müssen, daß auch die stärkste Mauer ernstlichen Angreifern nicht standhalten konnte. Besonders anschaulich wird einem dies an der „Großen Mauer“, die, wie wir gleich nach der Heimatskunde in der Schule gelernt hatten, das ganze enorme Chinesische Reich von Nordosten in einem Halbkreis bis Südosten umschließt und nur die östliche und südliche Meerfront offen läßt. Ich sage hier gleich ein paar Worte über sie. Wir sahen sie uns bei der Station Nankau (zwei Stunden Bahn von Peking nach der Mongolei zu) an im Verein mit den Minggräbern. So weit das Auge reicht, klettert und fällt dieses mühsamste aller Menschenwerke über kahle, einsame Berge und Täler hinweg, und an mehreren Stellen kann man wahrnehmen, wo einst Mongolen und Mandschus ins Land einbrachen. Auch auf der Großen Mauer befinden sich in Intervallen aufgesetzte Türme; alles, Mauer sowie Türme, roher als die architektonisch schönen Stadtmauern von Peking. An den bei den Feinden beliebtesten Stellen sind große Mauer- und Turmverbauten angebracht. Oft ist es den Chinesen auch gelungen, die Feinde an einer Stelle hinter die Mauer zurückzudrängen; es wurde aber meist nur erreicht, daß diese um so hartnäckiger sich an die Öffnung einer anderen Stelle heranmachten, dort endlich durchkamen, schließlich im Zentrum von Peking landeten und für einige Jahrhunderte ihre Herrschaft aufrichteten.

Auch die bis 1911 regierenden Mandschus waren
Dreifach, Fern-Ost.

eine solche Fremddynastie. Die 1911 in einer Woche gefallenen Zöpfe — viele Millionen im ganzen Reiche — waren Mandschu-Import. Die Mingdynastie, die von den Mandschu 1646 verdrängt wurde, war die letzte chinesische gewesen; aber vor ihr haben in China im Laufe der Jahrtausende schon wiederholt innerasiatische Herrscher mit chinesischen abgewechselt. Die Mingdynastie residierte seinerzeit zuerst in Nanking, weshalb dies auch oft als „die alte Kaiserstadt“ bezeichnet wird. Später siedelten aber auch die Ming nach Peking über. Die berühmten Gräber der Mingkaiser mit den Steintieralleen liegen deshalb zum Teil, wie wir schon wissen, in Nankings und zum Teil in Pekings Umgegend, nicht weit von Nankau.

Das Merkwürdigste ist, daß die verschiedenen Dynastien, also auch die der fremden Völkerschaften, sich stets in die vorhandene chinesische Kultur einfügten. Bauten also die jeweiligen Herrscher neue Tempel und Paläste, so hielten sie den Stil fest, den sie vorfanden, und so kommt es, daß man in Peking, ja in ganz China, eine fast einheitliche Architektur vorfindet. Natürlich gibt es Verschiedenheiten in der Ornamentik; auch sind die Dächer in Süchina an den Ecken nach oben gebogen, in Peking nicht. Im Norden sind auf jedem Dach, auf den vier Firsten, 7 bis 9 Dachreiter, die sogenannten Höllenhunde, nette kleine Kerlchen, unentbehrlich, während der Südhinese offenbar weniger Vertrauen zu ihnen hat und höchstens zwei ganz unscheinbare in die Ecke der Dachkurve setzt, bevor diese nach oben strebt. Trotz dieser Verschiedenheiten würde man aber in China vergebens Unterschiede

suchen, wie sie z. B. unsere gotischen und Renaissancebauten zueinander aufweisen. —

Wir wollen uns nun die hervorragendsten Paläste und Tempel von Peking ansehen und gleich in medias res, in die „Verbotene Stadt“ hineinspazieren.

Als sich 1911 die Tore der „Verbotenen Stadt“ für die Bürger der chinesischen Republik öffneten, war das ein Ereignis von mehr als nur nationaler und politischer Bedeutung. Die unsichtbare Schranke fiel, die in nicht parlamentarisch organisierten Monarchien stets Herrscher von ihren Völkern trennt und die schließlich stets das Verhängnis der Dynastien geworden ist, wenn die Fürsten und ihre Ratgeber nicht klug genug waren, sie beizeiten freiwillig zu entfernen.

In der „Verbotenen Stadt“.

Die „Verbotene Stadt“ präsentiert sich so: Ein absolut symmetrisches Rechteck von Süden nach Norden orientiert. Länge (Nord-Süd) ungefähr 1 Kilometer, Breite (Ost-West) $\frac{3}{4}$ Kilometer. Rechnet man die drei vordersten südlichen Vorbauten, das Tor der Erhabenheit, das Tor des himmlischen Friedens und das Mittagstor, mit dazu, so liegen 14 Palastbauten in einer schnurgeraden Linie hintereinander. Diese Palastlinie läuft genau in der Mitte der ganzen Anlage.

Die Bauten sind einstöckig und breit ausladend; große, ganz freie, weder von Blumen, Rasen noch Bäumen unterbrochene, blendend helle Plätze liegen je zwischen Tor und Tor, Palast und Palast. Seitlich gliedern

sich diesem Hauptareal Nebenhöfe mit kleineren Palästen und Tempeln an.

Der Besucher darf von allem nur die vordersten, die früheren Repräsentationspaläste sehen, die aber auch die schönsten sind. Was hinter dem dritten Palast liegt, ist immer noch „tabu“. Dort wohnt der jetzt siebzehnjährige nicht regierende Kaiser mit seiner ihm im Januar 1923 angetrauten gleichaltrigen Gattin, bewacht von Eunuchen und Mandschuprinzen, und unterrichtet von Dr. Johnston, einem feingebildeten Engländer.

Dieser letzte Mandchu wurde 1911, fünfjährig, abgesetzt, muß aber innerhalb dieses Territoriums leben, wo er noch merkwürdig viele Rechte hat, und zwar über Leben und Tod seiner Angestellten. Letzthin hat er z. B. vier Eunuchen hinrichten lassen, die, damit ihre Diebstähle nicht entdeckt wurden, einige kleinere Paläste des exkaiserlichen Namens in Brand gesteckt hatten, um die noch verbliebene Sammlung von Vasen und andern Kunstwerken in diesen Häusern zu verbrennen, was ihnen leider auch geglückt ist. Für das Publikum ist freilich nicht viel bemerkbar.

Man sieht in den noch unzugänglichen Teil von dem sogenannten, mit fünf hübschen chinesischen Pavillons bekrönten Kohlenhügel hinein, der nördlich der „Verbotenen Stadt“ vorgelagert ist und den die Fremden nur mit Karten ihrer Gesandtschaften besuchen dürfen.

Wenden wir uns jetzt den uns offen stehenden Teilen der Palaststadt zu.

Zu den vorderen Prachtbauten kommt der Besucher

nicht durch die drei mächtigen, schon erwähnten Tore der Südfront, die nur bei seltenen Gelegenheiten geöffnet werden, sondern durch kleinere Tore und Vorhöfe der westlichen oder östlichen, ebenfalls schon erwähnten Seitenanlagen. Das wirkt zuerst etwas verwirrend.

Ist man aber endlich im Zentrum angelangt und steht so, daß man die Eingangstore im Rücken hat, dann hat man einen ganz großen Eindruck von Raum und Form, ähnlich wie vor der Peterskirche in Rom oder auf dem von Moscheen umgebenen Registan in Samarkand. Und zwar gilt dies in gleichem Maße von jedem der beiden ersten Hauptplätze, also dem zwischen dem Mittagstor und dem ersten Palast und dem zwischen erstem und zweitem Palast. Die andern Plätze zwischen den 14 Bauten der mittleren Palastlinie sind auch sehr gut in ihren Raumverhältnissen, aber nicht so „atemberaubend“ wie diese beiden. Ihre Abgeschlossenheit steigert noch den Eindruck.

Die besondere Note der Paläste liegt vor allem in ihrer leuchtenden Farbenpracht. Goldgelbe Dächer von glasierten Ziegeln — gelb war stets die kaiserliche Farbe —, braunrot die Bauten an sich, ebenso wie alle Säulen außen und innen: das Schönste aber die blauen, goldenen und grünen Bemalungen auf dem Traggebälk unter den weit überstehenden Dächern. Meistens zeigen sich goldene Drachen und Phönixmotive auf blauem oder grünem Grunde.

Zu den Palästen führen Treppen, unterbrochen von breiten Terrassen. Seitlich der Treppen stets das für

China charakteristische skulpturierte Geländer. Alles von weißem Marmor.

Wie ich schon erwähnte, liegen zwischen den einzelnen Palästen große Höfe — besser gesagt Plätze. So ergibt sich, wo man auch steht, eine wundervolle Perspektive, wie überhaupt die große Weitläufigkeit der Anlagen in der „Verbotenen Stadt“ ein Hauptmoment ihres Stiles und ihrer Schönheit ist. Die Paläste selbst hat man sich nun aber nicht als Häuser mit vielen Zimmern vorzustellen. Es ist eigentlich immer nur ein Raum in einer schönen Fassung. Deshalb ähneln sich Tempel und Paläste in Peking so sehr. Auch die Wohnhäuser sind nicht anders. Man hat eben in China, besonders in Nordchina, kein Haus, sondern einen Hof, „Damen“, mit einem Kranz von vielen kleinen Gebäuden, in denen je ein zimmerartiger Raum ist. Es passiert infolgedessen in Peking oft, daß man bei Einladungen zum Essen vom Empfangszimmer über den Hofplatz ins Speisezimmer gehen muß. Im Januar und Februar bei 15 Grad Kälte in leichter Abendtoilette fand ich das oft allzu „originell“.

Bisher standen wir, sozusagen, auf dem großen Hof, zwischen dem dritten Tore, dem „Wu-Mön“ (Mittagstor) und der ersten großen Empfangshalle in der „Verbotenen Stadt“. Wir gehen nun immer geradeaus, von Süden nach Norden, über den großen Hofplatz, steigen über die marmornen Treppen und Terrassen hinauf zum ersten Palast, durchschreiten die langsam schwingenden schweren roten Türen, gehen durch eine große Halle,

auf der andern Seite wieder hinaus, über Treppen hinunter zum nächsten, dem schönsten und imposantesten Hof. Vor uns liegt jetzt der Palast mit der „Thronhalle der höchsten Harmonie“.

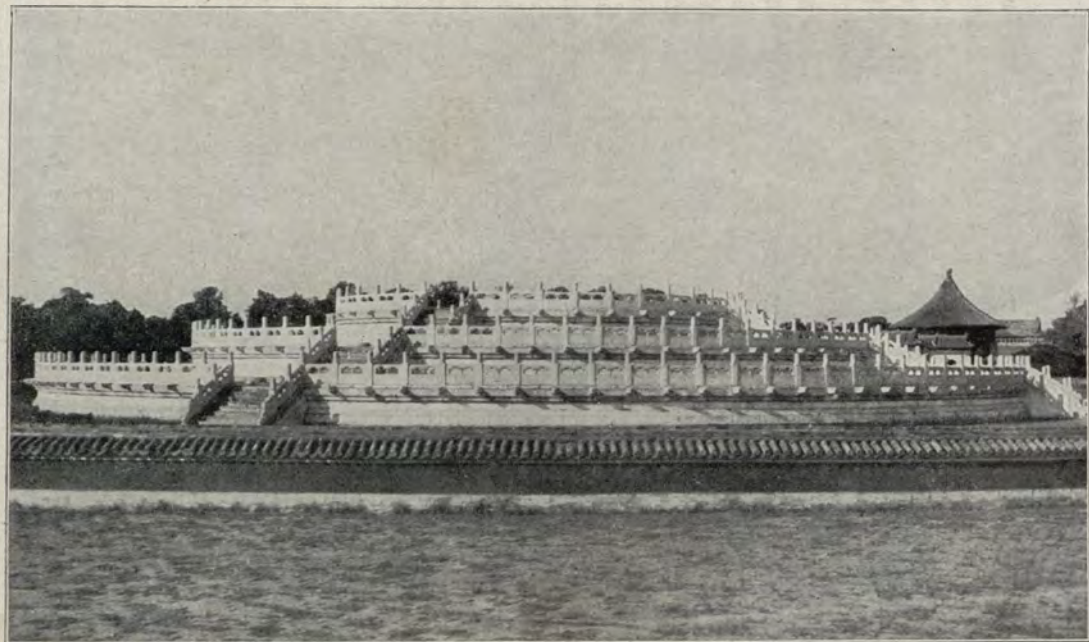
Fünf Terrassen, je durch neun breite Stufen verbunden, führen hinauf. Auf der obersten Terrasse vor dem Eingang stehen schöne alte Bronzegefäße, Bronzereiher und dekorative astronomische Instrumente. — Die Thronhalle ist 33 Meter hoch, 60 Meter breit und 30 Meter tief. Es ist eine vornehme dunkle Pracht, die uns innen umgibt. In der Mitte, auf einer erhöhten Plattform, der vergoldete Thronstuhl, davor ein großer Weihrauchkessel von alter Cloisonnéarbeit in Türkisblau und Gold. Um den Thronaufbau herum hohe dicke Holzsäulen, mit Goldblattdornamenten dicht bedeckt, und im weiteren Umkreis gleich mächtige Säulen, aber dunkelrot ladiert. Diese enormen chinesischen Holzsäulen sind meist ganze Stämme uralter besonderer Hartholzbäume aus amerikanischen Urwäldern. Über dem Thron steigt sich die Decke zu einem Kuppelbau.

In dieser „Thronhalle der höchsten Harmonie“ hat auch die Kaiserin-Witwe „Tsu-Hsi“ bis kurz vor ihrem Tode, 1909, ihre eigenen und die fremden Staatsmänner empfangen. Es gibt Bilder, auf denen sie in starren, reichbestickten, sehr bunten Seidengewändern mit kunstvoll bemaltem Gesicht wie ein schönes, orientalisches Götterbild auf dem erhöhten Thronstuhl hinter dem Weihrauchverbrenner sitzt.

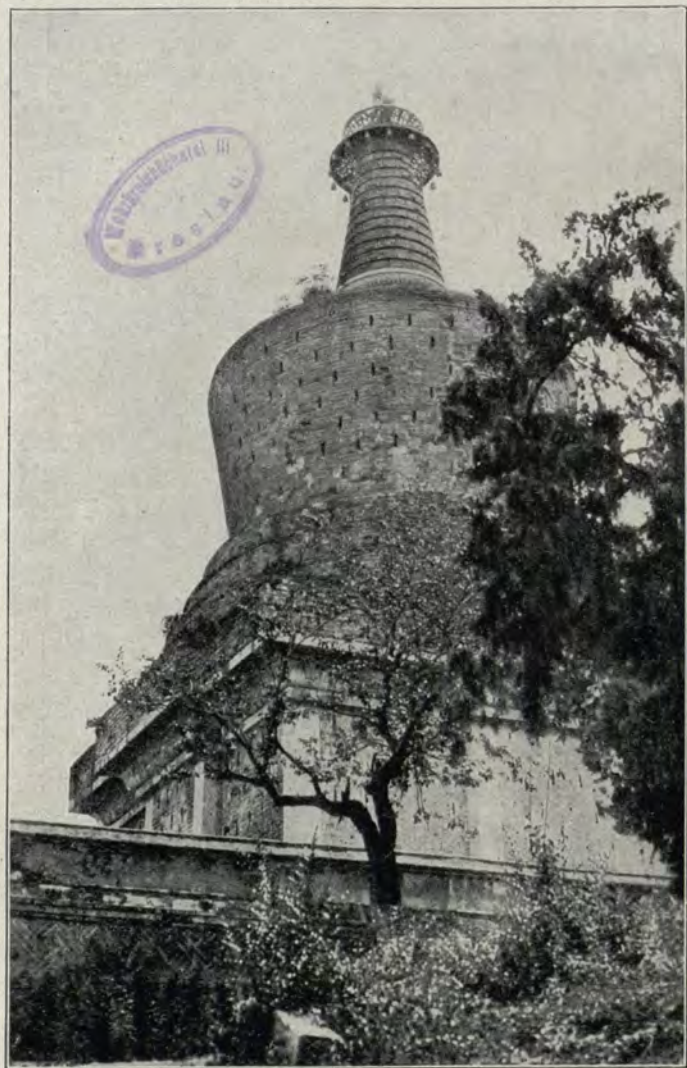
Wir gehen durch die Rückwand der Thronhalle

weiter nach Norden. Wieder Stufen hinunter über den nächsten großen Hof und wieder Stufen hinauf. Diese uns noch zugängliche Halle soll zum Empfang der Examinierten bestimmt gewesen sein; jener, die nach zwei schweren Vorprüfungen in der Provinz die letzte und höchste Prüfung in Peking bestanden hatten, und dann Mandarine werden konnten. Jeder Dörfler aus der fernsten Provinz konnte an dieser Stelle stehen, hatte er nur seine Fähigkeiten als „Scholar“ durch alle Instanzen bewiesen. China hat nie, trotz seines „Sohnes des Himmels“, eine Junkerkaste gehabt — im Gegensatz zu Japan. Wie die meisten orientalischen Länder, besaß es die große Weisheit der Demokratie, daß nur persönliche Fähigkeiten, vor allem Wissen, die gesellschaftliche Stellung eines Menschen bestimmen sollen. So nur ist die überraschende Einstellung aller chinesischen Kreise zu ihrer Republik zu verstehen. Wie stolz und stilvoll klingt auch ihre jeweilige Jahreszahl: Im zwölften Jahre der chinesischen Republik! Das ist 1923 nach unserer Zeitrechnung.

In der Empfangshalle der Examinierten steht in der Mitte noch einmal ein Thron, aber einfacher als der in der „Halle der höchsten Harmonie“. An den Wänden sind mehrere sehr breite und hohe Stehspiegel in schweren dunklen geschnitzten Holzrahmen aufgestellt; ihre Form ist wie die von Ofenschirmen bei uns, nur in Riesendimensionen. Diese Spiegel sind eine Eigentümlichkeit Chinas. Man findet sie leider nie in den Vorzimmern, wo man ablegt, sondern erst in den Empfangsräumen selbst!



Simmelsaltar in Peking.



Flaschenpagode in Peking.
(Sibetischer Stil.)

Wir müssen nun denselben Weg zurücklegen, haben dann aber, wie aus der Schilderung des Ganzen hervorgeht, die Wahl eines östlichen oder eines westlichen Ausgangstores. Das westliche führt uns dicht an den Eingang der früheren kaiserlichen Gärten, jetzt „Zentralpark“ genannt und von der Republik zu einem öffentlichen Erholungspark umgewandelt. Dieser ist bei den Chinesen sehr beliebt, denn Peking hat sonst nichts Ähnliches. Drei bis vier Teehäuser mit vielen Tischen und Korbstühlen unter den Bäumen ermöglichen ein gemütliches Ausruhen.

Eines Tags im Mai lud uns ein chinesischer General, Mitglied eines Ministeriums, mit Bekannten und zwei andern chinesischen Generälen in diesen Zentralpark zu einem Spätnachmittagstee ein. Er hatte, abseits von der Menge, in einem freistehenden, nach allen Seiten offenen Bambuspavillon von seinen Dienern einen reichen, blumengeschmückten Teetisch decken lassen. Ich werde nie das Bild und die Stimmung vergessen! Rings um unsern Pavillon alte Lebensbäume und blühende Sträucher, nach der offenen Landschaftsseite hin grüne und gelbe chinesische Palastdächer, die sich als Silhouetten vom hellen Sonnenuntergangshimmel abhoben.

Nach dem Tee, als es schon dämmerig wurde und alle andern Besucher den Park verlassen hatten, machte unsere Gesellschaft noch einen Rundgang. Zuerst natürlich ging's zum großen Teich, an dessen Seite eine große, nach dem Wasser zu offene Volière für Wasservögel steht. Gänse, Enten, Reiher und Störche wechseln von

der Volière ins Wasser und umgekehrt. Die weißen Gänse waren rosa bemalt! Offenbar eine chinesische Liebhaberei, ebenso wie die allerdings echter erzeugten doppel-schwänzigen großäugigen Fische in großen Tonnen hinter dem Teich. Sehr „künstlich“ wirken diese streng gezüchteten Varietäten aber auch.

Wir wollen aber nicht beim Zentralpark die „Forbidden City“ verlassen, sondern noch einmal den Hof vor dem „Wu-Mön“ (Mittagstor) kreuzen und durch ein kleineres Zwischentor zu den kleinen Palästen des östlichen Seitentraktes gehen; er korrespondiert also genau mit den Anlagen beim Zentralpark und ist genau wie dieser von den Hauptpalästen durch eine schöne niedrige rote Mauer getrennt; aber beide Seitenanlagen liegen noch innerhalb der größeren Mauer der „Verbotenen Stadt“.

In einem dieser kleinen, östlich gelegenen Paläste — sie waren bis zur Revolution Frauen- und Eunuchenwohnungen — ist das Museum mit den Bronzen, Majoliken, Cloisonnés und andern kunstgewerblichen Herrlichkeiten aus früher kaiserlichem Besitz übersichtlich aufgestellt. Man braucht viel Zeit, um diese jahrtausendalte Pracht gründlich zu würdigen. Das Gegenstück zu diesem Kunstgewerbemuseum liegt im westlichen Trakt, durch den wir zum Zentralpark gingen. Dort sind die vielen kaiserlichen „Scrolls“ untergebracht. Scrolls sind chinesische Bilder auf langen Seiden- oder Papierstreifen in Wasser- oder Temperafarbentechnik gemalt. Etwa 50 Zentimeter breit und 150 Zentimeter lang dürfte

das Durchschnittsmaß dieser Scrolls sein. Sie sind meistens vertikal orientiert und werden an Schnüren an der Schmalseite aufgehängt. Man wechselt mit diesen Scrolls, hängt z. B. in diesem Monat Blumenstücke, im nächsten Jagdbilder oder liebliche Landschaftszenerien mit teetrinkenden Damen auf. Auch in dem Bildermuseum des Zentralparks macht man es so. So wurde z. B. im Februar in den Pekingern Blättern angezeigt, daß anlässlich des chinesischen Neujahrs besonders alte, wertvolle Malereien dem Staatschatz für kurze Zeit entnommen und ausgestellt seien. Wir fanden das denn auch bestätigt.

Die „Verbotene Stadt“ umschließt außer der eigentlichen Palaststadt noch den „Bei-Hai“, Nordsee, den „Chung-Hai“, Mittelsee, und den „Nan-Hai“, Südsee. Diese drei schmalen langen Seen, welche zusammen symbolisch die San Hai, d. h. drei Ozeane (also nicht eigentlich Seen) heißen, sind der westlichen Längsseite der genau rechteckigen „Verbotenen Stadt“ im engsten Sinne, d. h. der Palaststadt vorgelagert und nur durch eine Straße von ihr getrennt. Um die Seen herum liegen wieder herrliche Palastbauten, und alle überragt eine hohe Pagode, ganz aus weißem Marmor mit starker Anlehnung an indische Motive erbaut, so daß sie eine ausdrucksvolle Abwechslung inmitten der roten chinesischen Gebäude bietet. Von den verschiedenen Galerien der Pagode aus überblickt man am besten diese ganze Märchenstadt mit dem andern, realeren Peking im Hintergrund und den blauen Westbergen als Abschluß.

Innerhalb der „Kaiserlichen Stadt“ — aber natürlich außerhalb der „Verbotenen“ — liegen noch mehrere Ministerien, die Universität, das Parlament, die Staatsbibliothek und vor allem die schöne katholische Kathedrale, der „Peitang“ mit großem Namen, der die zahlreichen Missionshäuser samt Hospital und dem Wohnsitz des französischen Erzbischofs umschließt. Dieser bevorzugte Platz hat seine historische Begründung in der schon über vierhundert Jahre alten Ansiedlung der Jesuiten in Peking. Sie genossen besondere Wertschätzung am Hofe des großen Mandschu Kaisers Chien-Lung, 1736—1796.

Erwähnen will ich noch, daß man die ganze „Verbotene Stadt“ in tiefster Ruhe, meist fast allein genießt. Nur sehr wenige Chinesen und Fremde waren jedesmal da, und bei den enormen Dimensionen stört man sich gegenseitig nicht.

Der Präsident der Republik residiert am Südsee, „Nan-Hai“, wo wir in einem schönen, mit europäischen Möbeln und chinesischen Scrolls ausgestatteten Raum einmal zu einer Morgenaudienz, zusammen mit unserem Freund Dr. Carsun Chang, empfangen wurden. Im Februar waren wir dann zu einer sehr eindrucksvollen und malerischen Theateraufführung eingeladen, die in einem sehr großen Palastraal am Mittleren See stattfand. Sie wird S. 119 ff. noch besonders geschildert werden.

Unser Auto mußte damals, um zu diesem Empfangspalast zu kommen, ebenso wie bei der Audienz, den halben See umfahren, wodurch sich uns mancher Blick in sonst unzugängliche Partien öffnete.

Der Einladung zu der berühmten „Garden-party“, die der Präsident alljährlich gibt — wohl mit etwas Anlehnung an die historische des englischen Hofes in Windsor Castle —, konnten wir leider nicht Folge leisten (sie spielte sich auf und an dem „Nan-Hai“ ab), da ich in jenen Tagen die ärgste Mandelentzündung meines Lebens zu überstehen hatte und mein Mann um dieselbe Zeit weit außerhalb von Peking's Mauern eine längst anberaumte Vorlesung in der „Agricultural High School“ halten mußte.

Übrigens ist dem Touristen von den drei „Ozeanen“ nur der Pei-Hai zugänglich, und auch er nur mit Gesandtschaftsausweis.

Wir wollen nun noch die großen religiösen Kultstätten Peking's, vor allem die offen liegenden Altäre, kurz betrachten.

Himmelsaltar und Himmelstempel¹.

Was für Rom die Peterskirche ist, bedeutet für Peking der Himmelstempel. Der wichtigste und eigenartigste Teil dieser Tempelanlage ist der Himmelsaltar. Er ist einer von den vier großen Altären, die Peking in der Lage der vier Himmelsrichtungen abschließen. Im Norden der Erdbaltar, im Westen der Mond-, im Osten der Sonnen- und im Süden der Himmelsaltar. Alle vier Altäre sind große, ganz offen daliegende Stein- oder Marmoraltäre. Unabhängig von den führenden chine-

¹ Hierzu die Abbildungen.

fischen Religionen, dem Buddhismus, Konfuzianismus und Taoismus, wurden bis zum Ende des Kaiserreichs (1911) auf diesen Altären Opfer an Getreide, Seide und Vieh einem höchsten Wesen dargebracht. Wir sahen uns alle vier Altäre an, obwohl es sich dabei um sehr große Entfernungen mit der Kutschka handelte und die Wege nach diesen äußersten Stadtenden fast schon an Wüstenpfade voll Sand und Staub erinnern. Wir waren aber jedesmal durch die Größe, Einsamkeit und malerische Schönheit der Altäre belohnt. Architektonisch stehen Erd-, Sonnen- und Mondaltar allerdings weit hinter dem Himmelsaltar zurück, und nur dieser wird von den meisten Fremden besucht; nur auf diesem auch haben die Kaiser, selbst noch in den letzten Jahrzehnten, zu Neujahr die großen Opfer dargebracht.

In einem, man möchte wirklich sagen „heiligen“ Hain von alten knorrigen Lebensbäumen liegen Altar, Tempel und die „Halle der Enthaltbarkeit“, in der der Kaiser sich zwei Tage mit Fasten und Beten für das große Opfer vorbereiten mußte.

Wenn sich der Zug mit dem Kaiser von der „Verbotenen Stadt“, im Zentrum, nach dem Altargelände im Süden begab — der Kaiser natürlich in einer geschlossenen prunkvollen Sänfte —, durfte niemand in Peking zu den Fenstern hinaussehen, ja diese mußten sogar verhängen sein!

Der Himmelsaltar selbst ist eine Anordnung von drei übereinanderliegenden runden Terrassen; die oberste, der eigentliche Altar, sozusagen eine große runde Marmor-

scheibe. Alle Terrassen ringsum mit skulpturierten Marmoralu-
balustraden; nach den vier Himmelsrichtungen Treppen,
die die zwei untersten Terrassen unterbrechen und uns zur
obersten Platte führen. Auf der einen Seite des Altars
durchbrochene Bronzegefäße, in denen Seide, kostbare
meterlange Stücke, verbrannt wurde. Seitlich steht ein
kleines Majolikagebäude, der Ofen für die Tieropfer. Es
soll stets ein schwarzer Stier darin verbrannt worden sein.

Der Kaiser kniete während der mit alter Sakral-
musik begleiteten Opferfeier allein auf der obersten Platt-
form, während sich die Prinzen und hohen Würdenträger
auf die zwei tiefern Terrassen und die übrige Begleitung,
zusammen mehrere hundert Personen, auf den grünen
Rasenring, der den Altarbau umgibt, zu verteilen hatten.
Frauen durften nicht dabei sein. Da es ja noch die Zeit
war, wo man nicht nur in bürgerlichem Kostüm ging,
sondern in golddurchwirkten bestickten, umgürteten und mit
dicken Ketten behangenen Mandarinengewändern, kann
man sich denken, was für ein märchenhaftes Bild es
gewesen sein muß. Man sollte sich bei uns alte Bilder
davon verschaffen. Sie müßten wundervolle Anregungen
zu einer Turandotaußführung geben.

Uns war die Einsamkeit ohne Kaiser, Opfer und
Mandarine aber lieber, trotz des banalen Eintrittsgeldes.
Wir hatten jedesmal einen strahlend blauen Himmel
und Sonnenschein, so daß sich das Spitzen- und Zaden-
werk der Balustraden von gelblich gedunkeltem Marmor
in wundervoller Klarheit vom grünen Rasen und dem
schwarzgrünen Zypressenfranz abhob.



Vom Himmelsaltar geht man auf einem Fußweg in etwa zehn Minuten nach dem von jedem Punkt der Stadt aus sichtbaren Himmels tempel im engeren Sinne. Nachdem man zwei Vorbauten durchschritten hat, steht man vor einem turmartigen Bau, dessen Haupteigenart die drei übereinanderliegenden vorstehenden Dächer aus lapislazulifarbenen glasierten Ziegeln sind. Das ist der eigentliche Himmelstempel. Die blaue Farbe soll die Beziehung zum Himmel andeuten. Zum Tempel hinauf führt natürlich wieder die bei allen chinesischen Prachtbauten übliche breite Marmortreppe. Innen befinden wir uns in einem hohen Kuppelbau mit konfuzianischer Ausstattung. Das heißt, keine Götterbilder über dem Altartisch, wie in den buddhistischen und taoistischen Tempeln, sondern nur eine blaue Tafel mit großen chinesischen Buchstaben, eine Gedächtnistafel. Hier beteten die Kaiser im Frühjahr um eine glückliche Ernte. Alle diese Opfer- und Betzeremonien fanden natürlich mit dem Sturz der Mandschudynastie ihr Ende. Nur Yüan-Shi-Kai, der zweite chinesische Präsident und ehrgeizige General, hat noch einmal die große Opferhandlung auf dem Himmelsaltar mit Hofgepränge vollzogen, es sollte der Auftakt für seine Dynastie sein. Man zwang ihn darauf aber rasch zur Abdankung. Tschüns (Militärgouverneure) mit Söldnerheeren in den Provinzen konnte das chinesische Volk bisher noch nicht abschaffen, aber gegen ein neues Kaisertum wehrten sich bis jetzt stets mit Erfolg alle Parteien, sobald diese Gefahr sichtbar wurde.



Terrasse des Himmelsaltars in Peking bei Gewitterstimmung.
(Kopie eines Aquarells des Legationsrats R. Weinzell von Margarete Driesch.)



Lamatempel und Konfuziustempel.

Von den vielen schönen Tempeln, die Peking sonst noch besitzt, will ich nur drei erwähnen. Den großen Konfuziustempel und die Lamatempel, diese gewissermaßen als die Häupter der Pekingener Buddhaheiligthümer. In ihnen haben die Tibeter, die Untertanen des „Dalai-Lama“, von den Gläubigen „Lebender Buddha“ genannt — also sozusagen der buddhistische Papst —, ihre Heimstätte gefunden. Die Mandschudynastie hat stets Wert auf gute Beziehungen zu Tibet gelegt, und der tibetische Buddhismus galt lange als vorbildlich in China.

Konfuzius- und Lamatempel sind große Gelände, jeder von einer Mauer umgeben, welche Höfe, Gärten und mehrere Tempelhallen umschließt. Von den beiden großen Lamatempeln, die wie fast alle buddhistischen Tempel zugleich Klöster sind, liegt der berühmte gelbe Tempel, Swang Sze, außerhalb der Stadt und ist nicht gerade bequem zu erreichen. Wir waren trotzdem zweimal dort und bereuten es nicht, denn die Gebäude, unter ihnen ein großer, für den Dalai-Lama errichteter Palast, gehören zu den hervorragendsten Kunstbauten Chinas, wenn sie auch leider sehr verwahrlost sind. Eine große Marmorpagode im tibetischen Stil und von großer Schönheit bezeichnete die Stelle, an welcher die Kleider eines in Peking verstorbenen Dalai-Lama beigelegt sind.

Der Lamatempel in der Stadt, Jung-ho-kung, liegt an deren Nordostecke, nahe der Stadtmauer.

Bemerkenswert ist in einer letzten Haupthalle der,

wie es heißt, aus einem Stück Sandelholz angefertigte 14 Meter hohe aufrecht stehende „Maitrena“, der zukünftige Buddha, der als letzter, vollendetster Buddha noch erscheinen soll. Das Lamakloster in der Stadt soll zur Zeit rund 400 Priester der „gelben“ tibetischen Kirche beherbergen. Wir sahen im Frühling dort den berühmten „Teufelstanz“. Mönche mit Tiermasken und phantastischen Gewändern vollführten zuerst im Hof tolle Sprünge und sprachen Beschwörungsformeln — der Teufel und andere böse Geister, die die Stadt und Ernte schädigen könnten, sollen dadurch vertrieben werden. An diese uralte Tanzeremonie schloß sich eine große, sehr feierlich wirkende Tempelfeier des Mönchskapitels. Alle Mönche waren in gelben Gewändern und begleiteten ihre murmelnden Gebete dann und wann mit einem ganz tiefen Baßgesang, der wiederum mit dumpfen Paukenschlägen eingeleitet wurde. Der große Kotau fehlte natürlich auch nicht. Ein Zufall führte uns gerade an dem Tage dort mit dem katholischen Theologieprofessor Aufhauser von der Münchner Universität zusammen. Er gab uns während dieser buddhistischen Zeremonie interessante Hinweise auf vorderasiatische Ursprünge aller Religions sitten. Daß er sich während der Zeremonie Notizen für seine katholischen Studenten in München machte, möchte ich noch als besonders interessant erwähnen.

Und jetzt zu dem wunderschönen, stillen Konfuziustempel. Zuerst etwas über die Konfuziustempel im allgemeinen: Jede chinesische Stadt hat eine solche dem Andenken des großen Weisen geweihte Stätte. Ein Kon-

fuziustempel hat nie Priester und, abgesehen von dem in Ch'üfu, dem Geburtsort des Kung-tse, keine Bildwerke, nur eine eben Konfuzius geweihte schöne große Gedenktafel über dem Altartisch in der Haupthalle. Fast alle Konfuziustempel zeichnen sich durch Ruhe und Einfachheit ihrer Architektur aus. Der Pekingener Konfuziustempel hat aber noch einige Besonderheiten. Im ersten großen Hof steht unter sechs kleinen Pavillons je eine große Marmorschildkröte, die eine hohe Erinnerungstafel an einen Kaiser trägt. Diese Art Gedächtnisdenkmal finden wir auch oft zur Erinnerung an hochgestellte Privatpersonen in den Begräbnisstätten auf den offenen Feldern. Die Schildkröte bedeutet das ewige Leben. Die Lebensbäume zwischen diesen sechs Pavillons sollen noch aus den Zeiten der Yüan- und Mingdynastien, also zwischen 1200 und 1650, stammen. Im Pekingener Konfuziustempel opferte jeder Kaiser nach seinem Regierungsantritt einmal; außerdem hatten die höchsten Würdenträger des Reiches im Frühjahr und Herbst Erinnerungszeremonien für Konfuzius darin abzuhalten.

Seitlich vom Konfuziustempel, aber noch innerhalb seiner Umfassungsmauer, liegt ganz im Grünen die sogenannte „Klassikerhalle“. Die Chinesen nennen sie „Bijungung“, „Palast der vollendeten Harmonie“. Am Eingang steht ein etwas an den „Arc de Triomphe“ erinnernder Torbogen, aber sehr bunt anzusehen, ganz aus rosaweißen, hellgrünen und blauen Emaillefacheln bestehend. „Klassikerhalle“ nannten die Fremden diesen Teil, weil in den offenen Hallen der Text der neun

chinesischen Klassiker auf großen Marmortafeln eingegraben ist. Der große Mandshukaiser Chien-Lung hatte diese Anordnung getroffen, damit nicht einmal wieder, wie in grauer Vorzeit, die klassischen Bücher von einem Feinde der Philosophie durch Verbrennung für alle Zukunft vernichtet werden könnten. Sehr reizvoll ist außerdem noch ein kleiner halboffener Bau in der Mitte zwischen den Hallen. In ihm steht nur ein Podium, auf dem der geistvolle Chien-Lung (1736—1796) sich niederzulassen pflegte, um seine eignen Gedichte und Aufsätze den besten Gelehrten seines Landes einmal im Jahre vorzulesen. Nur zu dem Zweck soll überhaupt dieser Pavillon erbaut worden sein.

Der Sommerpalast und die Westberge.

Ein Kunstwerk, das sich jeder, der nach Peking kommt, noch ansieht, ist der „Sommerpalast“ der letzten Kaiserwitwe. Als sie noch jünger und sehr aktiv war, ließ sie sich vom Senat (oder wie man dieses Institut damals genannt haben mag) mehrere Millionen Taels (= $\frac{3}{4}$ Golddollar) für eine chinesische Flotte bewilligen. Diese wurde aber nie gebaut, sondern die Herrscherin ließ sich dafür die reizvollen Paläste, Teiche und Pavillons an einem Hügel vor den Westbergen errichten. Das waren noch die schönen Zeiten, als sich der Absolutismus lohnte!

An der Rückseite des Hügels, der diese neue Sommerresidenz trägt, gibt es interessante ältere Bauten und Pagoden, manche noch gut erhalten, von frühern Dynastien. Etwas weiter nach dem Gebirge zu liegt der

klare „Jadebrunnen“, ein kleiner jadegrüner See mit Pavillon, und in einem Tal der ersten vorgelagerten Westberge liegt das malerische „Bijünssé“, Kloster der nephritgrünen Wolke, mit der alles überragenden weißen Marmorpagode in indischem Stil und einer Halle der 500 Lohans. Viele Klöster mit kleinen und großen Tempeln finden sich noch in den Westbergen; besonders eindrucksvoll der Wo=Fo=Sze, der Tempel des schlafenden Buddha (Fo), welcher eine riesige liegende Holzstatue des heiligen Meisters birgt. Zu manchem kommt man auf Pferd und Esel in langen Ritten von Peking. Alle liegen an schönen Punkten mit weiten Blicken auf die Ebene von Chili (der Provinz, in der Peking liegt).

Im Sommer sind die Westberge von den Fremden, die in Peking leben, bevölkert. Man kann in einem der drei Hotels absteigen, die am Fuße der Berge an verschiedenen Stellen entstanden sind; aber viele, besonders größere Familien ziehen es vor, einen mehr oder weniger verlassenen Tempel zu „mieten“. Ihre mitgenommenen chinesischen Diener verstehen es, die Familie gut zu verpflegen und auch so etwas wie Schlafzimmer mit den heraufgebrachten Betten zurechtzumachen. Der Hauptraum einer solchen Tempelsommerfrische bleibt aber Buddha oder einem seiner Schüler, oder auch einem zornigen, Blitze schleudernden Taoistenheiligen ungestört überlassen. Im übrigen spielt sich das Leben im offenen, mit einem Leinendach überdeckten Hof ab. Obgleich diese Westberge ganz baumlos sind, so fanden wir im Vergleich mit Peking die Luft dort im Mai und

Juni doch immer belebend und vor allem staubfrei. Unsere Sonntagsausflüge nach den Westbergen waren deshalb auch immer unsere schönste Ausspannung.

Endlich sei kurz des merkwürdigen alten Sommerpalastes gedacht, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts von Chien-Lung erbaut. Dieser seltsame, von Fremden wenig besuchte große Palastkomplex ist im französischen Barock- und Rokoko-Stil errichtet, unter Einfluß der Jesuitenmissionare. Man glaubt sich nach Versailles versetzt, wenn auch natürlich chinesische Zutaten nicht fehlen. Der Palast, 1861 von Franzosen und Engländern völlig zerstört, ist jetzt ein großes Ruinenfeld. Der Besuch ist nicht ganz einfach, und wir würden ohne die Hilfe einiger freundlicher Chinesenkinder wohl die Hauptsachen gar nicht gefunden haben. Aber es lohnte der Mühe sehr; die ganze Stimmung, gerade im ersten Frühjahr zur Zeit der Eisschmelze, war äußerst eindrucksvoll. Ein Marmorkapitell mit Barockrelief, das ein kleines Chinesenmädchen vom Boden aufhob und uns gab, wird uns eine zur Form gewordene Erinnerung an den schönen Frühlingstag bleiben.

Neuntes Kapitel.

Curios.

(M. D.)

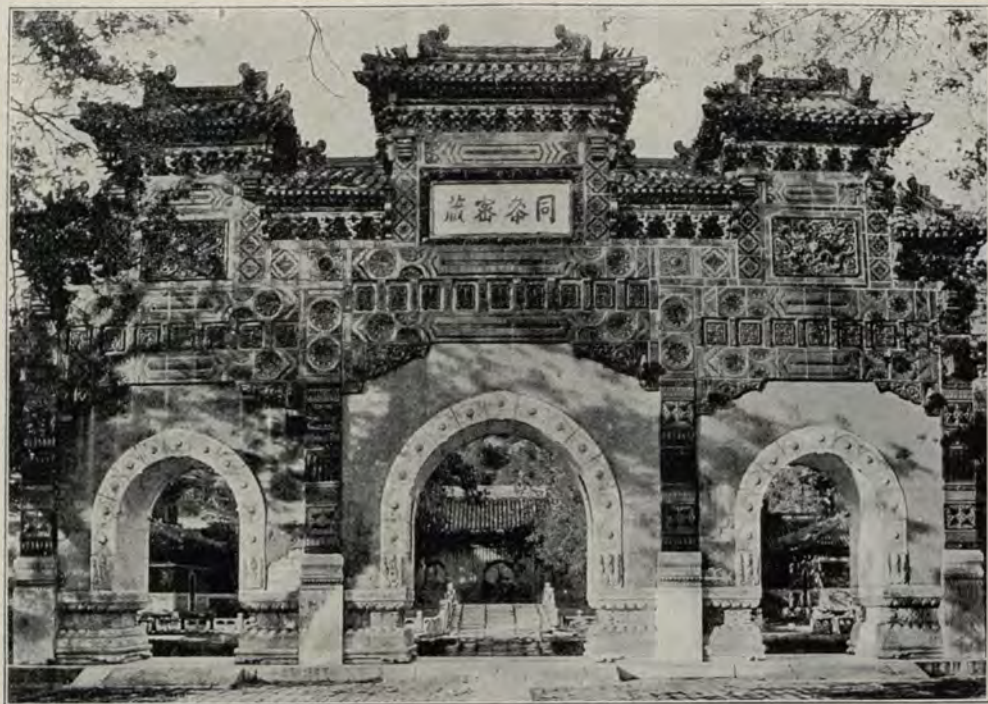
„Curios“ heißen in China die vielen schönen und kostbaren, alten und neuen, oft bizarren Sachen, die man in den Antiquitätenläden kauft. Diese Geschäfte werden in der zweiten Sprache Chinas meist „Curio-shops“ genannt. Ich will hier aber nicht von Majolikashalen und Vasen, von Seidenstickereien und Brokaten erzählen, sondern von den „Curios“, das heißt von den seltsamen Dingen, die einem in China auf Schritt und Tritt begegnen. So sahen wir z. B. oft in Nanking gut gekleidete chinesische Herren, die einen Vogel in einem hübschen Bauer spazieren trugen; es sieht rührend aus und entspricht ganz dem Ausgehen mit Hunden bei uns. Man hält sich in China überhaupt gern Vögel, legt dabei aber gar nicht so viel Wert auf den Gesang. Es muß nur ein hübscher Vogel sein.

Eine andere große Liebhaberei sind die Fische in Bütten und kleinen Bassins. Diese müssen aber immer sehr bunt schillernd sein, mehrere Schwänze, Doppelflossen und stark hervorquellende Augen haben. Diese Arten werden bekanntlich durch besondere Züchtung

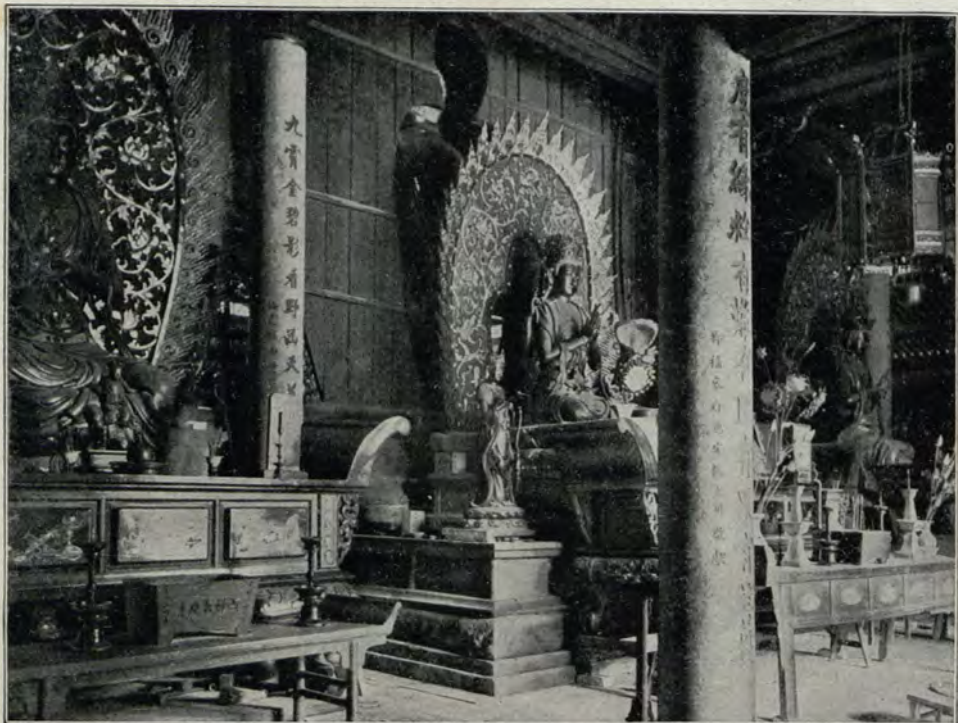
erzeugt, wie auch die kleinen, in Europa bekannten Hunde. Im Zentralpark in Peking fielen mir, wie schon erwähnt, in der Volière am Teiche rosarote Gänse auf. Als wir uns überlegten, wie diese Rasse wohl gezüchtet sein könnte, erklärte uns ein neben uns stehender junger Chinese, daß man diese Gänse einfach rosa übermale, „weil es doch hübscher aussehe“.

Ein interessantes Kapitel waren für uns auch die Droschkenpferde. Man braucht nicht immer Ridscha oder Auto zu fahren. Es gibt eine besonders hübsche Coupéart mit buntseidenen Vorhängen, ähnlich wie bei uns die Brautkutschen. Vor diese ist ein Pferd gespannt. Zum Kutscher springt im letzten Moment immer noch ein Boy dazu auf oder hängt sich auch nur malerisch hinten oder seitlich an den Wagen an. Dieser Boy bleibt während der ganzen Fahrt ständig in Bewegung, denn das Pferd geht allein um keine Ecke, nicht um die Welt. An jeder Ecke also faust der Boy von irgendeiner Außenseite des Wagens herunter, nimmt das Pferd mit Zurufen am Zügel und reißt Pferd und Wagen herum, so daß es im rechten Winkel wieder weitergehen kann. Ich nehme an, daß sich, auf Grund der sehr entwickelten Arbeitsteilung in China, Kutscher und begleitender Boy in die Arbeit des Fahrens und Lenkens teilen und daß sie auf diese Weise eine nicht gerade sehr zweckmäßige Pferdedressur zustande gebracht haben.

Von den Ridschas — die von Kulis gezogenen zweirädrigen kleinen Einsitzerwagen — möchte ich auch noch zwei Merkwürdigkeiten erwähnen. Als Unterlage für die



Ehrenbogen (P'ai-lou) des Konfuzius in Peking.



Inneres eines buddhistischen Tempels in Peking.

Füße hatten sie in Peking immer hübsche handgeknüpfte kleine Teppiche. Man denke: echte Teppiche in einem so volkstümlichen Behälter! Dann existierte da immer noch ein Lappen. Ohne diesen Lappen kein Ridscha-Kuli! Kommt man und will einsteigen, so staubt der Kuli mit diesem Lappen dienstbeflissen Sitz und Rückenlehne ab. Diese sind in dem trockenen Peking stets von einer dicken Schicht Löbstaub bedeckt. Ist man eine Weile mit ihm gefahren, so daß der arme Kuli ordentlich in Schweiß kommt, dann erfüllt das Tuch seinen eigentlichen Zweck; steigt man aus, dann wird man schnell noch selbst mit dem Lappen abgestaubt, und ist man weggegangen, dann setzt sich der Kuli in den unteren Teil der Ridscha, legt seinen Kopf auf den Sitz und deckt sich mit seinem treuen Tuche das Gesicht zu, um vor Sonne und Fliegen etwas geschützt zu sein und ein bißchen zu schlafen.

Außerordentlich reich an Eigentümlichkeiten sind alle Sitten, die mit dem Totenkult zusammenhängen. Daß der Tote zuerst überhaupt nicht begraben, sondern irgendwo auf freiem Feld mit einem provisorischen Überbau hingestellt wird, bis der befragte „weise Mann“ den Platz für die endgültige ewige Ruhe bezeichnet hat, ist wohl die auffälligste dieser Sitten. Daß auf allen Feldern — auch solchen, die noch in der Stadt liegen — verstreut Gräber sind, ist eine weitere chinesische Besonderheit.

Endlich sind die Totenopfer zu erwähnen. Man verbrennt in guten, vielfach naturgroßen Papier- bzw. Papiermaché-Nachahmungen alles, was der Verstorbene gern hatte. Also z. B. sein Pferd, einen Vogel, eine oder

mehrere Frauen, andere Figuren, die vielleicht seine Bons, also seine Diener, darstellen sollen, auch ein Haus und ein Boot. Eine ganz eigenartige Sitte ist, daß man sich schon bei Lebzeiten Särge schenkt. Dies alles geschieht nicht etwa nur in den einfachen Volksschichten, sondern diese Sitten sind geheiligte Überlieferungen, die auch in den führenden und gebildeten Familien noch streng beibehalten werden. So wie bei uns ja auch gewisse Sitten bei Begräbnissen in allen Kreisen dieselben sind.

Viel wäre von dem Dämonen- und Drachenglauben zu erzählen. Obwohl die alte kaiserliche Drachenschlagge seit der chinesischen Revolution 1911 nicht mehr existiert, so ist doch der Drache noch das Wahrzeichen Chinas in Kunst und Kunstgewerbe. Auf den schönsten Scrolls, den prunkvollsten Brokaten, den zartesten Stidereien: überall ist der Drache das dankbarste Hauptmotiv; aber er spielt in der Phantasie des Volkes auch noch eine sehr lebendige Rolle. Er soll in knorrigen alten Lebensbäumen leben, er sucht sich gern steinerne Portallöwen als Wohnsitz aus und er haust auch unter Bergen. Meistens sind die Drachen gutartig. Es ist nur bedenklich, sie in ihrer Ruhe zu stören. Man schüttete noch vor wenigen Jahren einen Tunnel wieder zu, weil man fürchtete, der Bergdrache könnte durch dieses neuzeitliche Bauwerk gereizt werden. Und als einmal ein großes Stadttor in Peking neu aufgebaut wurde und deshalb zwei Portallöwen auf einen andern Platz verschoben werden mußten, tat man es nachts und band den Löwen zur Sicherheit noch dicke dunkelblaue Tücher über die Augen. Dieser chinesische

Drachen- und Dämonenglaube hat etwas Suggestives. Es soll alte amerikanische Missionare draußen geben, die nach 30—40 Jahren Tätigkeit der Befehung selbst an Drachen glauben. Einer dieser Missionare, wurde mir erzählt, begründet diesen Glauben jetzt mit Bibelstellen. Selbst bei gebildeten Chinesen vermeidet man, die Drachen zu diskutieren. Es ist ja auch bei uns so, daß man die meisten religiösen Fragen nicht ohne weiteres bespricht, und „dreizehn“ ladet man sich auch nie ohne weiteres zu Tisch ein!

Es gibt aber vielleicht auch wirklich böse Dämonen, denken einfache Chinesenfrauen; besonders, fürchten sie, könnten diese es auf ihre kleinen Kinder abgesehen haben, vor allem auf die wertvollen kleinen Jungen. Da hat sich die Chinesin etwas ganz Eigenartiges zum Schutz ausgedacht. Ihren kleinen Jungen richtet sie einfach wie ein Mädchen her, malt ihm rote Bäckchen an, flicht ihm drei Zöpfchen auf dem Kopf — das andere Haar wird abgeschoren — und macht rote Schleifen in die starr abstehenden Zöpfchen. An die Handgelenke bekommt der kleine Kerl, genau wie sein Schwesterchen, noch goldene oder silberne Armreifen; die übrige Bekleidung besteht bei Jungens und Mädels im Winter aus wattierten Kittelchen und Hosen, im Sommer ist sie überhaupt ganz „unwesentlich“. So sehen also die Geschwister ganz gleich aus, und so ein boshafter, aber doch eigentlich wohl etwas dummer Dämon faucht dann an dem echten und dem falschen kleinen Mädchen vorbei! Übrigens könnte das überhaupt nur auf der Straße passieren, in Hof

und Haus kaum; dafür sorgt schon die hohe Geistermauer, die vor jedem Haustor gebaut ist. Sie deckt nicht nur den Eingang, dem sie gegenübersteht, sondern fast die ganze Eingangsseite der ersten Hofmauer, in dem der erste Hauseingang, meist ein rotes Holztor, mit hellen Messingflöppeln sich befindet.

Daß es in Peking einen kleinen Tempel gibt, in dem man für seine kranken Hunde betet und zum Dank für ihre Gesundung kleine Porzellan- und Holzhündchen rückwärts auf einem Opfertisch niederlegt, gehört wohl auch mehr zu den Curios als in eine Darstellung von Peking's schönen Tempeln. Dieser kleine Hundetempel wurde stets von einfachen Frauen sehr besucht. Er war, glaube ich, taoistisch.

Daß in China alle Schlösser linksherum schließen, sei nebenbei erwähnt; ebenso, daß im einfachen Volk die Männer die allgemein üblichen langen Röcke, die Frauen aber Hosen tragen.

Viele Besonderheiten fielen mir auch sonst noch an den Frauen auf:

Die, sagen wir, „mondänen“ Chinesinnen legen gern sehr viel Rot auf, z. B. außer auf die Waden auch auf die Augenlider und von der Wade zum Hals hinunter. Als Gegenstück dazu sei die Vorliebe der Japanerin für diesen Weißauftrag erwähnt, der aber im heißen Sommer wegen des Transpirierens von manchen nur teilweise angewendet wird; so bekommt z. B. oft der ganze Hals samt der unteren Gesichtspartie den weißen Aufstrich; Nase, Augen und obere Wadenpartie bleiben aber naturfarben.

Am eigenartigsten fand ich die Sitte der verheirateten chinesischen Frauen, sich Augenbrauen und Haaransatz mit Hilfe einer Pinzette herausziehen zu lassen. Nach dem chinesischen Schönheitsideal dürfen die Augenbrauen nur ein feiner dünner Strich sein, und die Haare müssen in einer Art Biered über der Stirn einsetzen. Diese nicht schmerzlose Prozedur wird aber erst an der Jungverheirateten vorgenommen. Mädchen können Augenbrauen und Haare noch natürlich tragen.

Das, was uns wohl unter allen chinesischen Sitten am unverständlichsten erscheint, sind die „eingebundenen“ Füße. Obwohl alte chinesische Dichter sie als kleine Lilien besingen, fand ich sie doch immer wieder von neuem schrecklich. Vor allem, weil sie den Gang und die ganze Körperhaltung aufs stärkste beeinflussen. Ich fand auch fast alle Frauen, die solche Füße hatten, auffällig engbrüstig, oft überhaupt ohne Brustentwicklung, während im Gegensatz dazu junge chinesische Studentinnen mit gesunden Füßen eine normale Brustentwicklung hatten. Durch Gesetz ist jetzt die Fußverstümmelung in China verboten, aber zwei Generationen wird es noch brauchen, bis sie wirklich verschwunden ist.

Daß die Chinesen, wenn sie in einheimischer Tracht sind, in ihrer eigenen Hauptstadt auf einem Teil der Mauer, nämlich demjenigen, der an das Gesandtschaftsviertel grenzt, nicht, wie die fremden Residenten, spazieren gehen dürfen, und daß dieselbe Bestimmung auch für die öffentlichen Gärten in Shanghai in Geltung ist, gehört auch zum Kapitel der „Curios“. Diese Curios

haben sich aber Europäer nach dem Boxerkrieg ausgedacht; es sind keine harmlosen, fröhlichen und auch keine durch Sitte geheiligten Curios. Es sind Schikanen, die in kuriosen militaristischen und bureaukratischen Gehirnen geboren wurden.

Das neue China wird vielleicht mit manchen eigenen „Curios“, sicher aber einmal mit diesen fremden aufräumen.

Zehntes Kapitel.

Die Chrysanthemumsuppe.

(M. D.)

Fast jedesmal, wenn wir zu einem chinesischen Diner oder Liffin eingeladen waren, frug mich der Gastgeber, ob es unser erstes chinesisches Mahl sei, und jedesmal mußte ich ihm den Spaß verderben und der Wahrheit gemäß erzählen, daß man uns schon längst in die lufullischen Geheimnisse Chinas eingeweiht habe. Einmal war es natürlich das erstemal; das war aber sehr bald nach unserer Ankunft in Shanghai, und dann folgten mehrere „Chinese dinners“ rasch aufeinander, so daß wir gleich in der ersten Woche auf chinesischem Boden mit den langen Stäbchen vertraut wurden. Daß man mit diesen in China ißt, weiß man bei uns und dazu noch einiges Richtige und Falsche. Ich glaube deshalb, daß es manchem willkommen ist, wenn ich einmal ganz systematisch so ein chinesisches Essen beschreibe. Aus meinen vielen Erinnerungsbildern auf diesem Gebiet will ich eines aber im besondern herausgreifen, weil es bei diesem Essen noch ein „Plus“ gab, die „Chrysanthemumsuppe“. — Es war im November, in Nanking. Eingeladen hatte uns Liang-Chi-Chao, der in China hochverehrte Schriftsteller und Politiker. Außerdem ist er, wie schon von uns an verschiedenen andern Stellen

erwähnt wurde, Vorsitzender der „Lecture Association“, die meinen Mann hinausrief. — Er empfing uns mit einigen jüngeren chinesischen Gelehrten in einem jener reizvollen, etwas bizarren Gärten, in denen oft chinesische Restaurants liegen. Der Chineser lädt nämlich meistens in Restaurants ein, nicht in sein Haus, und auch stets nur Herren. Mit den Damen der Fremden macht man freilich eine Ausnahme und bittet sie mit dazu. Gelegentlich war meinerwegen eine jüngere „educated“ Chinesin mit eingeladen. Unter „educated“ versteht man, daß sie eine bessere Schulbildung genossen hat. Diese eine Dame, die man stets neben mich setzte, war bisweilen die Gattin eines der Herren, oft auch eine Lehrerin aus einer der besseren Mädchenschulen oder Colleges. Natürlich sprach sie dann auch ziemlich gut Englisch. Am Tage der Chrysanthemensuppe waren außer mir nur Herren anwesend.

Auf einer offenen Veranda war der runde Tisch gedeckt.

Darüber ein paar Worte. Die Chinesen gruppieren sich stets um runde Tische. Oft sind diese so groß, daß sie für fünfzehn bis achtzehn Herren bequem Platz geben. Seit Hunderten von Jahren sitzt man in China auf Stühlen, genau wie bei uns, ja wahrscheinlich hatte man die Stühle in China schon früher als bei uns; in Japan aber sitzt man auf dem Boden.

Also an jenem Novembertag auf der sonnigen Terrasse — die Luft war schon recht frisch, gelbe und rote Blätter wirbelten in der Luft — setzten wir uns zu ungefähr zehn Personen um den runden Tisch.



Simmelstempel in Peking.

Photoglob, Zürich.



Viang-Chi-Chao in einem seiner stets besonders schönen mausgrauen Seidenfahngs, die anderen Herren auch in dunkelblauen oder grauen „Fahngs“¹ mit dem kurzen charakteristischen schwarzen Tuch- oder Atlasjäckchen darüber. Mein Mann als einziger der Herren in Fremden-tracht, ich in weißer Wolle.

Zuerst setzten die Diener die vielen kleinen Schüsseln mit den appetitreizenden Vorspeisen hin, Saures und Süßes. Gesalzene Fischchen und kandierte Nußkerne, Salatartiges und die wundervoll schmedenden, dunkel grünbraunen Soleier; sie sind zwei bis drei Wochen alt, in besonderer Weise präpariert und werden von neunmalflugen Europäern als „faule Eier“ bezeichnet. Diese ersten acht bis zehn, in die Mitte gestellten Schüsseln besieht man sich erst eine Weile, wie ja überhaupt ein chinesisches „Mahl“ ein langes Präludium und ein rasches Finale hat. Man kommt stets wenigstens eine halbe Stunde vorher und sitzt, Tee trinkend und rauchend, erst in einem andern Raum, oder, ist dieser in einem kleinen Restaurant vielleicht nicht vorhanden, wenigstens an einem anderen Tisch. Nach dem Essen aber steht man nur noch ganz kurze Zeit herum, höchstens fünf Minuten, und geht dann fort. Also gegenüber den ersten Schüsseln verhält man sich noch sehr reserviert. Man führt noch weiter mehr oder weniger weise Reden, bis schließlich der Gastgeber mit seinen langen Stäbchen dies oder jenes herausangelt und seinen Hauptgästen etwas auf das

¹ „Fahng“ heißt der lange Raftan, über dem ein kurzes schwarzes Tuch- oder Seidenjäckchen getragen wird.

Tellerchen legt, das, nebst einem tiefen Schälchen und dem hantellosen Lätzchen für Reiswein, mit den Stäbchen zusammen ein chinesisches „Kuvert“ ausmacht. — Das Essen von diesen Vorspeisenschüsseln bleibt aber nur ein Kosten. Nach und nach ersetzen die Diener diese Schüsseln durch die zweite Serie von Gerichten, welche meist aus breiigen Speisen besteht, also z. B. aus weißem Hühnerfleisch, das zu einem zarten fast cremeartigen Brei verarbeitet wurde, in den Rührei hineingemischt ist. Auch Taubeneiersuppe, d. h. Hühnerbouillon mit hartgekochten ganzen Taubeneiern, kommt auf dieser Stufe neben den verschiedenartigsten Seegurken-, Seerosen-, Krabben- und Langustengerichten an die Reihe, während die kostbaren „Schwalbennester“ erst etwas später erscheinen dürfen, ebenso die Haifischflossen. Bei unseren ersten „chinese dinners“ konnte ich diesen übrigens keinen Geschmack abgewinnen, kam aber später doch „dahinter“. Bei den Haifischflossen hängt viel von der Zubereitung ab.

Die Schwalbennester, eine gallertartige Masse, die eine Schwalbenart aus ihrem Speichel zusammenträgt, brauchen nur in Fleischbrühe gekocht zu werden; die Haifischflossen dagegen müssen in einer schmackhaften Soße gedämpft werden, und vor allem müssen sie sehr, sehr weich werden. Halbhart, wie wir sie auch gelegentlich erhielten, liebten wir sie gar nicht. Ja, ich fand, der ihnen eigene Wohlgeschmack ist dann noch gar nicht da; dieser tritt erst auf, wenn sie vollständig gar sind.

Alles, was suppig ist, schöpft man sich mit einem dazu bestimmten Porzellanlöffelchen in die kleine griff-

lose tassenartige Schüssel. Man löffelt es aber nicht aus, sondern schlürft es wie Tee, und was darin herumswimmt, ißt man mit den Stäbchen. Der kleine Porzellanlöffel dient zum Herausschöpfen aus den allgemeinen Schüsseln. Daß der Chinese mit denselben Stäbchen, die er zum Mund führt, auch aus den allgemeinen Schüsseln langt, entsetzt anfänglich viele Fremde. Es ist dies aber gar nicht so schlimm, wie es auf den ersten Blick hin erscheint. Alles ist ja klein geschnitten oder gehackt. Mit großer Geschicklichkeit ergreift der Chinese mit den Stäbchen einen Fleischwürfel, ein Stückchen Fisch oder eine Flosse, und er rührt nicht etwa mit den Stäbchen im ganzen Gericht herum. In sehr feinen chinesischen Restaurants in Peking lagen übrigens besondere Zulangestäbchen auf unserem Platz. Es erschien mir dies als ein Novum und auch nur als „hauptstädtisch“.

Wie immer, fehlte es auch bei Liang-Chi-Chaos Mahl nicht an dem ausgezeichneten „Ba-Bo-Yan“, dem „Acht-Früchte-Reis“. Es ist dies ein in Wasser gekochter, stark gezuckerter und mit achterlei weichen Früchten vermischter heißer Reis. Er wird in der Mitte des Mahles, nicht am Ende aufgetragen. An Stelle dieses süßen Reises oder auch dazu gibt es häufig in Zuckerwasser schwimmende weichgekochte Lotoskerne; dem Zuckerwasser wird Orangensaft zugesetzt. Nach diesen süßen Zwischenspeisen kommt erst die „pièce de résistance“, die knusprige fette Ente, und zwar auf der einen Platte das zarte weiche, in kleine Rechtecke geschnittene Fleisch, auf der andern Platte die knusprige, in Streifen geschnittene Haut. Eine gewisse Stille

tritt ein, wenn die Ente aufgetragen wird, und dieser wird auch mit weniger Reserve zugesprochen als allem Vorhergehenden. Dazu gibt es Bierede aus zartem Nudelteig; man bettet in sie die fetten Enten- und Hautstücke, schlägt den Teig darüber zusammen, und ist das Ganze wie eine kleine Pastete. Nach der Ente kommt bei einem größeren Mahl stets noch der ausgezeichnete, meist gebratene große Mandarinfisch; dazu wird vor jeden Gast eine größere Löffelschüssel gesetzt, gefüllt mit weißem gekochtem, aber sehr trockenem Reis.

Aus dieser Schüssel ist der Chinesen Teile des Fisches, auch braune Bohnensoße, von der gleich zu Anfang des Essens etwas auf ganz kleinen Tellerchen vor jedem Platz steht; auch allerlei Gemüsearten werden noch für den Reis hingestellt, z. B. die zarten weißen Bambussprossen, die im Geschmack an Mandelkerne erinnern. Sie sind gekocht und werden in einer weißen Soße aufgetragen.

Der routinierte chinesische Dinergast spart seinen Appetit gerade für diese zwei letzten Hauptgänge, die Ente und den Mandarinfisch samt Reis, auf. Er mischt von oft zehnerlei Schüsseln Teilchen in seinen Reis hinein. Diese Reisschüsseltasse hält er nahe an seinen Mund und führt, oder besser wirft, mit großer Schnelligkeit den durchmischten Reis mittels seiner zwei zwischen zwei Fingern gehaltenen Stäbchen in den Mund. Wir verstanden es meist nicht so gut, all den verschiedenen, uns so neuen Speisen nur homöopathisch zuzusprechen, so daß, wenn die letzten kompakteren Sachen erschienen, wir schon „nicht mehr konnten“.

An jenem Novembertag im altchinesischen Garten bei Liang-Chi-Chaos Mahl war zum Schluß noch eine ganz besondere Artade vorbereitet: die Chrysanthemumsuppe. Sie bildet zur Zeit der Chrysanthemumblüte den Schluß jeder besseren Mahlzeit, bei der Gäste anwesend sind.

Nachdem die Diener alle andern Schüsseln abgetragen hatten — es dürften wohl nach und nach an die vierzig gewesen sein —, brachten sie eine schöne, zugedeckte, künstlerisch geformte, große Kupferschale herein, die auf brennendem Spiritus stand, ähnlich wie ein Samowar, und gleich diesem auch Wasser enthielt. Um diese Kupferschale herum wurden viele kleine Teller gestellt, auf denen die appetitlichsten, aber rohen Sachen lagen: in Streifen geschnittenes Hühnerfleisch, ebensolches Rindfleisch, Kräuter, Bambussprossen, Gewürze, Salz und vor allem auf einem Tellerchen, das vor den Gastgeber hingestellt wurde, ausgezupfte weiße Blütenblätter des Chrysanthemum. Als das Wasser in der Kupferschale ins Kochen gekommen war, erhoben wir uns alle von den Plätzen, jeder ergriff eines der Tellerchen, der Gastgeber die Blütenblätter, und alle schütteten den Inhalt in das kochende Wasser. Darauf setzten wir uns wieder und warteten ungefähr zehn Minuten, bis alles tüchtig verkocht war. Jeder bekam dann in einer frisch hingestellten Lassenschüssel von der wirklich herrlich schmeckenden Suppe. Der Geruch des Chrysanthemumkrautes war als zarter Geschmack in der sonst wie eine sehr kräftige Fleischbrühe schmeckenden Suppe. Die Chinesen halten es für gesund, mit etwas Kräftigem die Mahlzeit zu beschließen, also stets mit

dem Reisgang, gelegentlich aber auch mit einer Suppe, im Spätherbst mit der Chrysanthemumsuppe.

Als Getränk wird zu jedem besseren ostasiatischen Essen — das gilt sowohl für die Chinesen wie für die Japaner — Reiswein gegeben, der den Geschmack eines leichten Sherry hat. In China wird er aus kleinen Porzellanfannen heiß in die hübschen, oft kunstvoll gearbeiteten und kostbaren Reisweintäßchen gegossen. In Japan sind diese meist aus hübsch bemaltem buntem und vergoldetem Porzellan, in China bekamen wir aber auch häufig henkellose Täßchen aus Edelmetall und einmal sogar aus dunklem Jade, dem schönen, durch die Amerikaner modern gewordenen Nephritstein.

Von den alten Mandarinen und vor allem von den Mandschuprinzen wird erzählt, daß sie nach jedem ausgetrunkenen Täßchen zur Kontrolle eine Bohne oder einen Lotuskern auf den Tisch legten, und daß es mancher auf fünfzig brachte! Im neuen China ist man mäßiger geworden. Der Einfluß der Amerikaner macht sich auch in dieser Richtung nach und nach bemerkbar. Ich persönlich zog als Getränk auch beim Essen, nicht nur vorher, den guten grünen chinesischen Tee vor. Eigentlich war es aber eine Stillosigkeit, die nur durch meines Mannes aufrichtiges Wohlgefallen am Reiswein einigermaßen ausgeglichen wurde.

Wenn ich noch erwähne, daß die chinesischen Herren sehr gern schon von der Mitte des Essens an, anstatt erst zum Schluß, Zigaretten rauchen, so habe ich, glaube ich, nichts Wesentliches von der Gastronomie Chinas vergessen.

Elftes Kapitel.

Chinesisches Theater.

(M. D.)

Chinesische Theateraufführungen haben wir nicht oft besucht; es lag dies einestheils an besonderen Zufälligkeiten, andernteils fanden wir — um ganz offen zu sein — diese Aufführungen durch ihre Länge und ihren großen Lärm etwas sehr anstrengend. — Zweimal haben wir aber doch diese noch ganz unberührte chinesische Schauspielerkultur kennengelernt, und da sie uns, trotz einer in uns ganz ungewollt aufkommenden Opposition, große, gewissermaßen ethnographische Eindrücke vermittelte, will ich sie eingehender schildern. Da es sich um besonders gute und besonders charakteristische Aufführungen handelte, kann diese Schilderung als maßgebend auch für andere chinesische Theaterspiele aufgefaßt werden.

Das eine Mal war es beim Präsidenten der chinesischen Republik, Herrn Li-Yüan-Hung, daß wir chinesisches Theater kennenlernten. Präsident Li, der vorige Repräsentant Chinas, gilt als großer Theaterfreund und Kenner; so war es naheliegend, daß er den großen Neujahrsempfang für die diplomatischen Vertreter und

„distinguished foreigners“ in der Hauptsache zu einem Theaternachmittag gestaltete.

Der große Empfangssaal war als Zuschauerraum mit Stühlen eingerichtet, der Präsident und seine Gattin selbst saßen in größeren Armsesseln. An der einen Wand des Saales war ein großes Podium mit einigen schönen roten Seidenvorhängen als Bühne aufgebaut. Bei einer chinesischen Aufführung geht das sehr leicht. Kulissen und sonstige mehr oder minder realistisch wirkende Requisiten kennt nämlich das chinesische Theater nicht. Alles wird, ähnlich wie beim alten Shakespeare-Theater, stilisiert und nur angedeutet. Die Krieger reiten z. B. fort, indem sie über einem Stod eine kurze Beinbewegung ausführen und dann im übrigen gelassen hinausgehen. Man stirbt, indem man sich etwas hinlegt, jedoch nur so rasch und kurz, daß, wenn der Zuschauer nicht aufpaßt, dieses Bühnensterben doch etwas zu unbemerkt vorübergeht, wenigstens für Fremde, die noch dazu nicht genug chinesisch verstehen. Man spricht auch stilisiert, und zwar mit ganz hoher, singender Stimme; nur untergeordnete Wesen im Stück, wie Diener und Räuber, sprechen realistischcs Alltagschinesisch. Die Stücke sind meist ältere Dichtungen, viele sind sehr berühmt und sehr beliebt. Inhaltlich erinnern sie an unsere Märchen- und Ritterstücke.

An jenem Nachmittag bei dem Präsidenten wurden sechs bis acht kurze ein- und zweiaktige Stücke dieser Art ohne jede Pause gegeben. Als Besonderheit galt es, daß männliche und weibliche Schauspieler zusammen-



Prof. Driesch inmitten chinesischer Gelehrter und Staatsmänner in Peking.



Ein Lohan (vgl. Text Seite 57).



Kwannon, die Göttin der Barmherzigkeit.

wirkten. In den öffentlichen Theatern Bekings spielen sonst entweder nur Männer- oder nur Frauentruppen. Das Hauptereignis aber war, daß der Präsident Me-Lang-Fang, den größten Schauspieler Chinas, für sein Fest gewonnen hatte. Me-Lang-Fang wird von den Chinesen geliebt, bewundert und — fabelhaft hoch honoriert. Er gibt vorwiegend Frauenrollen in märchenhaft schönen, gestickten Gewändern. Auch wir, als Neulinge unter den Gästen, mußten zugeben, daß er ein junges Fräulein entzückend zu verkörpern wußte. Besonders fein fand ich die gezierten, aber für vornehme Chinesinnen sehr charakteristischen Handbewegungen. Me-Lang-Fangs Hauptrolle gab ihm übrigens Gelegenheit, einmal Mann und einmal Mädchen zu sein, so eine Art „Rosenkavalier“.

Alle übrigen Darsteller beim Präsidenten waren natürlich auch sehr reich angezogen. Rote, mit Blumen bestidte Seide war vorherrschend.

Was alle chinesischen Aufführungen für Fremde angreifend macht, das fehlte natürlich auch beim Präsidenten nicht, nämlich die ununterbrochene, laute, ziemlich monotone Musik mit viel Blechschlägen. In den Stücken wird außerdem viel gesungen, ebenfalls in der hohen Fislage und in Melodien, die sich in Viertel- und Achteltonwellen bewegen, also unseren Ohren bis jetzt noch ungewohnt sind. Eine nächste europäische und amerikanische Generation wird dieser altasiatischen Musik vielleicht näherstehen, da ja unsere jüngsten Komponisten ähnliche Wege einschlagen.

Unser zweites Theatererlebnis wurde uns durch unsere

zwei chinesischen Freunde, die Gelehrten Dr. Carsun Chang und Chü-Shi-Ying, verschafft. Sie luden uns für einen unserer letzten Abende in Peking in ein Frauentheater ein, in dem eine besonders gute Schauspielerin die Hauptrollen spielte. Unsere Freunde hatten drei Logen gegenüber der Bühne, also unserem „Balkon“ entsprechend, genommen und außer uns noch mehrere deutsche und chinesische Bekannte eingeladen. Für uns ähnelten die Stücke an jenem Juniabend in manchem denen beim Präsidenten, besonders auch in der begleitenden lauten Musik, inhaltlich waren sie aber sehr verschieden und vor allem hatten sie dadurch ihren besonderen Charakter, daß alle Rollen, auch die männlichen, entsprechend der Eigenart dieses Theaters, von Frauen besetzt waren.

Sehr reizvoll fanden auch wir die lebhaft bewunderte Heldin. Puppenhaft zierlich, durch künstliche Widelungen schmalbrüstig und schmalküstig erhalten. Schmales langes, leuchtend hell geschminktes Gesicht, viele drehende tanzartige Bewegungen mit dem ganzen Körper, und wieder die gezierten Handbewegungen. Dazwischen einmal etwas lebhaftere Aktion, so z. B. wenn sie auf einen Tisch steigt und bogenschützenartige Bewegungen macht, um anzuzeigen, daß sie kämpft. Sie stellte nämlich eine Art Amazone vor, die ihren Geliebten im Kampf schützt; dabei war sie aber nicht mit Panzer und Helm bekleidet, wie reißige Jungfrauen auf unseren Bühnen, sondern mit einem zierlichen, sehr knappen hellblauseidenen bestickten Chinesenkleidchen.

Kurz bevor wir das Theater verließen, wurden dieser

zweifellos sehr begabten reizenden kleinen Schauspielerin vier riesengroße Blumenkörbe hingeseht. Sie dankte, besonders auch nach unseren Mittellogen hin, mit der typischen tiefen chinesischen männlichen Verbeugung; eine weibliche Verbeugung, wie bei uns z. B. die der Jungmädchen oder den frühern Hofknicks, kennt man in China nicht.

Wir hörten erst viel später, daß diese vier schönen Blumenkörbe unsere zwei Freunde gestiftet und daß sie auf zwei von ihnen unsere Namen als Geber geheftet hatten. Es war eine der Besonderheiten unseres Freundes Carsun Chang, daß er stets in taktvollster Weise bemüht war, den foreign scholar und seine Frau bei seinen Landsleuten ins beste Licht zu setzen.

Wir hatten das Glück gehabt, zwei ganz besondere Elitovorstellungen zu sehen. Wie bei uns gibt es auch in China natürlich die verschiedensten, qualitativ sehr stark unterschiedenen Theater bis hinab zu Jahrmaktsvorführungen, die im Freien stattfinden.

Zwölftes Kapitel.

Einkäufe.

(M. D.)

Mehr als in irgendeinem Land der Erde möchte man in China einkaufen. Da wir gerade in dem Jahr in China waren, in welchem bei uns zu Hause die Papiermark dem Höchststand ihrer Zahlenorgien zueilte, erschien es uns sündhaft, gar zu viele chinesische Dollars auszugeben. Jeder Einkauf war also für mich einesteils ein Rechenexempel, weil man das eigentlich überflüssige Valutaumrechnen doch nicht lassen konnte, dann aber auch ein Kampf mit meinem ästhetischen Gefühl; denn leider gilt auch in China der Satz, daß das Beste auch immer das Teuerste ist. Es galt nun für mich, sowohl in Nanking wie in Peking, Entdeckungsreisen zu machen, um von den schönen Dingen möglichst preiswerte Bezugsquellen aufzufinden.

Was kauft man sich in China, und wie und wo kauft man am besten? Ich glaube, man könnte fünf Gruppen von Dingen aufstellen, welche jeder Fremde sich kaufen möchte: 1. Malereien und Drude. 2. Textilwaren. 3. Gefäße und Figurales. 4. Bijouterien. 5. Pelze.

Bezüglich des „Wo“ gibt es nur einen Rat: möglichst bei rein chinesischen Händlern zu kaufen. Auch sind abseits gelegene Geschäfte denen an der Front vorzuziehen. Das sind aber schließlich Selbstverständlichkeiten, und hat man erst die Grundnorm der Preise kennengelernt, so kann man es auch wagen, sich in Geschäfte zu begeben, die auf die Fremden zugeschnitten sind. Das Handeln geht aber mit Erfolg nur bei den „Curios“ (S. 103 ff.), Seide, Pelze, Filetspitzen usw. haben mehr oder weniger feste Preise. Für diese Sachen muß man selbst die preiswertesten Geschäfte herausfinden.

Die leichten chinesischen Waschseiden gab es am preiswertesten in Nanking. Es waren dort einige ganz große, echt chinesische schöne Seidengeschäfte, die den Bekingern der gleichen Branche kaum nachstanden. Eine Besonderheit dieser Seidenläden ist stets, daß sie sich in einstöckigen Häusern befinden, welche durch eine reiche geschnitzte und bemalte Holzfassade verziert sind. Sie bilden zusammen mit Silberwarenläden die Aristokraten in den Geschäftsstraßen Chinas.

Pelze, d. h. stets Futter, hängen in Nanking reihenweise von der Decke herab in offenen, ganz volkstümlichen Verkaufsständen. Erhandelt man sich dort ein Pelzfutter, so bildet sich vor dem Geschäft sofort eine große Gruppe Neugieriger. In Peking gab es übrigens neben offenen auch geschlossene Pelzgeschäfte; oft findet man dort auch Pelze und Stidereien vereinigt, besonders in der sogenannten „Embroidery-Street“ (Stidereistraße). Ich werde von dieser sehr originellen Straße noch einiges

erzählen. Vorher noch einige Worte über die Haupt-
spezialität Nankings. Es ist dies der Goldbrokat.

Brokate wurden von jeher in China gewebt, seit
einigen Jahren hat aber in Nanking eine Neubelebung
dieses Industriezweiges stattgefunden. Mit unserer ameri-
kanischen Hausfrau in Nanking, die mich überhaupt in
uneigennützigster Weise in vieles einführte, das mir sonst
verschlossen geblieben wäre, ging ich in die kleinen Weber-
häuser. Die Unternehmer waren zumeist kleine Land-
besitzer, die die Weberei vielleicht nur im Nebenberuf
betrieben, sie aber jetzt sehr energisch vergrößern. Es
handelt sich stets nur um Handwebstuhlbetrieb. Die ge-
webten Streifen sind deshalb auch nicht breiter als
höchstens 75 Zentimeter, meist sogar schmaler. Als Unter-
grund wird dunkelblaue Seide bevorzugt, von der sich
die scharf ausgesprochenen Goldmuster, Drachen, Laternen
und Blumen, leuchtend abheben. Oft liegt ein vereinzelter,
mehr realistischer Drache wie ein Bild da, oft ein noch
mit andern Farben und verschiedenen Goldtönen durch-
schossenes stark stilisiertes Drachenornament. Dasselbe gilt
von Laternen- und Blumenmotiven. In Europa, ja sogar
in China selbst sind gerade diese neuen Nankinger Brokate
noch wenig bekannt. Sie werden nämlich nicht in Ge-
schäften verkauft, sondern die Frauen der Weber tragen
sie in Tücher eingeknüpft, ähnlich wie Spitzen, direkt
zu ihrer Kundschaft. Sehr viel sieht man diese gewebten
Gebilde in Amerika; das kommt daher, daß amerikanische
Damen, zumeist die Frauen der in China für Erziehung
wirkenden Amerikaner, die Verwendbarkeit der Brokate

erkannt haben. Sie verarbeiten sie — vorläufig auch nur im eigenen kleinen Hausbetrieb — zu reizenden Beuteln, die mit leuchtender chinesischer Wachsseide abgefüllt und mit chinesischen Franssen und alten Münzen dekoriert sind, zu edigen, runden und schlauchartigen Sofakissen, zu Decken und Hüten. Die augenblickliche herrschende Mode der Goldbrokathüte scheint mir überhaupt von dort zu stammen.

Etwas, das wohl auch durch die Betriebsamkeit amerikanischer Damen den Weltweg angetreten hat, sind die langen Ketten mit dickem Troddel- und Amulettabschluß. Über diese Ketten könnte ein angehender Kunsthistoriker ganz gut eine Doktorarbeit schreiben. Ihren Urursprung haben sie bei buddhistischen Mönchen in Zentralasien. Die Äbte der Klöster trugen besonders schöne dicke Ketten aus altem Bernstein, aus dicken ladierten Lotoslernen usw. Der Rosenkranz ist ein naher Verwandter dieser Schmuck- und Standesketten. Bei den chinesischen Mandarinen der verschiedenen Kaiserdynastien spielten diese Ketten ebenfalls eine große Rolle. Vielfach wurden sie auch so getragen, daß das Amulett, oft ein schönes aus Halbedelsteinen geschnitztes Ornament, auf dem Rücken hing. Der Mode ist aber bekanntlich nichts heilig, und als Amerikanerinnen solche Ketten kühn über ihre leichten loderen Kleider hingen und so damit zu Hause ankamen, traten diese Ketten ihren Siegeszug über die Welt an. Durch die deutsche Abgeschlossenheit der letzten zehn Jahre sind sie bei uns verhältnismäßig am wenigsten populär geworden. Man

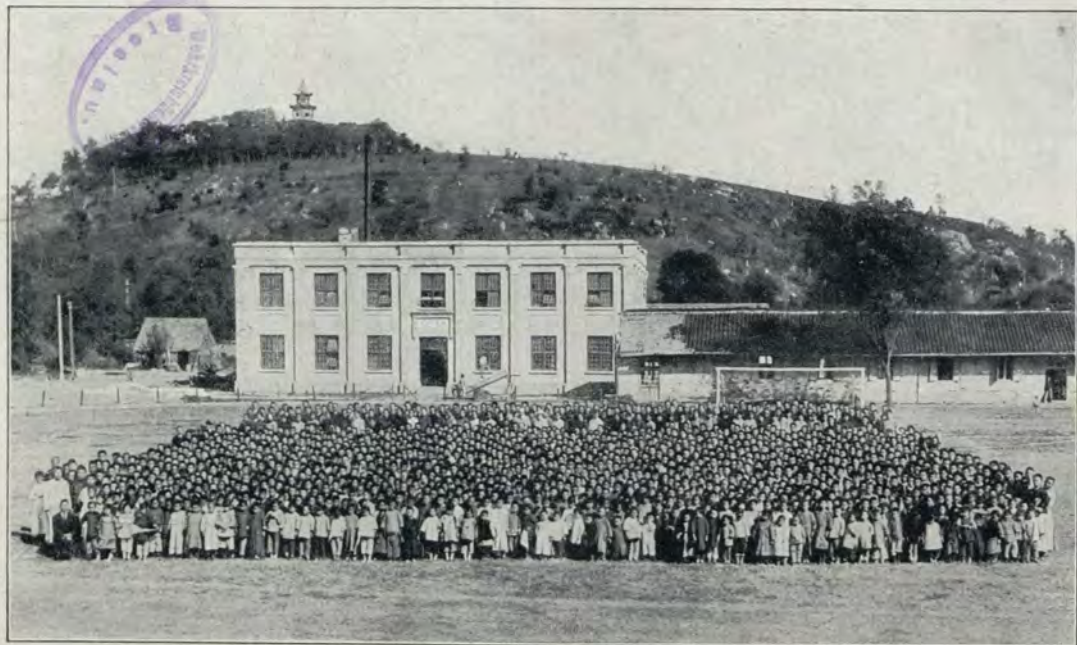
trägt natürlich nicht überall chinesische Ketten; diese gaben nur, auf dem Weg über Amerika, die erste Anregung. Im Gegenteil, in China selbst sowie auch in Japan kann man entzückende lange geschliffene Kristallketten kaufen, die aus der Tschechoslowakei oder aus Oberstein bei Kreuznach stammen sollen. Sie bekommen in China sehr oft nur den dort beliebten hellgrauen, seegrünen oder rosa Seidenschnurendurchzug mit langer Seidentroddel. Denn der Chinese ist ein Anbeter der Posamenterie. Nirgends in der Welt sah ich so viele Geschäftchen, die sich ausschließlich mit dem Knüpfen von Fransen, Troddeln und dem Besticken von schmalen Borten beschäftigen. Ein richtiggehendes chinesisches Damenkleidchen muß auch stets am Halsbündchen, am seitlichen Verschluss und an den Ärmeln mit Börtchen besetzt sein. Chinesische Ketten, vor allem die aus altem Bernstein und Türkisen und die besonders reizvollen in Rosenform geschnitzten Elfenbeinperlen aus Shanghai gehen auch nach Venedig, London, Paris, Suez, Kairo und — Meran, von Tiffany in New York natürlich gar nicht zu reden. Dieser hat überhaupt eine eigene Abteilung für Halbedelsteinketten, und es ist nicht seine billigste! Auch in deutschen Städten findet man jetzt diese Ketten bei Juwelieren und in Elfenbeingeschäften, leider zu Tiffany-, und nicht zu chinesischen Preisen.

Noch einiges über meine persönlichen Einkaufserlebnisse in Peking.

Ich ging, soviel dies möglich war, stets in die Geschäfte der Chinesenstadt. Dazu nahm ich mir immer eine



Dr. Carsun Chang (rechts), Prof. Driesch und Herr Ch'ü
im Hofe der Definger Universität.



Die gesamte Studenten- und Schülerschaft der Reichsuniversität Nanking.
Hinten die Verfasser inmitten des Lehrkörpers.

Ridscha; zu Fuß zu gehen ist auf den sehr bevölkerten, sehr staubigen Straßen wirklich nicht angenehm. Auch von Bettlern wird man oft arg belästigt.

Mein Hauptziel war stets die La Shi Larl (Lampenstrasse). Da gab es in der That alles, was sich ein chinesisches und ein europäisches Herz wünschen können. So ganz glatt kam ich aber selten gleich in die Geschäfte. Oft passiert irgendeine Hochzeits- oder Begräbnisprozession, und man muß dann in der Ridscha mit dem Ridschabon, bescheiden an eine Hauswand gedrückt, mit vielen andern Ridschas und deren Insassen oft eine Viertelstunde warten, bis der Zug vorbei ist. Es ist aber kein langweiliges Warten, denn man hat wirklich sehr viel zu sehen. Ist es eine Hochzeit, so schwankt die geheimnisvoll geschlossene, ganz rote Tragbahre vorüber, in der ein junges Chinesenfräulein ihrem Gatten zugeführt wird, der ihr noch unbekannt ist. Vor und hinter der Hochzeitsbahre die Träger mit den Geschenken in schönen Truhen, dazwischen Knaben mit sehr hohen, sehr stark mit Seidenfransen behängten, wunderschönen, feuerroten schirmartigen Gebilden, die über und über mit Seidenstidereien bedeckt sind. Oft begegnet man einem Hochzeitsgespenzug auch ohne die bräutliche Tragbahre. Dann wird offenbar die Aussteuer vom Haus der Braut ins neue Heim gebracht.

Geht ein Begräbniszug vorbei, so hat man ähnliche Eindrücke, nur ist dann die Bahre viel größer, ja sie ist wohl überhaupt der größte noch tragbare Aufbau dieser Art. Bei ihr herrscht Weiß vor, aber das Gestell ist

meist ebenfalls rot. Je reicher das Begräbnis, desto größer die baldachinüberwölbte Bahre und desto mehr Träger, oft bis zu dreißig. Die Träger werden von den (buddhistischen) Lamaclöstern gestellt. Es sind Bettler und Arbeitslose, die dafür von den Mönchen gemietet werden. Die Lamaclöster selbst stellen nur die malerischen grünen Kostüme dazu und haben die Sache überhaupt organisiert. Sehr viel Lärm geht bei einem solchen Begräbnis mit, Blechmusik und monotone Gesänge. Je geachteter der Verstorbene war, um so mehr gibt es davon. Vereine, Bruderschaften, Kinder, Greise und Frauen beteiligen sich, diese in weißen Überwürfen.

Endlich ist die Bahn wieder frei, und mein Rickschamann setzt mich bald im Vorhof eines großen Seidengeschäfts ab. Ich trete ein. Etwas dämmerige Beleuchtung meist. Das Lokal sehr in die Tiefe gebaut. Lange Ladentische wie bei uns. Einige wenige Seiden sind in kleinen tischartigen geschlossenen Glaskästen zu sehen, sonst ist alles verpackt; auch gibt es keine hübschen Auslagen, so daß man selten weiß, was man vorfinden wird. Im Geschäft sind meist wenig Käufer, dafür aber stets eine Schar von jüngeren und älteren, würdevollen chinesischen Herren, alles Verkäufer. Ich habe mich oft gefragt, wie wenig Gehalt sie haben müssen, oder wieviel Spesen sie verschlingen mögen. Prinzipiell sprach ich in diesen Geschäften chinesisch. Was ich mit meinen fünfzig bis sechzig Wörtern nicht ausdrücken konnte, wurde mit Hilfe von Gesten oder mitgenommenen Mustern klarzumachen gesucht. Es war immer das reinste Theater, und von den Ver-

käufern wurde es auch so aufgefaßt. In manchen Geschäften, wo man mich schon kannte, strömten sie aus allen Ecken zusammen, wenn ich eintrat. Sie wußten schon, irgend etwas „kam immer vor“, wenn ich da war. Meist ein kleiner Kampf beim Kaufabschluß. Sie rechneten stets nach chinesischen Fuß, ich nach englischen Yards, die ich aber erst in unser Meter umrechnete! Da stimmten die Resultate ihrer Rechenmaschine mit meinen Bleistift-exemplen sehr oft nicht überein. Ganz schlimm wurde es stets, wenn einer geholt wurde, der englisch verstehen wollte! Verwickelt wurde es auch dadurch, daß man in diesen echt chinesischen Läden nur das eine Stück aus dem Fach zieht, um das es sich handelt. Das tut natürlich einer, zehn sehen aber dabei zu, wenn gerade keine andere Kundschaft da ist. Auswahl wollen sie einem gar nicht geben. Ganz erschrocken waren sie immer, wenn ich mir nach und nach vier bis fünf Seidenstoffpakete vorlegen ließ, bis ich mich zu einem Kauf entschloß. Da mein Chinesisch mich fast eine physische Anstrengung kostete, kann man sich denken, welche Arbeit es für mich war, bis ich die richtigen Stücke auf der Ladentafel hatte. Sie sind in den Fächern so verpackt, daß man von ihnen vorher meist auch nicht ein Farbenspäckchen sieht.

Leichter ging es mit allem in der schon erwähnten „Stidereistraße“. Sie liegt ganz versteckt, aber die Rickshakulis kennen sie gut und führen die Fremden hin. Sie hat keine offenen Geschäfte, wirkt vielmehr wie eine vornehme enge Privatstraße. Häuser und Höfe,

die hinter geschlossenen fensterlosen Mauern liegen. Die Tore der Mauern alle schön rot mit blanken Messingschlössern. Nur die lang herabhängenden Firmenbänder neben jedem Tor künden die hinten im Hof liegenden Geschäfte an. Man durchquert einen meist hübsch dekorierten Hof und betritt rückwärts das Geschäft. In dem Haus, welches ich bevorzugte, lagen die Stidereien von den Pelzen getrennt. Man bekam diese im gleichen Hof, in einem Laden an der Seitenfront. Die meisten Läden in den Höfen der Stidereistraße haben aber Pelze, Stidereien und etwas alte Brokate vereint. Von den Pelzen in Peking ist zu sagen, daß sie wirklich preiswerte Futterpelze sind, auch Fuß- und Wagendeden kann man dort billig und gut bekommen. Bei Damenpelzen, nach außen zu tragen, sowie bei Umlegefüchsen usw. läßt die Gerbart und auch das Zusammennähen manches zu wünschen übrig, für sie ist Leipzig der bessere Platz. Auch das Färben (Astrachan, Persianer, Karakul, Sealbisam, Sealkanin usw.) wird in China bis jetzt noch nicht ausgeführt. Trotzdem kaufen sich alle, die etwas längere Zeit in China sind, Pelzfutter, Stolas, Besäße usw. Bewähren sie sich auch oft nicht, so waren sie doch jedenfalls billig. Sie werden im Herbst ziemlich im Naturzustand aus der Mongolei, aus Sibirien und Tibet auf Kamelen oft direkt bis ins Zentrum von Peking, oder jedenfalls bis Mukden oder Kalgan gebracht. Man sitzt dort näher an der Quelle als in Leipzig, aber — Ehre, wem Ehre gebührt — den Händlern am Brühl muß man quantitativ und qualitativ den Vorrang lassen.

Von Stidereien gibt es in der Stidereistraße herrliche Stücke; dabei ist es, mit etwas Handeln, ein leichtes, angenehmes Kaufen. Überhaupt — China und Stidereien! So viel wie dort im Laufe der Jahrhunderte gestickt wurde, gibt es in der ganzen übrigen Welt zusammen nicht. Man stickt in China schöner und solider als in katholischen Frauenklöstern, dabei glaube ich allerdings, daß von den katholischen Missionaren, die im 17. Jahrhundert nach China gekommen waren, ein starker Einfluß auf die Stidereien ausging, besonders was die Ornamentik anbetrifft. Ich fand liebe alte Bekannte unter den Blumensträußchen und Ananhusblättern wieder, Bekannte, mit denen ich mich einst beim Zeichnen „nach Vorlagen“ im Kloster der Englischen Fräulein in Meran abgeplagt hatte!

Beim Einkaufen von Stidereien (Decken, Gewänder, Bänder usw.) versuche man bald zu lernen, was alte und was neue Stidereien sind. Die alten sind schöner, besser und auch relativ preiswerter. Durch das Freiwerden so vieler Mandarinengewänder seit der Revolution (1911) sind die schönsten alten Familienstücke in den Handel gekommen, teils als ganze Stücke, teils zu Fragmenten zertrennt.

Alte Malereien auf Seide, die sogenannten „Scrolls“ — Rollen —, sind im Handel schwer zu erhalten. Wir hatten das Glück, von einem Sammler solche geschenkt zu bekommen, und einen besonders originellen erwarb ich aus einer andern Privatsammlung. Einmal suchte und fand ich auf Empfehlung in einer sehr abgelegenen

Straße einen kleinen Antiquar, entdeckte bei ihm aber auch nur ein hübsches kleines Seidenbild. Neuere bunt bedruckte Scrolls sind leicht überall erhältlich.

Sehr verführerisch sind die kleinen Juweliergeschäfte mit echten Perlen und Steinen. Chinesische Damen lieben sehr die leuchtend grünen und roten Edelsteine zu kleinen Schmuckstücken gefaßt, also zu Broschenadeln und Ohringen. — Das, was den Fremden zur Zeit in diesen Geschäften am besten gefällt, sind die zu zweiteiligen Zöpfen gedrehten, kleinen sogenannten Saatperlen, oft mit Amethysten, Saphiren oder Jadesteinen unterbrochen. Leider kann sich diese wertvollen Ketten nicht jeder leisten. Auch richtige Perlen, nicht nur die kleinste Sorte, kauft man preiswert in China. Sie sind aber nur selten gleichmäßig rund. Ich glaube, strenge europäische Juweliere würden sie alle als „Barockperlen“ bezeichnen.

Märchenhaft wie ein Bild aus „Tausendundeiner Nacht“ ist der einmal im Jahr stattfindende Edelsteinmarkt im Hofe des Tempels Liu Yi Ch'ang. Er ist ein Teil des um diese Zeit dort stattfindenden Tempelfestes. Die offenen, nur mit großen, über den ganzen Hof laufenden Reisstrohmatten überdachten Verkaufsstände sind vorübergehende Filialen der verschiedenen kleinen und größeren Pekinger Geschäfte. — Auch Vasen und Figuren gibt es in diesen Juweliergeschäften des Tempelmarktes. Sie erinnern in ihrer Zusammenstellung an ähnliche Althändlerjuweliere bei uns.

Für Cloisonné, welches schon früh aus dem Westen eingeführt wurde — es heißt auf chinesisch „westliche

Arbeit“ — und für das später die französischen Jesuiten manche der Muster lieferten, geht man am besten an die Arbeitsstätten selbst, in kleine, vom Zentrum ziemlich abgelegene Fabriken. Für Teppiche gilt das gleiche. Diese bestellt man sich nach vorgelegten Mustern; meist handelt es sich um stilisierte Drachen, Phönixe oder Blumen auf einfarbigem Untergrund, für den eine satte blaue Farbe wegen ihrer erprobten Lichtechtheit am meisten empfohlen wird. Von alten Teppichen möchte ich ab-raten. Sie haben selten schöne Muster und Farben und sind fast alle sehr zerfressen.

Altes Cloisonné ist durchschnittlich billiger als neues. Die Alterspatina hat ihren Reiz, aber die Leuchtkraft des frischen neuen Cloisonné hat auch viel für sich, und die Muster sind im wesentlichen in den letzten Jahrhunderten die gleichen geblieben; kleine Abweichungen sind natürlich da. Der Konservatismus in China erstreckt sich auch jetzt noch auf alles, was zur Sitte oder zum Schönen des Lebens gehört, so fortschrittlich auch die innere und äußere Politik behandelt wird.

Das „Jade“ ist ein Kapitel für sich; es gehört, von alten und neuen Chinesen besungen, schon fast mehr zur Literatur als in den Handel. Ich selbst besitze nur ein kleines Reisweintäschchen und einen Anhänger aus diesem reizvollen Stein, kann also kaum mitreden. Die Amerikaner machen aber, wie mir scheint, seit kurzem fast zu viel aus dem Stein, und man kann wohl heute schon ein Zurückgehen der Jade-Begeisterung prophezeien.

Dreizehntes Kapitel.

Chinesische Wohnung. Polygamie. „Squeeze.“

(M. D.)

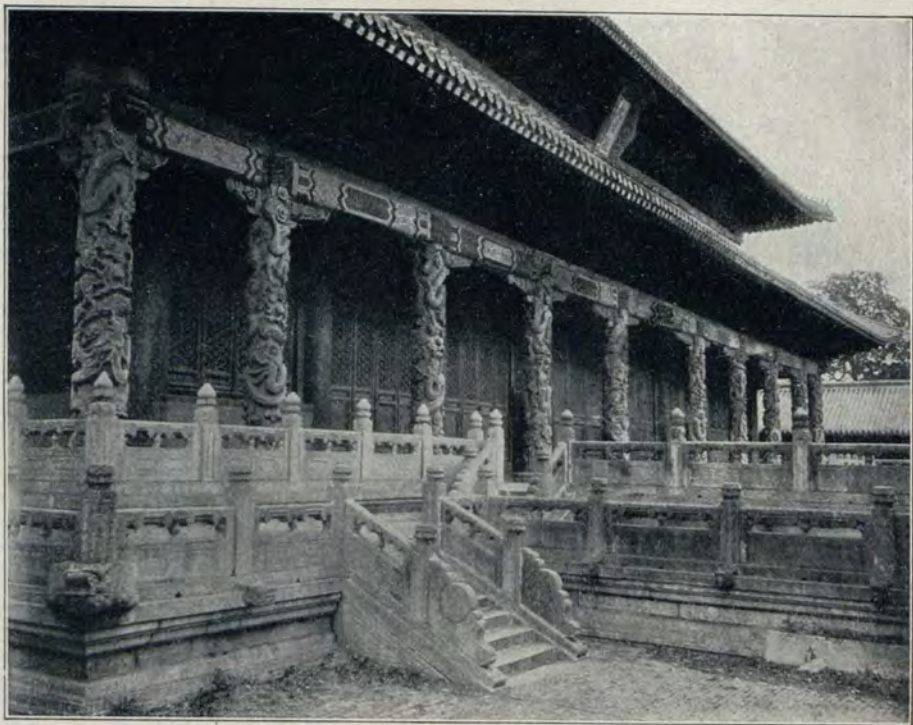
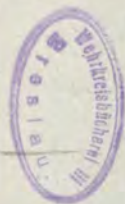
Über chinesisches Familienleben und alles, was damit zusammenhängt, ist von Reisenden, Geographen und Ethnographen im Laufe der Jahrhunderte schon viel geschrieben worden. Vielleicht nie erschöpfend, weil der Fremde hier kaum je ganz eindringen wird. Ein kurzes Kapitel, scheint mir, sollte auch unser Buch über diesen Gegenstand bringen.

Die chinesische Familie eines Hausstandes umfaßt sehr viel mehr Mitglieder als in Europa. Man würde einen chinesischen Familienkomplex besser als Sippe bezeichnen. Außer dem Hauptehepaar mit seinen Kindern wohnen die Eltern des Mannes, wenn sie alt sind, oft auch die Großeltern, ferner unverheiratete oder verwitwete Schwestern des Ehepaares, Onkel und Tanten im gleichen Gebäudekomplex, dem Namen.

Für einen ältern, mehr oder weniger wohlhabenden Chinesen gehört es sich, daß er außer seiner ersten Frau,



Altes Bild von Konfuzius
(vgl. Text Seite 238).



Konfuziustempel in Ch'üfu.

der Mutter seiner legitimen Kinder und Erben, noch eine zweite, dritte und vierte Nebenfrau hat.

Man hört für diese meist den Ausdruck Konkubine, welcher z. B. am ehemaligen Kaiserhof ganz offiziell, und zwar nach Rangklassen, angewendet wurde. Im Pidgin-Englisch (s. S. 34 ff.) wird von „Numbel one“, „numbel two“ usw. gesprochen (Numbel soll „number“ = „Nummer“ heißen; der Chineser kann nur mit Mühe ein N aussprechen). Der Ausdruck ist demjenigen der chinesischen Ordnungszahl nachgebildet. Diese entsteht aus der Kardinalzahl durch Vorsehung der Silbe ti = Ordnung, Reihe. Also: Ti san = der Dritte. Ähnlich „makee come“ = laß kommen = na lai = bringe. Auch hier wird die chinesische Wortbildung in (verdorbenes) Englisch übertragen.

Da natürlich auch die Nebenfrauen Kinder bekommen, begreift man, daß der Chineser nicht in einem „Einfamilienhaus“ oder gar in einer Etage wohnen kann. Zahlreiche Höfe, um die herum sich viele hübsche selbständige kleine Wohnhäuser mit ihren geschnikten papierverklebten Gitterfenstern lagern, sind Grundbedingung für ein harmonisches Dasein einer so vielgliedrigen Familie. Es ist wohl auch dieser Wohnungsanordnung zuzuschreiben, daß bei einem Chinesen von einem eigentlichen „Harem“ nicht gesprochen werden kann, mag er auch Mutter und Schwiegermutter, die Großmutter seiner Frau, die Konkubinen, Schwestern und Tanten im Namen beherbergen. Jede Gruppe hat ihr, wenn auch oft nur bescheidenes eigenes Wohngebäude.

Als Europäer und Christ kann man natürlich der Vielweiberei nicht das Wort reden, gewiß aber ist, daß die Stellung der legitimen Frau und ihrer Kinder in China eine relativ gesichertere ist als bei uns, wenn etwa der Herr des Hauses „seine Blicke auf andern Töchtern des Landes wohlgefällig ruhen läßt“. Die aufregenden Scheidungskonflikte mit ihren unausbleiblichen pekuniären Auseinandersetzungen, wie sie in Europa und Amerika in den letzten Jahren so häufig geworden sind, kennt man in China fast nicht. — Mag der Hausherr sich noch so oft „wiederverheiraten“: die erste Frau wird in ihren sozialen Rechten nicht gestört, und ihre Kinder werden stets die am besten gehaltenen des großen Hausstandes sein. Im höhern Alter ist sie auf alle Fälle die von allen hochverehrte alte Mutter. Sie weiß auch: es war bei ihrer Mutter und Großmutter auch schon so. Sie weiß auch, daß das Dasein der Nebenfrauen doch ein mehr ephemeres ist und für den Familienbestand keine bedeutendere Rolle spielt. Steht sie dieser oder jener „Schwester“-Frau sympathisch gegenüber, so nimmt sie häufig den einen oder andern Sohn von jenen in ihr Haupthaus als „Neffen“ auf. Er ist dann Spieltamerad ihres eigenen Sohnes.

Etwas anders gestaltet sich der Fall, wenn die erste Frau kinderlos oder auch nur ohne Sohn ist. Dann wird der Sohn einer Nebenfrau in die erste Ehe hinübergenommen und genießt dort volle Erbrechte; er übernimmt damit auch die Verpflichtung des Ahnenkults. Das ist vielleicht der tiefste Sinn der chinesischen Poly-

gamie. Jeder Chinese muß einen Sohn haben, der in würdiger Weise für seine Überreste nach dem Tod sorgt. Man kann vielleicht deshalb sagen, daß es nur ausgesprochen kinderlose Chinesen sind, welche keinen Sohn haben; solche, die nur Töchter besitzen und sich, wie bei uns, immer noch, aber erfolglos einen Sohn dazu wünschen, dürften sehr selten sein, weil sie, falls ihre erste Frau ihnen nur ein Mädchen schenkte, durch eine Anzahl Nebenfrauen das Schicksal in den meisten Fällen zwingen werden. —

Wir wissen, daß die kleinen Chinesinnen bei ihrer Geburt meist mit recht sauersüßen Gesichtern begrüßt werden (s. S. 107). Ihr Leben schien mir aber, besonders in den obern Klassen, durchaus nicht reizlos zu verlaufen. In den letzten Jahren genießen sie auch mehr Schulbildung als früher, und in den größern Städten, besonders dort, wo sich amerikanischer Einfluß durchsetzte, verlassen sie jetzt ihren Familiennamen nicht nur, um gleich zu heiraten, sondern auch oft, um einige Jahre in einem College mit Altersgenossinnen zu studieren. Natürlich handelt es sich hier heute noch um einen kleinen Prozentsatz im Vergleich zu den Millionen Frauen des großen Reiches.

Die erste Frau wird mit ihren Kindern und sonstigen nächsten Angehörigen meist in den schönen vorderen Häusern des ersten und zweiten Hofes wohnen. Sehr oft wird sie kaum wissen, wie, sagen wir, etwa die vierte Kollegin im hintersten Hof lebt, vielleicht kennt sie sie kaum. Es kann natürlich auch im Hof hinten sehr

Schön sein, ja, man darf sich für eine soeben dort eingezogene Konkubine ein kleines Lustulum mit Bögeln, blühenden Oleandern und vielen seidengestickten Dedden auf geschnitzten schwarzen Stühlen vorstellen, aber — und das ist das Bemerkenswerteste — das alles stört nicht das Gleichgewicht des bisherigen Hausstandes.

Man wird mir einwenden, daß nur sehr reiche Chinesen einen solchen Aufwand machen können. Ich glaube aber, man darf das nicht überschätzen. Es gibt natürlich herrliche Damen mit 100 und mehr Räumlichkeiten im Besitz von wirklich sehr reichen Chinesen. Aber um mehrere Frauen zu haben, braucht man nicht unbedingt besonders wohlhabend zu sein. Ist der Zuschnitt eines Namens einfach, so haben es eben alle einfach. Die Lebensmittel sind in China noch immer sehr billig, und auch ein mittleres Damen ist keine besonders kostspielige Sache.

Die Kulis, also die schwer arbeitenden Chinesen, haben meist wohl nur eine mitarbeitende Frau. Ich hörte freilich auch von solchen, die sich mit zwei Frauen in die Last ihres Lebens teilen. Die Bauern neigen natürlich fast stets der Polygamie zu, denn hier bedeuten die Frauen zugleich die notwendigen Landarbeitskräfte. —

Zur Frage der Polygamie will ich der Vollständigkeit wegen noch erwähnen, daß es Ausnahmen gibt, die ohne weiteres klar sind.

Erstens hat der ganz jung verheiratete Mann nur eine Frau, zweitens lebt der christliche Chinese stets monogam, und drittens gibt es heute viele intellektuelle Männer,

welche einer Vereinigung angehören, die von ihren Mitgliedern einen Abstinenzeid verlangt, durch den sie geloben, keinen Alkohol zu genießen und nur eine Ehefrau zu nehmen.

Da freilich christliche Chinesen und Angehörige dieses Vereins bis jetzt nur eine kleine Gruppe im großen chinesischen Reich bilden, dürften sie fürs erste noch nicht viel Einfluß auf die ältere Sitte haben. —

Der übliche städtische Namen wird von einem Torwächter bewacht, welcher links oder rechts vom ersten Eingangstor in einem kleinen Gebäude haust. Sehr oft ist er schon alt und taub, immer aber schlau. Berufsbettler hat er fernzuhalten und er tut es sehr systematisch, indem er der Organisation der Bettler eine jährliche Abschlagssumme zufließen läßt. Alles, was in den Namen will, muß ihn passieren und untersteht seiner Kontrolle. Ist es da zu verwundern, wenn er ein Meister im „Squeeze“ wurde? Ja, — wie soll man „Squeeze“ am besten für deutsche Leser übersetzen? Im englisch-deutschen Wörterbuch steht dafür „Quetschung“, „Schraube“. Eine „Schraube ohne Ende“ ist tatsächlich der „Squeeze“ fürs chinesische Land; wir wollen am besten „Prozente“ dafür sagen. Alles wirft in China „Prozente“ ab. Bringt einen ein Kischakuli in ein Geschäft, so bekommt er Prozente, auch wenn man selbst das Geschäft schon kannte, und er vielleicht nicht. — Einer meiner Bekannten im Pelzhandel entrollte einst vor meinen Augen eine weiße Bieselstola und versprach sie mir, wenn ich ihm eine „very rich American lady“ aus

dem Wagons-Lits Hotel zuführte. Es war eine etwas schmutzige weiße Stola; wenn sie anders gewesen wäre, wer weiß . . . ?

Man munkelt von Squeeze großen Stils mancher Militärgouverneure und anderer Beamtenkategorien; man sah bis vor wenigen Jahren in der Tat nichts in ihm als eine jedem für seine Vermittlung oder Mühe rechtlich zukommende Belohnung.

Sollen doch am Kaiserhof zur Audienz befohlene Mandarine oft nur durch einen Squeeze an die Eunuchen, der dann freilich oft in die Hunderttausende ging, überhaupt in den Palast hineingekommen sein! Gaben sie nichts, so sagte man dem Monarchen, sie seien nicht angekommen!

In neuester Zeit werden starke Versuche gemacht, diese jahrhundertalte Unsitte in, sagen wir, „gemilderte Formen“ zu bringen. Es wird wohl gelingen. Eines vergesse man nicht: ehrlich ist der Chinese durchaus. Er hält sich streng an mündliche Verträge — schriftliche liebt er seltsamerweise nicht —, und Diebstähle sind selten. Während der neun Monate, die wir in China gelebt haben, ließen wir Kleiderschränke und Kommoden stets offen. Es ist uns nie etwas fortgekommen, trotz vollkommen freiem Zutritt von Bons, Kulis und „Amas“, d. h. den stets nur in geringer Zahl vorhandenen weiblichen Haus- oder Hotelangestellten, denen Näh- und Flidarbeiten sowie die Kinderbehütung anvertraut werden. —

Um mich nicht Mißverständnissen auszusetzen, muß

zum Kapitel „Wohnung“ noch kurz erwähnt werden, daß die Häuser im südlichen China oft zwei, ja sogar dreistödig sind; sie sind hier aus Stein gebaut und mit loggienartigen Veranden versehen. Sie stehen ebenfalls in Höfen, sind aber nicht so typisch wie die kleinen holzgedeckten Wohnhäuser im mittlern und nördlichen Lande. Als „Damen“ bezeichnet man aber auch in Südchina diese Familiengebäudekomplexe.

Ganz anders präsentieren sich chinesische Wohnstätten in Hongkong und Singapore. Dort geht man durch lange Straßen mit offenen Häuserfronten wie bei uns, also nicht immer zwischen hohen Hofmauern, hinter denen unsichtbar die niedrigen Gebäude liegen. Diese Singapore- und Hongkong-Häuser sind auch zwei- bis dreistödig, die Frontseite besteht nur aus Veranden. Hier herrscht schon eine Art Etagensystem, und jede Etage schien uns übervoll von Bewohnern zu sein, deren Leben sich natürlich zum großen Teil auf den Veranden abspielte. Es handelt sich da um ärmere Chinesen, deren ganzer „Damen“ sich in einer Etage konzentriert; daß dort das polygame System rascher Schiffbruch leidet als unter den vorher geschilderten Verhältnissen, erscheint selbstverständlich.

Wie Canton, diese südliche, heute modernste Stadt Chinas, aussieht, kann ich leider nicht aus eigener Anschauung schildern. Die niedergelegten engen Stadtviertel rissen wahrscheinlich auch manches Schöne mit sich fort.

Der Gründer des neuen Canton, Sun-Ya-Tsen (s. S. 145 ff.), verurteilte als Christ natürlich die Poly-

gamie, und es ist bekannt, daß gerade er auch gegen den „Squeeze“ aufs strengste vorging, wo er ihn fand; er selbst soll in Squeezefragen stets unantastbar gewesen sein.

Aber Singapore, Hongkong und Canton sind Ausnahmen, und für das mittlere und nördliche China sind jedenfalls die Wohn- und Familiensitten, welche wir in diesem Abschnitt eingehend geschildert haben, die typischen. Geographisch nehmen sie sicher auch den größeren Geltungsbezirk ein.



Grab des Konfuzius in Ch'üfu.



Tokyo. Shibapark, Sempel mit Laternen.

Bierzehntes Kapitel.

Chinesische Reformatoren.

(M. D.)

Sommer 1923.

Enige Bemerkungen über chinesische Personennamen müssen, um Mißverständnisse zu verhüten, die nächsten Abschnitte einleiten.

Der Chinese stellt, wie ja oft auch der Italiener, den Familiennamen voran, und wir befolgen, mit einer einzigen Ausnahme, diese Regel. Liang-Chi-Chao wird also als Herr Liang, unser junger Freund Ch'ü-Shi-Ding als Herr Ch'ü angeredet. Dem europäischen System folgen dagegen alle christlichen Chinesen und unser Freund Dr. Chang, der von allen die engste Berührung mit westlicher Kultur hat und drei europäische Sprachen geläufig spricht. Er heißt auf chinesische Art Chang-Car-Sun, hat aber die beiden Vornamen in einen zusammengezogen und dem Familiennamen vorangestellt; also: Dr. Carsun Chang. —

Der meist unstrittene Chinese ist heute Sun-Ya-Tsen, deshalb will ich zuerst von ihm sprechen.

Sun-Ya-Tsen ist Christ, Sozialist und Dr. med. Er studierte zuerst in seiner Vaterstadt Canton, dann in

Hongkong an dem englisch geleiteten Medical College. Er ist 56 Jahre alt, und seine Kleidung ist zur Zeit meist eine sehr einfache Uniform. Was aber vor allen Dingen erwähnt werden muß: Sun-Ya-Tsen war der erste Präsident der chinesischen Republik; er war der konsequenteste Führer der neuchinesischen Bewegung gewesen. Schon als ganz junger Mensch erwachte in ihm der Wunsch, das unzeitgemäße Mandschu-Regiment mit allen seinen autokratischen Fehlern und Schwächen zu stürzen, und er wurde der Gründer und Führer einer revolutionären Vereinigung von jungen Leuten. Das große politische Erdbeben, das damals, 1911, China erschütterte, hatte noch zu starke Nachzudungen, so daß Sun-Ya-Tsen nicht lange Präsident bleiben konnte. Er machte dem durch Truppen gestützten General Yuan-Schi-Kai freiwillig auf dem Präsidentensitz Platz. Sun-Ya-Tsens politische Mission war aber mit diesem Rücktritt noch nicht zu Ende — ihre eigentliche Stoßkraft bekam sie im Gegenteil erst in den allerletzten Jahren.

Bevor ich auf seine heutige einflußreiche Stellung eingeehe, will ich noch einiges aus seinem Leben erzählen.

Unter der alten Kaiserin-Witwe Tsu-Hsi, dem letzten Verhängnis der Mandschudynastie, mußte Sun-Ya-Tsen aus dem Lande fliehen. Verschiedene seiner Anhänger wurden geköpft. Er lebte abwechselnd in den verschiedensten Ländern und studierte überall die Wirtschaftsgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der sozialen Strömungen. In England, wo er sich besonders geborgen glaubte, hätte ihn fast noch sein Schicksal erreicht.

Es war Ende der neunziger Jahre in London. Unter irgendeinem „liebenswürdigen“ Vorwand lud man ihn auf die chinesische Gesandtschaft ein. Als sich die Tore hinter ihm geschlossen hatten, war er Gefangener. Von seinem abgeschlossenen Zimmer aus warf er Briefe und sogar beschriebene Fünfpfundnoten auf die Straße, aber ohne Erfolg. Schließlich gewann er den ihn bedienenden Chinesen für sich, der auch, wie er selbst, Christ war. Mit seiner Hilfe konnte er sich befreien. Zu einer viel späteren Zeit erst erfuhr er, daß man ihn schon auf einem chinesischen Dampfer als unheilbar Irrsinnigen zur Rückfahrt angemeldet hatte. Er hätte China wohl nie erreicht!

Seit kurzem residiert Sun=Ya=Tsien wieder, wie schon früher, in Canton. Während des Winters mußten die Truppen der zu ihm stehenden Generäle erst den Weg dahin ebnen, und er wartete mit seiner ihn überallhin begleitenden Gattin in Shanghai. Frau Sun=Ya=Tsien, eine noch jüngere Frau, ist Dr. Suns zweite Gattin. Sie wird als sehr anziehend und klug geschildert und als ehrgeizig. Ihre Erziehung erhielt sie z. T., wie viele der neueren Chinesen, in Amerika, und zwar in einem Methydisten-College in Georgia. Sie kleidet sich chinesisch.

Schon als Präsident und vor allem in den folgenden Jahren waren Sun=Ya=Tsens reformatorische Bestrebungen besonders seiner Vaterstadt Canton gewidmet. Einer seiner Hauptwünsche ist vor allem, Canton zum bedeutendsten Hafen Südkinas zu machen, zu welchem Zweck in erster Linie der Perfluß, der von Hongkong nach Canton führt, auch für große Seedampfer schiffbar

gemacht werden müßte. Es heißt, daß nur ein relativ kleiner Teil systematisch ausgebaggert zu werden braucht. Die Engländer protestieren aber dagegen, ungerechtfertigter, aber begreiflicher Weise. Sobald Canton nämlich ein großer, allen Schiffen zugänglicher Hafen wird, verliert die englische Kolonie Hongkong ihre Bedeutung. Sie bliebe zwar ein englischer Flottenstützpunkt, aber die Millionen, die durch den Hongkonger Welthafen in englische Kanäle fließen, kämen dann zum größten Teil China zugute. Jetzt müssen alle Waren nach Canton und den vielen westlichen chinesischen Provinzen in Hongkong auf kleine Flußboote umgeladen werden. Eine zeitraubende, umständliche, vor allem aber sehr teure Sache, denn die Frachtkosten von Hongkong nach Canton — etwa acht Stunden Schifffahrt — sind dreimal so hoch wie die von San Francisco über den Stillen Ozean bis Hongkong! Im Interesse aller Nationen wäre es daher, wenn Sun-Ya-Tsen mit seinem Hafenplan Erfolg hätte und von chinesischer Seite wie auch von den fremden Regierungen moralische und gegebenenfalls durch Anleihen finanzielle Unterstützung gegen die englischen Wünsche bekäme, die in dieser Frage eine gesunde Entwicklung in Südchina hemmen.

In Verbindung mit diesem Hafenplan sei auch erwähnt, daß die Engländer wiederholt gegen die schon seit zwanzig Jahren geplante wichtige Bahnlinie Hankau—Canton protestiert haben, leider offenbar bis jetzt mit Erfolg. Diese Linie würde eine der allerwichtigsten des noch sehr eisenbahnarmen Landes werden und Canton sowohl wie Hankau (das, abgesehen von der Befinger

Eisenbahn, nur auf dem Jangtsekiangflusse zu erreichen ist) erst richtig dem internationalen Verkehr erschließen. Da es sich auch bei diesen Bahnfragen nicht nur um chinesische Interessen, sondern ebenso wie bei dem Canton=hafen um internationale handelt, so sollten auch in dieser Sache die daran interessierten Mächte (besonders Amerika) einen Druck ausüben, der eine große Hilfe für Dr. Suns wirtschaftliche Bestrebungen sein könnte.

Die größte Hilfe für seine Bestrebungen erwuchs Dr. Sun aber in seinem ältesten Sohn, Sun=Fo, einem „returned student“, d. h., er studierte in Kalifornien und an der Columbia=Universität Nationalökonomie und vor allem das Wesen einer wissenschaftlich fundierten kommunalen Verwaltung. Seit 1920 ist er Bürgermeister von Canton und führt mit großer Energie alle den meisten Chinesen utopisch erscheinenden Pläne seines Vaters praktisch durch.

So kommt es, daß sich Canton in diesen drei Jahren durch das Zusammenwirken dieser beiden Männer zur modernsten Stadt Chinas entwickelt hat. Canton allein hat eine richtige kommunale Verwaltung. Es gibt städtische Abgaben, und diese fließen nicht in die Sädel der Lücküne, der Militärgouverneure, sondern sie werden wirklich für städtische Zwecke verwendet.

Das Großartigste soll aber sein, mit welcher Kaltblütigkeit Sun=Fo ganze Stadtteile von alten, winkligen, stinkigen und schmutzigen Gassen niederlegen ließ, um dafür schöne breite Straßenzüge anzulegen. Obwohl Sun=Ya=Tsien selbst mit Hilfe von Generälen und Truppen

arbeiten muß, um seine Stellung zu befestigen, ist er doch ein Gegner der „Kondottierepolitik“ des Landes. Bekanntlich hat ja zur Zeit jeder Tüchün so viel Truppen, wie er zahlen kann, und außerdem machen noch einige Banditenführer mit entlassenen Soldatentrupps das Land unsicher. — Obwohl sich Sun-Ya-Tsen Sozialist nennt, ist seine politische Richtung im europäischen Sinne doch eine mehr demokratische.

Das Neueste, was die Blätter jetzt berichteten, war, daß Sun-Ya-Tsen die in Canton einlaufenden Zolleinkünfte für Canton selbst beansprucht und sie nicht mehr nach Peking abführen will. Er hat einen dahingehenden Vorschlag nach Peking an die Zentralregierung gesandt. Diese hat natürlich Sun-Ya-Tsen einen abschlägigen Bescheid gegeben. Die Antwort nach Canton lautete ungefähr, daß eine Teilung des Zolls zwei Reiche bedeuten würde. Darin liegt überhaupt der Zentralpunkt der ganzen Frage „Sun-Ya-Tsen“: Befestigt Dr. Sun seinen Einfluß in und um Canton, so dürfte sich daraus ein mehr oder weniger unabhängiges südchinesisches Reich entwickeln.

Eine Teilung des übergroßen Reiches in eine nördliche und südliche Republik könnte unter Umständen nur günstig sein, weil sich in den zwei kleineren Reichen, von denen doch jedes immer noch mindestens so groß wäre wie Europa ohne Rußland, leichter Ordnung halten ließe als in dem von einer Stelle aus schwer zu leitenden Länderkolosß.

Eine andere Auffassung geht dahin, Sun-Ya-Tsen

wieder bei einer nächsten oder übernächsten Wahl zum Reichspräsidenten zu wählen, wodurch, wenigstens auf eine kurze Zeit, die Staatseinheit gesichert bliebe. Sun-Da-Tsen ist zweifellos ehrgeizig, aber vor allem ist er zielbewußter Idealist und wirklicher Patriot, was alle seine Anordnungen und Werke bekunden. Auch seine Gegner geben dies zu, und Gehässigkeiten hört man tatsächlich von keiner Seite über ihn. Er ist zweifellos zur Zeit der Staatsmann Chinas, und wie es auch kommen mag, solange er lebt, wird er Einfluß haben. —

Einen großen Einfluß auf die Entwicklung der Dinge während der letzten 15 Jahre des Kaiserreiches hatten vor allem Kang-Du-Wei und Liang-Chi-Chao. Kang-Du-Wei, ein gütiger Siebziger mit kurz gehaltenem, dichtem weißen Haar in schöner chinesischer Seidenkleidung, den wir in Shanghai bei einem deutschen Großkaufmann kennenlernten, war vor der Umwälzung noch ganz Monarchist. Er war aber der erste bedeutendere Chinese, der die Notwendigkeit von Reformen einsah, und er beeinflusste darin den letzten Kaiser, Kuang-Hsi, der mit ihm wiederholt Besprechungen hatte.

Kuang-Hsi, der „junge Kaiser“, hatte neben seiner Tante, der „Dowager-Empress“, Tsu-Hsi, auch „Old Buddha“ genannt, nie viel zu sagen, und als er es wagte, eigenmächtig an Reformen zu denken, machte „Old Buddha“ kurzen Prozeß, ließ den „jungen Kaiser“ einfach im Gebiete des „Nan-Hai“ (südlicher See, an die Paläste der Verbotenen Stadt angrenzend, um den herum ebenfalls die schönsten Paläste und Tempel liegen) gefangen-

legen, nachdem sie sich zum einzig maßgebenden Herrscher Chinas bestimmt hatte. Dies geschah im Jahre 1898.

Der Boxeraufstand 1900 und die sich an diesen anschließende Einmischung aller westlichen Mächte und Japans belehrte aber diese Christen- und fremdenfeindliche autokratischste aller Herrscherinnen, daß sich China nicht allein auf der Erde befinde. So entschloß sie sich auch endlich zaghaft zu einigen Reformen. In den zwei Jahren nach ihrem Tod, von 1909 bis 1911 — der „junge Kaiser“ am „Nan-Sai“ starb, wie bekannt, mit ihr an einem Tag; man nimmt an, daß es ihre letzte „Regierungsaktion“ war —, in jenen zwei Jahren also reifte die Saat der neuen Ideen rasch bis zur Gründung der Republik. Die rote Flagge mit dem gelben Mandschudrachen mußte der zeitgemäheren demokratischen fünffarbigen chinesischen Länderfahne weichen.

Kang=Yu=Weis Bedeutung liegt aber nicht nur in der Rolle als Reformberater des „jungen Kaisers“, sondern vor allem in seinen Schriften. Außerordentlich gut soll sein, was er über europäische Länder geschrieben hat. Ohne deren Sprachen zu verstehen, hat er doch auf seinen Reisen alles wunderbar beobachtet und für seine Landsleute aufs eindrucksvollste dargestellt. Kang=Yu=Weis Einfluß auf China ist vielleicht mit dem von Rousseau auf Frankreich zu vergleichen. Beide sind, ohne es zu wollen, Schrittmacher der Revolutionen ihrer Länder gewesen. Nach dem Staatsstreich der alten Kaiserin=Vitwe, 1898, wollte auch Kang=Yu=Wei nicht mehr viel von den Mandschus wissen. Die Republik lag seinem Ideenkreis

aber noch ganz fern. Er soll daran gedacht haben, aus der vielköpfigen Familie der Kungs einen neuen chinesischen Kaiser zu wählen. Zahlreiche authentische Nachkommen des großen Kung-tse (Konfuzius), 75. bis 77. Generation, leben nämlich noch heute in verschiedenen Berufen und Ständen, alle in Ch'üfu, in der Provinz Schantung, wo ihr weiser Vorfahre auch einst gelebt und gewirkt hat. Die Ereignisse schritten aber im Dezennium vor der chinesischen Revolution des Jahres 1911 so rasch vorwärts, daß Kang-Du-Wei rasch überholt wurde. —

Ähnlich und doch anders als Kang-Du-Wei erging es dem viel jüngeren, von allen Chinesen verehrten Schriftsteller Liang-Chi-Chao. Auch er begann als Reformer der Monarchie. Seine Schriften waren und sind aber doch schon so mit dem Geist des neuen China durchtränkt, daß alle unsere jüngeren chinesischen akademischen Freunde ihn stolz zu den ihrigen zählen, ja, daß er eigentlich immer noch bis zu einem gewissen Grad ihr Führer ist. Man kann vielleicht sagen, daß Liang-Chi-Chao der Mirabeau Chinas ist. Es soll keine allgemeinen Fragen der Nation geben, die er nicht bearbeitet hätte. Seit den achtziger Jahren, als er noch ein ganz junger Mann war, läuft schon sein schriftstellerischer Einfluß, und während der vielen Jahre seines Exils unter dem Kaiserreich, das er vorwiegend in Japan verbrachte, kamen jährlich neue Werke von ihm herüber in sein Land. Obwohl ihm die Republik überraschend kam, fand er sich, im Gegensatz zu Kang-Du-Wei, rasch mit ihr ab und war in einem der ersten Kabinette auch einmal Finanzminister.

Offenbar lag ihm das aktive politische Leben aber nicht. Er lebt heute, ein rüstiger Fünziger, mit einer zahlreichen Familie in seinem schönen Haus in Tientsin inmitten einer großen, wertvollen chinesischen Bibliothek und ist nach wie vor einer der gelesensten Schriftsteller Chinas. Populär-wissenschaftliche Werke, Essays, Romane, Gedichte und Aphorismen entstehen an seinem Schreibtisch. Bemerkenswert schön ist Liang-Chi-Chaos Schrift. Obwohl er täglich viele tausend Zeichen zu fixieren hat, so wird doch jedes einzelne von ihm präzise und liebevoll mit dem Pinsel hingeseht. Ich besitze eine Seite von ihm in meinem Erinnerungsbuch, die mit ihren verschiedenen großen und architektonisch geordneten Zeichen geradezu wie ein kunstgewerblicher Entwurf wirkt. Darin verrät sich der „Scholar“ älterer chinesischer Bildung.

Vielleicht darf man sagen, daß Liang-Chi-Chao der letzte große alte „Scholar“ Chinas ist. Er und Kang-Yu-Wei haben noch beide die jahrtausend alte Einrichtung der „Examination-boxes“ genossen. Diese „Boxes“, welche wir schon kennen (vgl. S. 61 ff.), und von denen wir noch einmal des Näheren reden werden, erinnern an kleine Badeauskleidezellen. Sie sind in mehreren Städten zu Tausenden nebeneinander aus Stein gebaut worden, und zu gewissen Zeiten im Jahr wurden die zu Prüfenden darin für mehrere Tage eingeschlossen, um ihre Klausurarbeiten zu machen. Schon zwei Jahre vor der Revolution wurde diese grausame Einrichtung aufgehoben; leider wurden die Baulichkeiten oft radikal zerstört, wie z. B. in Peking. In Nanjing sind sie noch erhalten geblieben.

Auch in ihrer Kleidung blieben Kang-Du-Wei und Liang-Chi-Chao konservativ. Ich sah keinen von beiden je europäisch gekleidet. Ich möchte hier übrigens einflechten, daß die europäische Kleidung in China überhaupt sehr wenig an Boden gewinnt. Die modernsten „returned students“ kommen, sobald es im Herbst kalt wird, „chinese“ an und eigentlich nur zu europäischen dinner-parties erinnern sie sich ihrer westlichen Kleidung, und dies auch nicht einmal immer. Es ist dies natürlich auch nach den Städten verschieden. Shanghai und Tientsin weisen z. B. mehr europäisch gekleidete Chinesen auf als Peking und Nanking. Die Damen ziehen aber auch hier alle das chinesische Täckchen und den dazugehörigen, augenblicklich sehr kurzen Rock vor. Die paar Ausnahmen bemerkt man kaum.

Fünfzehntes Kapitel.

Chinesische Gelehrte.

(M. D.)

Der chinesische „Scholar“, der uns am nächsten stand und durch das ganze große Reich der treue Begleiter meines Mannes und sein geistvoller Übersetzer war, ist Dr. Carsun Chang, heute etwa Ende dreißig. Eine politische Rolle hat er nie gespielt, aber seit langem ist er in seinem Lande als wissenschaftliche und fortschrittliche Persönlichkeit bekannt.

In Deutschland und der Schweiz wurde Carsun Chang vor zwei Jahren durch ein Buch bekannt, das er zusammen mit Professor Eucken in Jena verfaßt hat. Jeder der beiden Gelehrten behandelt darin die Philosophie seines Landes. Von allen Chinesen, die uns entgegentraten, ist es Chang, der am meisten und gründlichsten mit europäischer und amerikanischer Wissenschaft vertraut ist. Um die selten große Auswahl seiner nichtchinesischen Bücher kann man ihn beneiden. Ich sah in seiner Bibliothek die herrlichsten deutschen, französischen, englischen und italienischen kunstgeschichtlichen Werke und die bedeutendsten juristischen, philosophischen und schöngestigen Erscheinungen aller Länder. Er sammelt aber nicht nur diese Bücher, er

liest und verarbeitet sie auch. Die dazu nötigen Sprachkenntnisse besitzt er natürlich. Ursprünglich studierte er Jurisprudenz; in den letzten Jahren hat ihn sein philosophisches Interesse aber ganz zu den Zentralfragen der Logik, Ethik und Erkenntnistheorie gebracht, so daß er mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit die nicht leichten Vorlesungen meines Mannes absatzweise chinesisch wiedergeben konnte. Er und sein ebenfalls sehr begabter Assistent, Herr Chü-Shi-Ying, haben dann die Vorlesungen monatlich in Heften für ganz China herausgegeben, wodurch erst die richtige Stoßkraft für diese deutsche Mission gegeben wurde.

Von hier aus muß auch unser Verständnis für die Persönlichkeit Carsun Changs einsetzen. Diese große Arbeit, die er neun Monate lang, unterstützt vom jungen Chü, für die heranwachsende Intelligenz Chinas geleistet hat, geschah in erster Linie aus Liebe zu seinem Volk. Es wäre ganz verkehrt, Chang als besonders deutsch- oder überhaupt fremdenfreundlich sich vorzustellen. Er hatte begriffen, daß mein Mann teils durch sein eigenes System, teils durch die Art, wie er europäische und deutsche Philosophie im besonderen vortrug, eine große neue Anregung nach China bringen würde, und so legte er sein eigenes akademisches Amt für ein Jahr nieder und wirkte für sein Volk als Drieschs Übersetzer. Wie er seine Aufgabe auffaßte, beleuchtet folgendes besonders hübsch. Als ich ihn kurz vor dem feierlichen Abschiedessen in Peking frug: „Wer wird meines Mannes Rede heute abend ins Chinesische übersetzen?“, antwortete

er: „Natürlich ich, ich will ihm dienen bis zuletzt!“ Die Stellen aber, die in meines Mannes Rede von Chang selbst handelten, wollte er beim Übersetzen weglassen; unser Sinologe Dr. Wilhelm warf sie jedoch zur Freude aller chinesischen Anwesenden dann noch zur rechten Zeit auf Chinesisch dazwischen.

Chang ist eine in erster Linie ethische Persönlichkeit, die oft noch für uns Westliche erstaunlich tief in alter Konfuzianischer Lehre fußt. Ich erinnere mich besonders eines Gesprächs. Eine ihm verwandtschaftlich nahestehende junge Chinesin, die mit ihrem Gatten, ebenfalls einem Chinesen, in Europa studierte, war von diesem verlassen worden. Ich meinte nun ganz harmlos, daß sie, da sie ja hübsch, klug und wohlhabend sei, leicht sich wieder verheiraten würde, um so mehr, da ja jetzt so viele Landsleute von ihr in Europa studierten. Da sah er mich zuerst ganz starr an und sagte dann mit Emphase: „Oh, das darf nie, nie sein — eine Frau soll nur einmal heiraten — sonst würden alle Sitten in China zerstört werden.“ Auch an der alten chinesischen Art, nichts zu erwidern oder sogar zu lächeln, wenn von ihm etwas verlangt wird, das ihm eigentlich „ganz gegen den Strich“ geht, hält er fest. Es läßt sich nicht leugnen, daß in solchen Beweisen strengster Selbstzucht die Orientalen uns überlegen sind. Andernteils hat es aber für das Volk als Ganzes seine Schäden, weil es bei Naturen, welche nicht die sittliche Stärke unseres Freundes besitzen, leicht zur Unaufrichtigkeit führen kann. In politischen Angelegenheiten bringt diese große

Zurückhaltung außerdem Hemmungen und Zeitverlust mit sich.

Als Carsun Chang 1921 in Deutschland war, hat er sich unter anderm besonders mit der neuen deutschen Verfassung beschäftigt, auch Besprechungen mit ihrem Hauptschöpfer, Dr. Preuß, gehabt. Chang hat dann, nach China zurückgekehrt, die ihm für sein Land wichtigsten Paragraphen des deutschen Verfassungswerkes herausgearbeitet und in einer Broschüre zusammengestellt, welche eine Grundlage für die Besprechungen bildete, die im letzten Jahr wiederholt von Chinas Politikern abgehalten wurden, um auch in China zu einer endgültigen Verfassung zu kommen, was Ende 1923 geschehen ist.

Wenn ich oben sagte, daß Chang für meinen Mann in China zum Besten seines Volkes und nicht aus Deutschfreundlichkeit arbeitete, so darf man mich nicht mißverstehen. Carsun Chang ist ein großer Bewunderer unserer deutschen Geisteskultur; das kam auch voll in der im nächsten Abschnitt abgedruckten Rede zum Ausdruck, die er selbst, auf deutsch, bei dem Abschiedsdiner hielt, das uns die „Lektüre-Association“ in Peking gab. Chang kennt unsere Philosophen, unsere Dichter und Künstler; er kennt auch amerikanische Bildung, und da ist es verständlich, daß der Sohn des ältesten Reiches sich unserer Geistesart verwandter fühlt und daß er gerade heute, wo eine starke amerikanische Geisteswelle über China geht, Teile unserer Kultur und unserer Verfassung zu übertragen versucht. Fände Carsun Chang das, was sein Volk braucht, bei anderen als den Deutschen besser,

so würde er nicht zögern, auch dies seinem Volke zu bringen. Bei vielen Chinesen fand ich den Wunsch, ihrem Volk geistig zu helfen, als Haupttriebfeder für ihre Studien. Sogar bei einfachen kleinen Studentinnen in Nan-king trat er mir entgegen. Bei Carfun Chang vereinigt sich der Wunsch in hohem Maße mit einem großen Können, reichen Fähigkeiten und starker Energie, und deshalb gehört dieser Mann in die erste Reihe der Erneuerer Chinas.

Ein anderer Vertreter neuzeitlichen chinesischen Geistes ist Hu-Schi. Er ist Professor für Philosophie an der Staatsuniversität in Peking und in unserem Sinne wohl der „ordentlichste“ chinesische Philosophie-Ordinarius. Er studierte, soviel ich weiß, in Amerika und spricht und schreibt ein tadelloses Englisch (Deutsch kann er leider nicht), wirkt überhaupt, trotz seines chinesischen Anzuges, im Verkehr ganz westlich.

Er arbeitet an einem großen Monumentalwerk „Geschichte der chinesischen Philosophie“. Von den vier projizierten Bänden ist bis jetzt der erste erschienen. Seine Bedeutung für China liegt in erster Linie noch auf einem andern Gebiet. Er strebt nämlich eine geschriebene Lautsprache für die Chinesen an. Bekanntlich besteht die chinesische Schrift aus Zeichen für jedes Wort und nicht aus Buchstaben für die Laute. Hu-Schi hat ein Alphabet aufgestellt und eine über das ganze Reich verzweigte Gesellschaft gegründet. Leider wird die Sache nur sehr langsam populär. Für alle Angehörigen anderer Völker, die die chinesische Sprache lernen wollen,



Fuji-na-yama,
auf der Fahrt zwischen Tokyo und Kyoto.



Daibutsu von Ramatura.

wäre diese Buchstabenschrift eine große Erleichterung. Sonst ist Hu-Shih auch noch als Dichter und Schriftsteller sehr geschätzt.

Hu-Shi ist leider auch gesundheitlich sehr modern: er hat „Nerven“ und leidet oft an Schlaflosigkeit. Ich hatte bei ihm das Gefühl, daß er zu vieles zu rasch erreichen will. Auch bei ihm ist der Wunsch, das chinesische Geistesleben im weitesten Maße neu zu beleben, die Haupttriebfeder seiner intensiven Arbeit.

Erwähnenswert ist noch, daß er, zusammen mit Grover Clark, dem Herausgeber des „Peking Leader“, den internationalen wissenschaftlichen Verein „Wen-Du-Hui“ in Peking leitet, von dem er zur Zeit erster Präsident ist. Hu-Shi ist heute ein Dreißiger, und wenn sich seine Gesundheit kräftigt, wird China noch viel von ihm haben.

Sechzehntes Kapitel.

Ein deutscher Philosoph und ein buddhistisches Tempelfest.

(M. D.)

Peking, im Juni 1923.

Es war ein Ereignis, kennzeichnend für die chinesische Psyche, daß mein Mann am (angeblich) 2850. Geburtstag Buddhas bei einem religiösen Fest im „Fa-Yüan-Sze“ in Peking von den Mönchen aufgefordert wurde, eine Rede zu halten.

Zuerst muß ich Örtlichkeit und Fest beschreiben. Der Fa-Yüan-Sze („Sze“ heißt buddhistisches Kloster) ist die älteste der vielen schönen malerischen Stätten buddhistischen Kultes in Peking. Schönes Torgebäude mit Vorhof, und daran anschließend ein Vor- oder Durchgangstempel, wieder Hof und rückwärts Haupttempel. Noch viele Nebengebäude und Seitenhöfe ringsherum, die zur Wohnung der Mönche dienen, denn auch der Fa-Yüan-Sze ist wie fast alle buddhistischen Tempel ein von vielen Mönchen bewohntes und gutgepflegtes Kloster. In den Höfen stehen uralte knorrige Lebensbäume mit breit ausladenden Ästen. Die Gebäude haben vorgebaute rote Holzsäulen und lebhaft blauegrüngoldene Malereien an

den Dachsparren. Zu jedem Tempel steigt man auf sieben bis neun breiten weißen Marmorstufen mit schöner skulpturengeschmückter Balustrade hinauf. Im Haupttempel sitzen drei überlebensgroße vergoldete Holzbuddhas auf großen, geöffneten, ebenfalls vergoldeten Lotusblumen. Rings um die Buddhas herum die „Lohans“, Buddhas Schüler. Die großen, gütigen mongolischen Gesichter dieser vielen lebensgroßen Figuren wirken fast hypnotisierend auf den Beschauer.

Alle zehn Jahre wird in diesem ältesten Kloster Befings der Geburtstag Buddhas begangen. Man feiert ihn eine ganze Woche lang, also vom 21. bis 27. Mai. Am 23. Mai aber war der Haupttag.

Mit dem bekannten Sanskritisten Baron Staël-Holstein (einem Balten, der seit einigen Jahren Professor an der Staatsuniversität in Peking ist) und Dr. Esser, einem hiesigen deutschen Arzt, kamen wir gegen 2 Uhr im ersten Vorhof des Tempels an. Eine unübersehbare Volksmenge drängte und schob sich zwischen allerlei kleinen Verkaufsständen von Eßwaren, Amuletten usw. hin und her, und wir waren etwas ratlos. Endlich kam einer der chinesischen Herren mit einem Abzeichen, der irgendwie die Sache mit zu ordnen hatte, und rettete uns in Nebenhöfe. Vor allem führte er uns nun auch gleich in die Häuser, in denen zu Ehren Buddhas eine fast unübersehbare Ausstellung von Buddhastatuen, altem chinesischen Porzellan und alten chinesischen Bildern aufgebaut war, alles unverkäufliche Schätze aus vielen Klöstern. Nachdem wir uns dort wenigstens eine Stunde lang

zwischen vielen Menschen bei großer Hitze und Staub durchgewunden hatten, landeten wir endlich in einem dämmerigen, fühlen, mit Papierlaternen erhellten Raum, in dem man uns Tee gab und durch dessen geöffnete Türen wir auf den Haupttempelhof hinaussehen konnten. Dieser war aufs schönste herausgeputzt. Zwischen den Ästen der Bäume hatte man Reisstrohmatten als Bedachung angebracht und darunter Girlanden von Papierblumen und Fähnchen aller Länder der Erde — auch wohl erfundene — hingezogen. Wenn diese bunte Aufmachung auch nicht gerade unserm Geschmack entsprach, so wirkte sie, zusammen mit der buntgekleideten Menge, doch als Ganzes sehr malerisch. An der Hauptseite des Hofes war ein altarartiger Aufbau mit einer Buddhastatue angebracht.

Lange konnten wir den fühlen Raum aber nicht genießen, da wir noch etwas von der religiösen Feier im Haupttempel sehen wollten. Langsam, tatsächlich Schritt für Schritt, bahnte uns unser Führer den Weg, und nach etwa 15 bis 20 Minuten kamen wir in dem gegen die Volksmenge abgesperrten Tempel an, der durch viele Kerzen und Räucherwerk, trotz hell einfallendem Tageslicht, strahlend beleuchtet war. Wir kamen gerade zurecht, als das ganze Mönchskapitel dreimal vor den Buddha-
statuen den großen Kotau machte, mit Berühren der Stirn auf dem Boden. Es war außerordentlich eindrucksvoll, als die vielen graugelb gekleideten Gestalten in dem flirrenden Mischlicht wie eine Woge auf- und niedergingen. Sie zogen dann, mit ihren Rosenkränzen in den Händen, paarweise mit niedergeschlagenen Augen

und erhobenen gefalteten Händen, ganz ähnlich der katholischen Art, hinaus und verschwanden in einem Nebenhof.

Wir mußten wieder zurück zum Haupthof, wo das Podium mit dem Buddhaaltar stand. Auf diesem Podium sollte sich das abspielen, was als Besonderheit für den Haupttag geplant war, die Rede des deutschen Gelehrten. Als wir ankamen, sprach gerade ein Admiral als Abgesandter des Präsidenten der chinesischen Republik, Herrn Li. Dann kam mein Mann an die Reihe. In die große Volksmenge hatte sich nun auch eine beträchtliche Anzahl chinesischer Intellektueller und höherer Mönche gemischt, die eng das Podium umstand. Es war ein eigenartiger Anblick: mein Mann im grauen Sommeranzug neben der Statue Buddhas, unter ihm die vielhundertköpfige buntgekleidete Menge des fremden, ihm in diesem Augenblick aber ganz nahe verbundenen Volkes. Sie alle, auch die primitivsten, wußten: dieser „foreign scholar“ will uns über unsern Buddha etwas Liebes sagen. Hinter dem Redner wurde, als er begann, eine schwarze Tafel mit roten chinesischen Buchstaben aufgestellt, die seinen chinesischen Namen mit einigen Prädikaten wiedergaben. (Jeder, der hier länger lebt und wirkt, muß wegen der ganz anders gearteten Schrift einen chinesischen Namen bekommen.) Mein Mann sprach etwa 20 Minuten lang, und zwar englisch, teils weil so die Möglichkeit am größten war, von einer Anzahl Chinesen verstanden zu werden, hauptsächlich aber, weil der junge Mann, ein Sanskritstudent der Staatsuniversität, der ins Chinesische übersezte, nicht deutsch konnte. Die Übersetzung

erfolgte, wie dies hier auch bei den deutsch gehaltenen Universitätsvorlesungen geschieht, abfaß-, nicht satzweise. Die Rede lautete in deutscher Übersetzung, wie hier folgt:

„Lassen Sie mich meine Ansprache mit einigen persönlichen Bemerkungen und Erinnerungen beginnen:

Ich blide ungefähr dreißig Jahre zurück, in meine Jugend. Da machte ich zwei große Reisen nach Indien, Birma und Ceylon und habe vieles vom Buddhismus gesehen. Ich sah blühendes buddhistisches Leben in Südcenlon und in Birma; ich sah herrliche Werke altbuddhistischer Kunst in Anaradhapura und Indien. Aber Eines war es, das mir einen größern Eindruck gemacht hat als alles andere und das mir immer unvergeßlich bleiben wird: mein Aufenthalt in Gana. Weit weg von dem Getriebe der Dörfer oder Städte, steht dort, mitten in einem Wald von Palmyrapalmen, ein herrliches Gebäude, die Stätte bezeichnend, wo der heilige Mann sich der Beschaulichkeit hingab und seine große Erleuchtung empfing. Gana wahrlich ist zwar nicht Buddhas, wohl aber des Buddhismus Geburtsort. Von Gana aus begann sein Rad zu rollen, rollt es in unsern Tagen und wird es rollen in alle Zukunft.

Der Buddhismus erscheint mir als die philosophischste aller Religionen, und Sie wissen, wie sehr buddhistische Philosophie manche unserer großen deutschen Denker beeinflusst hat, vor allem Schopenhauer und Hartmann. Und der Buddhismus hat auch auf unseren großen Dichter und Komponisten Richard Wagner seinen Einfluß aus-

geübt; weiß man doch, daß er den Sakkyamuni zur Zentralperson eines neuen großen Werkes gemacht haben würde, hätte der Tod ihn nicht vorzeitig abgerufen. Sein „Parjifal“ trägt ja schon stark buddhistische Züge.

Auch von meinen eigenen metaphysischen Überzeugungen kann ich sagen, daß sie sich mit buddhistischen Gedanken berühren. Das gilt zumal von dem Gedanken der Einheit alles Lebendigen: alles Leben ist Eines, und alle Tiere und Pflanzen besitzen dieselbe Wesenheit wie der Mensch, nur in anderer Form. Ebendeshalb soll das moralische Gefühl nicht im Menschen seine Grenze finden, sondern sich beziehen auf alle Kreatur.

Buddhismus und Christentum sind einander in vielem ähnlich, und es gibt wahrlich für beide keinen Grund zur gegenseitigen Feindschaft. Aber der Gedanke der Einheit alles Lebendigen tritt im Buddhismus besser hervor.

Lassen Sie mich noch ein paar Worte über den chinesischen Buddhismus im besondern sagen.

Die Chinesen sind das toleranteste Volk der Welt, und so ist es denn gekommen, daß fünf Religionen in China ihre Vertreter haben, ohne daß es zu Zwistigkeiten oder gar Kampf zwischen ihnen kommt. Kann doch sogar ein und derselbe Mensch Glied mehrerer Religionsgemeinschaften sein.

Die Vereinigung des Buddhismus und des Konfuzianismus ist eine besonders glückliche. Der Buddhismus gibt seinen Anhänger eine tiefe Metaphysik und eine rein geistige, unirdische Ethik; Kung-fu-tse lehrt ihn, wie er sich während seines irdischen Lebens verhalten soll. Der

Mönch freilich braucht das zweite nicht. Aber es ist nicht aller Menschen Bestimmung, Mönche oder Heilige zu sein; und für die übrigen sind die Lehren des Konfuzius eine große Stütze und Hilfe, ebenso wie bei uns in moralischen Dingen die Lehren Kants, die dem des großen Chinesen ja so ähnlich sind.

Die Vereinigung von Buddhismus und Konfuzianismus ist das, was China zusammenhält. Dank dieser Vereinigung geht, trotz aller politischen Wirren und Unruhen, das Leben seinen ruhigen Gang. Hoch steht fürwahr die allgemeine Moral des chinesischen Volks, höher als die der unruhigen und streitsüchtigen Völker Europas. Und das ist die Wirkung der praktischen Morallehre Chinas, das heißt: des Kung-tse, und der chinesischen Metaphysik und ethischen Theorie, das heißt: des Buddhismus.

Hoffen wir, daß buddhistische Weisheit zu uns Westländern kommen möge. Wie sehr wünschen doch die Besten bei uns herauszukommen aus der Unruhe des Lebens. Ruhe brauchen wir und innere Sammlung. Das heißt in ganz kurzen Worten: Wir brauchen Buddhismus.“

Mögen trotz der, wie Kenner beider Sprachen betonten, guten chinesischen Übersetzung nur verhältnismäßig wenige wirklich etwas von meines Mannes Rede gehabt haben, so war es doch, man darf ruhig sagen, ein historischer Moment in der Kulturgeschichte der Chinesen und Deutschen, daß an dieser Stelle ein deutscher Gelehrter seine Gedanken über Buddhismus und dessen Berührung

mit westlicher Philosophie aussprechen konnte. Wir dürfen nicht vergessen, daß noch in diesem Jahrhundert gelegentlich Fremde, die sich allein in gewisse buddhistische Tempel begaben, spurlos verschwunden sein sollen. Es wird dies besonders von den Tempeln der tibetischen Lamapriester behauptet, die gerade in Peking besonders in Ansehen standen. Was den christlichen Missionen nirgends im Osten gelungen ist, Erweckung eines Verständnisses für westliche Geistestiefe, scheint jetzt im neuen chinesischen Reich der europäischen Philosophie vorbehalten zu sein. Bei meinem Mann liegt der Fall natürlich besonders günstig, da die buddhistische Geistesrichtung seinem eignen antimechanistischen philosophischen System verwandt ist.

Ein andres kommt noch dazu, es der westlichen Philosophie leicht zu machen, nachdem das Land sich allen Einflüssen geöffnet hat: die Chinesen kennen eigentlich keine Konfessionsfrage und sind religiös duldsam im höchsten Sinne. Zum bessern Verständnis dieses Punktes diene folgendes: Der Chinese kann ruhig mehreren religiösen Bekenntnissen zugleich anhängen, und er tut dies auch meistens, insofern er nicht Christ ist. Man begeht z. B. Geburts- und Hochzeitsfeiern taoistisch — die Religion, die sich aus der Lehre Laotse's entwickelt hat —, läßt Begräbnisse aber im buddhistischen Ritus vor sich gehen. Der Konfuzianismus dagegen ist in erster Linie eine Morallehre, und seine Tempel sind Gedächtnisstätten für Kaiser oder verdiente Männer; Priester für irgendwelche Zeremonien kennt der Konfuzianismus nicht. Daneben liefen im Kaiserreich die großartigen, alljährlich einmal

stattfindenden Opferzeremonien des Kaisers auf dem Himmelsaltar einher, welche wir geschildert haben. Diese uralte symbolische, aber nicht mehr in die heutige Zeit passende Opferfeier hat mit dem Sturz des Kaiserreichs ihr Ende gefunden. Der zweite Präsident der Republik, Yüan=Shi=Kai, ließ sie noch einmal aufleben, als er den Versuch machte, Kaiser zu werden. Das Volk hängt aber auch noch in allen Schichten, mit Ausnahme der Intellektuellen, einem bis ins Kleinste des Lebens gehenden Dämonenglauben an. Für alles gibt es gute und böse Geister, und ganz besonders sind es die „Drachen“, vor denen man Furcht und Achtung haben muß. Jeder Berg hat, wie wir schon wissen, seinen Drachen, und jeder alte Baum kann einen beherbergen.

Den meisten, die meines Mannes Rede im weitem Umkreis mit anhörten, war der Drachenglaube sicher angemessener als die tiefen Weisheiten des Buddhismus, aber die große Duldsamkeit allen Bekenntnissen gegenüber ist eben seit alters eine chinesische Eigentümlichkeit. Missionar- und Christenverfolgungen waren unmittelbar und mittelbar stets Fremdenverfolgungen. Gegen eine Religion mehr oder weniger hat der Chineser an sich nie etwas einzuwenden gehabt; wie hätten auch sonst trotz Taiping- und Boxeraufstand die vielen Missionen in ganz China bis heute bestehen und sich immer mehr ausbreiten können? Diese Duldsamkeit ist aber andererseits der Grund dafür, daß die christlichen Religionen im Laufe der Jahrhunderte in China nicht die Vorhand bekamen: man verstand und versteht ihre polemische Haltung ändern

Religionen gegenüber nicht und noch weniger die Befehdung der christlichen Bekenntnisse untereinander. Das sehr verdienstliche Zivilisationswerk aller Missionen in China soll mit diesen Worten natürlich nicht verkleinert werden. Daß die ersten christlichen Missionare, die Nestorianer, schon, wie Inschriften zeigen, um 500 nach China kamen, und daß die Jesuiten im 17. Jahrhundert am Hofe des Kaisers Chien-Lung Staatsstellungen bekleideten, sei in diesem Zusammenhang erwähnt.

Alle diese zum Teil etwas abschweifenden Ausführungen schienen mir nötig zu sein als Hintergrund für die Berührung der westlichen Philosophie mit östlichem Geist im Tempelhof des Fa-Yüan-Sze am 23. Mai 1923.

Siebzehntes Kapitel.

Von der Erziehung des jungen Chinesen und von ihm selbst.

(S. D.)

China gilt vielen noch als das Land des Zopfes in der realen und der ideellen Bedeutung des Wortes: man soll ihn tragen, und man soll ihn auch in der Seele haben, denn die ganze Kultur der Chinesen ist ja doch „verknöchert“ und „erstarrt“.

Gewiß, man trug den Zopf körperlich bis zum Ende der Mandschuherrschaft, deren Symbol er war, also vom Sturz der Mingdynastie (1644) an bis 1911; gewiß auch war bis 1911 eine gewisse Erstarrung der Kultur da, obschon auch sie, wie es scheint, lange nicht so arg gewesen ist, wie man sich das gern vorstellt.

Aber was gewesen ist, braucht doch darum jetzt nicht mehr zu sein. Tatsächlich tragen heute in China den Zopf nur noch einige Kulis aus entlegenen Provinzen. Und was die „verknöcherte“ Bildung angeht, so sage ich an dieser Stelle zunächst nur noch einmal, daß ich meinen chinesischen Studenten unter anderem den Unterschied zwischen den verschiedenen modernen Philosophenschulen in Deutschland

klarzumachen versucht habe, gewiß kein leicht zu begreifendes Objekt, und zwar — mit Erfolg!

Die große chinesische Revolution ist für uns im Aufruhr des Weltkrieges untergegangen; sie war ja zu kurz vorher. Deshalb weiß man bei uns so wenig von ihr und ihren Ergebnissen. Für den Amerikaner sieht sich das alles ganz anders an. Ihm ist China, wenigstens verkehrstechnisch, näher als uns; der Weltkrieg berührte ihn viel weniger intensiv. So kommt es denn, daß die Scharen von Amerikanern, welche jetzt China besuchen, dort alles eigentlich ganz selbstverständlich finden und oft kaum glauben, daß es einst anders gewesen sei. Da irren sie nun freilich auch, und zwar gerade in umgekehrter Hinsicht wie so viele Leute bei uns. Denn anders gewesen als jetzt ist es allerdings in China in sehr erheblichem Maße.

Ich will hier von chinesischer Erziehung und von dem gebildeten jungen Chinesen und der gebildeten jungen Chinesin unserer Tage reden. Als Typus nehme ich die Studierenden und fertige junge Gelehrte bis zu etwa 35 Jahren, wohl wissend, daß es auch ältere Herren gibt, die Männer „unserer Tage“ sind, z. B. den ausgezeichneten Liang-Chi-Chao, den uns schon bekannten einflußreichsten chinesischen Schriftsteller unserer Zeit.

Den angehenden oder fertigen Gelehrten darf ich als Typus der Geistesstruktur des heutigen China nehmen, denn es ist auch nach der Revolution das Wesenskennzeichen Chinas geblieben, daß der Philosoph, in der weiten ursprünglichen griechischen Bedeutung des Wortes, daß der

Voll-Gebildete als eigentlicher Repräsentant des Landes gilt und die höchste Wertschätzung genießt. In China ist immer die gebildete, die wahrhaft gebildete kleine Oberschicht Meister des Landes gewesen, und sie ist es, bis jetzt, auch in der Republik geblieben. Ihr Typus ist es, der sich seit 1911 gewandelt hat, ja, bei einigen schon vorher gewandelt hatte. Die große Menge des Volkes war gegen alle inneren und äußeren Geschehnisse von jeher gleichgültig und ist es noch, obschon die Zahl der Gleichgültigen stetig abnimmt.

Denn das neue China ist sehr bestrebt, die Volksbildung zu heben, zumal durch Errichtung von Volksschulen. Die Zahl derjenigen, welche nicht lesen und schreiben können, verringert sich jedes Jahr. Und man darf nicht vergessen, daß, wer in China lesen und schreiben kann, damit automatisch Schritt für Schritt in die Reihen der Gebildeten aufrückt; denn Lesen und Schreiben ist in China, wegen der Eigenart der Schrift, selbst eine Wissenschaft und nicht, wie bei unserer Buchstabenschrift, nur eine unentbehrliche Voraussetzung dafür, wissenschaftliche Bildung zu erwerben.

Die Chinesen sind seit Jahrtausenden ein Volk von hoher Kultur und haben stets ganz bewußt die Voraussetzung aller Kultur, die Erziehung, gepflegt. Im „alten“ China, also bis zur Revolution von 1911, hatte man die Erziehung freilich allzusehr reglementiert und systematisiert; es war eine gewisse Erstarrung eingetreten, die um so unausbleiblicher gewesen war, als man sich gegen das „westliche Wissen“ so scharf wie möglich abschloß. Das

Studium der Sprache und der Klassiker, zumal des Kung-fu-tse, beherrschte alles. Aber das Studium war nicht kritisch, sondern dogmatisch; viel zu viel Gewicht wurde auf Auswendiglernen gelegt.

Gewisse Früchte hat auch dieses System getragen: der Chineser hat meinen Erfahrungen nach ein Gedächtnis, welches das Gedächtnis des Durchschnittseuropäers weit überragt. Das sittliche Niveau des ganzen Volkes ist trotz der vielen Bürgerkriege und gelegentlichen Überfälle auf Eisenbahnzüge ein sehr hohes: es ist eben das ganze Volk mit den edlen Gedanken des großen Meisters Kung durchtränkt.

Bildungsbeflissen war also der begabte junge Chinese immer. Nur war das, was seine Umwelt ihm an möglicher Bildung darbot, wirklich „erstarrt“. Der Zustand war ähnlich wie bei uns im Mittelalter. Man las und interpretierte die Klassiker, zumal den Kung-fu-tse und seine Schüler, und lernte Text und Kommentar auswendig. Die Ergebnisse allen Denkens standen fest, nur ihre Darstellung wechselte. Neues gab es nicht und brauchte es auch, angeblich, nicht zu geben, weil eben alles feststand. Schwer genug war es trotzdem, vollgültige Bildung zu erwerben, und die alten Examina müssen wahrhaftig kein Vergnügen gewesen sein.

Zuerst kam das Examen in der Kreishauptstadt, bei dem etwa 75 Prozent der Kandidaten durchfielen. Für die, welche bestanden hatten, folgte das schwerere Examen in der Hauptstadt der Provinz, mit gleichem Ergebnis. Die wenigen Ausgesiebten hatten dann ein letztes Examen

in Peking zu bestehen. Wer dieses bestanden hatte, war Anwärter auf die höchsten Ämter und wurde vom Kaiser empfangen. Noch heute sind, wie geschildert wurde, in Nanjing und einigen andern Städten — (in Peking sind sie zerstört) — die Examinationshallen erhalten, kleine, zu Tausenden aneinandergereihte Zellen, die einen ganzen Stadtbezirk bilden, von einem Konfuziustempel gekrönt. In solch einer Zelle mußte der unglückliche Kandidat drei Tage verbringen, ohne sie verlassen zu dürfen. Peinlich wurde darüber gewacht, daß er nicht unerlaubte Hilfsmittel einschmuggelte; schreiben durfte er nur auf besonders geliefertem abgestempeltem Papier; wer sich einmal verschrieb, war ohne weiteres erledigt! Anstatt „verschreiben“ muß übrigens eigentlich „verpinseln“ gesagt werden, denn der Ostasiate bringt ja die komplizierten Wortzeichen mit Pinsel und Tusche, oft in außerordentlicher Schönheit, aufs Papier.

Doch lassen wir die alten Examina, wenn uns auch Meister Kung noch weiter begleiten wird. Denn er ist, zum Glück für China, in den besten der chinesischen Modernen noch lebendig, und wird das bleiben, so tot auch das politische Alte, das Kaisertum und die Autokratie, in China sein mag und in der Tat ist.

Schon in den letzten Jahren der Chindynastie wurde übrigens das alte Examinationswesen langsam abgebaut und ein Versuch mit der Einführung der „westlichen Wissenschaften“ gemacht. Dann kam 1911 die Revolution, die wie ein Sturmwind alles wegfegte, das irgendwie an die alte Staatsform erinnerte. War die letzte Dynastie



Kyoto. Eines der Tore des Higashi-Hongwanji-Tempels.
(Späteste Form der japanischen Baukunst, „Barock“.)



Daimio-Schloß in Nagoya.

doch, seit 1644, eine fremdländische, eine Mandſchu-
dynastie gewesen und hatte sie sich doch in ihren letzten
Vertretern nicht gerade Freunde zu erwerben gewußt, so
hervorragend auch die großen Mandſchukaiser des acht-
zehnten Jahrhunderts gewesen waren. Mit dem Kaiser-
tum ging also zugleich die Fremdherrschaft dahin.

China war nun Republik und wurde rasch das staats-
technisch fortgeschrittenste Land Asiens, das übrigens jetzt
endlich auch eine Verfassung hat, die der von Weimar
nachgebildet ist.

Das junge China sah sich plötzlich in einer ganz neuen
Welt. Sehen wir, wie es sich mit ihr abfand.

Zwei große Reichsuniversitäten, in Peking und in
Nanking, sowie sehr zahlreiche Fachhochschulen in den
Provinzen, Fakultäten könnte man sagen, vermitteln der
wißbegierigen Jugend die „westlichen Wissenschaften“, und
nicht weniger als 13 Hochschulen haben die Amerikaner
dem chinesischen Volke gebaut. Da gibt es alles zu lernen,
was in Europa oder Amerika zu lernen ist. Und es
wird gelernt, mit großem Eifer gelernt. Zum Schluß
gibt es Examina in der Art der angelsächsischen, also
nicht nur das „Doktor“-s, sondern vorher das Baccalaureus-
und das Magisterexamen (B. A. und M. A.;
A. = artium). (Man sollte mindestens eines davon auch
bei uns wieder einführen, um den Wert des Dokortitels
zu heben!) Der Dokortitel selbst („Po Shih“) ist selten
und garantiert den wahrhaft fertigen, selbständigen Ge-
lehrten, der zeitlebens Gelehrter bleibt.

Die Pekingener Universität ist technisch im großen und

ganzen nach deutschem, die Nankingener nach amerikanischem Muster, also z. B. mit Internat, eingerichtet. Leider verfügen beide nicht über ganz ausreichende Mittel, da in der Staatskasse meist Ebbe ist. Ich hatte den Eindruck, daß die Provinzinstitute in dieser Hinsicht besser daran waren. Übrigens hat so eine chinesische „Provinz“ ja meist die Bevölkerungsziffer Preußens.

Daß auch an den nationalen Anstalten amerikanische Geistesinflüsse im Vordergrund stehen, ist begreiflich. Denn einmal ist, wie gesagt, Amerika nahe, wenigstens verkehrstechnisch, und zweitens entfalten von allen „Missionen“ in China die amerikanischen die regste Tätigkeit. Ich setze absichtlich das Wort „Missionen“ in Anführungszeichen, denn die von Amerikanern geleiteten Missionsinstitute sind mit den von Europäern geleiteten nicht vergleichbar. Der amerikanische „Missionary“ ist nicht unser „Missionar“; er ist meist kein Geistlicher, sondern Arzt, Philologe, Naturforscher oder was sonst, und er wirkt lediglich als Kulturträger und Kulturbringer. Ungeschlossen freilich ist er an eine Kirche, aber „Befehlen“ ist nicht sein einziges, ja nicht einmal sein wesentlichstes Ziel, sondern etwas, das zwar gern mitgenommen, aber durchaus nicht aufdringlich betrieben wird. Wir werden hiervon noch im besonderen reden.

Am allerbesten waren unter den nationalen Anstalten wohl stets die landwirtschaftlichen Hochschulen im Stand. Vor allem erkannte man die Notwendigkeit einer Wiederaufforstung der Gebirge. Der Gouverneur von Schansi soll schon 100 Millionen Bäume während seiner Amtszeit

haben pflanzen lassen. Eine schöne Sitte ist es, daß an akademischen Festtagen jeder Student ein Bäumchen pflanzen muß, das dann seinen Namen trägt.

Wie ist nun der Student oder die Studentin unter solchen Einflüssen heute geartet? Zunächst einmal äußerlich: er ohne Zopf, sie ohne verkrüppelte Füße. Millionen Zöpfe wurden 1911 auf dem Altar der Republik geopfert, und das qualvolle Einbinden der Füße der kleinen Mädchen ist verboten. Fast alle Studierenden kleiden sich aber chinesisch und bleiben auch später dabei. Von Shanghai und Tientsin abgesehen, sieht man, im Gegensatz zu Japan, nur sehr wenig Chinesen in europäischer Tracht; meist sind es Christen, wenn man welche trifft, obschon europäische Tracht nicht etwa als obligatorisch für Christen gilt.

Zwei Typen des jungen Chinesen möchte ich unterscheiden. Da ist zunächst der ganz und gar amerikanisierte Chinese, der gern für einen Amerikaner gelten möchte, seine Hornbrille trägt, wohl gar etwas näseln und die chinesische Vergangenheit als „Aberglauben“ rundweg ablehnt, ja oft verachtet, und der es nicht gern hat, wenn man sich für alte Bauten und für die alten Religionen interessiert. Dieser Typus ist, zum Glück für das Land, selten.

Der bessere, oft sehr gute, häufigere Typus denkt etwa so: „Wir hatten recht viel Unnützes und Erstarrtes im alten China, hatten aber auch sehr viel Gutes und Tiefes. Die Ethik des Kung-fu-tse und des Mong-tse kann sich mit den höchsten ethischen Systemen des Westens

messen, und der Buddhismus steht als Religion und Metaphysik vollwertig neben dem Christentum, wenn er auch leider nicht in der reineren südlichen Form, sondern in der mit viel Polytheismus durchsetzten nördlichen Form zu uns gekommen ist. Reinigen wir ihn und bewahren wir fest das Gute aus beiden Lehrsystemen, dem uns ureigenen konfuzianischen und dem uns aus Indien gebrachten buddhistischen. Was uns fehlte, war strenge Wissenschaft und die kritische Methode des Philosophirens, obwohl es einmal Ansätze zu dieser gab. Beides hat der Westen zur hohen Vollendung entwickelt. Das wollen wir uns gründlich und fest aneignen; denn es ist wertvoll. Können wir auch im praktischen Leben und in der Politik vom Westen lernen? Nein! Trotz gelegentlicher Raubüberfälle in einsamen Gegenden, welche auch in Europa und Amerika vorkommen, steht das Leben auf einer gesicherteren Basis bei uns, dank Meister Kung, und eine Politik, die noch schlechter und unethischer ist, als diejenige Europas bis jetzt war, kann es wohl kaum geben.“

Solches habe ich oft von jungen Kollegen in China gehört; und ich habe ihnen stets rüchhaltlos erwidert: „Ihr habt recht. Prüfet alles und das Beste behaltet — aber nur das Beste. Und vergeßt nie das Gute aus eurer Vergangenheit. Bleibet Chinesen, aber seid es stets im Bewußtsein, Glieder der einen Menschheit zu sein. Hütet euch vor politischem Egoismus auch in Zukunft, so wie ihr euch davor bisher gehütet habt, mehr als wir. Hier könnt ihr unsere Meister sein, trotz aller gegenwärtigen

Wirren, die ja ein plötzlicher Umschwung stets nach sich zieht.“

Der junge Chinese ist überzeugter Demokrat und Republikaner, und, wahrlich, von ganz wenig Ausnahmen abgesehen, die allgemein verlacht werden, nicht nur der junge Chinese. Reaktion gibt es nicht. Auch eine „Flaggenfrage“ existiert nicht. Fast an jeder Straßenecke weht die neue fünffarbige Flagge der Republik, und es war sehr eindrucksvoll, als bei der großen akademischen Feier an der Reichsuniversität Nanking, an deren Ende man mir die Ehre erwies, mich zum Che Hsüo Po Shih (= Dr. phil. h. c.) zu ernennen, im Beginne der Gouverneur der Provinz Kiangsu alle Anwesenden aufforderte, sich zu erheben, um die Flagge der Republik zu grüßen, welche den Abschluß des Saales bildete.

Auf dem Boden demokratisch-republikanischer Überzeugung gibt es freilich manche Variationen der politischen Ansicht. Der Süden, von Sun-Yat-Sen geistig beeinflusst, soll gemäßigter sozialistisch denken; ich kenne ihn nicht. In Mittelschina, also im Yangtsetal, schien mir das amerikanische Ideal herrschend zu sein. Die Studenten Pekings endlich werfen zu recht erheblichem Teil ihre Blide nach Moskau, ebenso nicht wenige Pekinger Professoren.

Recht viel Sport, nach amerikanischem Vorbild, treibt der junge Chinese. Das Duell und sogenannte „Mensuren“ gibt es selbstverständlich nicht; beide werden ja hoffentlich auch bald in Deutschland, ihrem letzten Zufluchtsort in der ganzen Welt, zu den Museumsstücken gehören.

Die Grundeinstellung des jungen China ist pazifistisch. Man will sich deshalb durchaus nicht, etwa von dem östlichen, durchs Meer getrennten Nachbarn, alles gefallen lassen. Aber man verabscheut die blutige Abwehr. Der spontane systematische Boykott ist ebenso wirksam und ist nicht unsittlich.

Endlich noch ein Wort über die geistigen Fähigkeiten der chinesischen Jugend und der Bewohner des „Reiches der Mitte“ überhaupt. Sehr viele Chinesen sind von außergewöhnlicher Regsamkeit des Denkens und von höchster Fähigkeit des Begreifens und Analysierens. Geistig stumpf habe ich keinen gefunden. Mir scheint, daß die Begabung mehr auf abstraktem als auf konkretem Gebiet liegt. Geradezu erstaunlich ist das Gedächtnis, wohl das Ergebnis einer gewissen natürlichen Auslese, bedingt durch das alte Prüfungssystem. Meine Vorlesungen in China, teils auf deutsch, teils auf englisch gehalten, wurden natürlich alle übersetzt. Aber nun nicht etwa Satz für Satz, sondern Gedanke für Gedanke. Ich sprach stets etwa acht bis zehn Minuten. Dann trat der Übersetzer in Tätigkeit und gab nun das, was ich gesagt hatte, wieder, und zwar nicht nur mit einer Lebendigkeit und einem Ausdruck, als wenn es seine Gedanken seien, sondern auch noch mit Zusätzen und Erläuterungen, wenn er meinte, daß meine Darlegung allzu kurz und daher allzu schwierig gewesen sei. Und dabei war alles richtig, was mir oft des Chinesischen sehr kundige Deutsche und Amerikaner gesagt haben. Ich fragte die chinesischen Herren gelegentlich, wie sie das eigentlich machten, und erhielt stets die Antwort, daß

es doch wohl selbstverständlich sei; man behalte eben, was man gehört habe, und lese es dann gleichsam von einer geistigen Tafel ab. Ich glaube nicht, daß bei uns viele im Besitz einer solchen Tafel sind!

Alle meine Vorträge und Vorlesungen wurden dann auch in 10 Hefen chinesisch gedruckt und sind als „Driesch Lectures“ erschienen. Man hat 3000 Exemplare drucken lassen und verkauft das Heft zu 20 chinesischen Cents (gleich 40 Goldpfennig), also sehr billig, auf daß auch Unbemittelte die Hefte erwerben können. So ist also zu meiner Freude meiner Lehrtätigkeit in China eine bleibende Wirkung gesichert. Meinen Freunden, den Herren Chang und Ch'ü, gebührt herzlicher Dank dafür.

Um endlich noch ein Wort über das Temperament des jungen Chinesen zu sagen, so ist er im Durchschnitt von einer gleichmäßigen ruhigen Heiterkeit des Gemüts. Oft ist er äußerst witzig und unterhaltend. Stets bewegt er sich in Formen großer, aber nie übertriebener Höflichkeit und Gefälligkeit, zumal gegen den Älteren und den Lehrer. Diese Höflichkeit gibt sich ungezwungen und nie steif.

Kurz: es ist eine Freude, mit gebildeten Chinesen zu verkehren, und man kann der Jugend Chinas eine glückliche reiche Zukunft voraussagen.

Doch nun müssen wir die Kultureinflüsse Amerikas auf das Reich der Mitte noch im einzelnen betrachten.

Achtzehntes Kapitel.

Amerikanische Kultureinflüsse in China.

(S. D.)

Ich will hier keinen politischen Aufsatz schreiben, sondern nur persönliche Eindrücke schildern, Eindrücke allerdings, denen, wie ich glaube, eine gewisse objektive Bedeutung zukommt.

Als wir in Shanghai gelandet waren, bat man uns, wie geschildert wurde, gleich am ersten Tage, nicht, wie ursprünglich geplant war, sofort nach Peking weiterzureisen, sondern zunächst zwei bis drei Monate in Nan-king zu bleiben, da die zweite chinesische Reichsuniversität, die National-South-Eastern-University (Tung nan da sho) in der alten Stadt der Ming, auch gern etwas von den fremden Gastprofessoren haben möchte. Von meinen beiden Vorgängern hatte auch Dewey in Nan-king doziert. Russell war durch Krankheit verhindert gewesen. Ich nahm die Einladung sehr gern an, da sich so Gelegenheit bot, einen der Hauptstadt gegenüber offenbar ganz anders gearteten Teil Chinas kennenzulernen.

In Nan-king lernten wir nicht nur ein gutes Stück von China, sondern auch ein gutes Stück von Amerika kennen; denn die einzigen „foreigners“ des eigentlichen

Nanking — mit Ausnahme des Hafenbezirks — waren Amerikaner, und wir lebten in der Familie eines an der Reichsuniversität fest angestellten amerikanischen Professors.

Was war unser erster Eindruck hinsichtlich der amerikanisch-chinesischen Verhältnisse? Ich kann ihn am besten wiedergeben mit einem Wort, das wir im Gespräch miteinander gebrauchten: „Das ist ja ein zweites, vielleicht ein idealeres Indien.“

Aber es blieb nicht bei diesem ersten Eindruck.

Der erste Eindruck war, um es ganz offen zu sagen, der gewesen, daß der Plan einer „pénétration pacifique“ Chinas in Amerika bestehe, und daß deshalb die vielen, alle ganz ausgezeichneten Lehrinstitute, die nur für junge Chinesen und Chinesinnen bestimmt sind, gegründet, die vielen, alle den Missionsgesellschaften angehörigen amerikanischen Gelehrten beider Geschlechter aus Amerika nach China gesandt worden seien.

Aber wir merkten bald, daß wir zu „europäisch“ gerichtet hatten, zu sehr im Banne der korrupten europäischen politischen Doktrinen, die da lauten: Erst der Missionar, dann der Kaufmann, dann der General. Wir haben sehr offen mit unsern amerikanischen Freunden gesprochen — es gibt selten so viel wahre Offenheit wie im Verkehr mit Amerikanern —: alle leugneten das Vorhandensein eines politischen Planes auf das bestimmteste. Ein „Plan“ bestehe allerdings, nämlich der, China von der fremden Bevormundung zu befreien und auf eigene Füße zu stellen.

Wir glauben unsern amerikanischen Freunden.

Ich will hier zwei Beispiele einschalten, um alles anschaulicher zu gestalten. Zunächst ein persönlich Erlebtes: Einmal hatte ich mit einem sehr intelligenten amerikanischen Kollegen ein langes Gespräch über Egoismus und Altruismus; ich verteidigte die These, daß eine Handlung dann, dem ersten Anschein vielleicht entgegen, doch altruistisch sei, wenn ihr eigentliches Motiv im Gegenständlichen liege, möge man auch wissen, daß eine gewisse Befriedigung, also „Lust“, der Vollbringung der Tat folgen werde. Da rief mein amerikanischer Freund erfreut aus: „Es ist mir sehr lieb, das von Ihnen zu hören; ich sehe nun einmal meine Lebensaufgabe darin, den Chinesen zu helfen, und nichts macht mir solche Freude, wie das zu tun — nur dachte ich oft, daß es eigentlich verkappter Egoismus sei.“ Es war bei diesem Manne ganz sicher keiner.

Und nun ein „politisches“ Beispiel: Als nach dem Boxerkrieg alle europäischen Nationen von China eine Entschädigung verlangen wollten, widersetzten sich zuerst die Amerikaner diesem Plan. Schließlich gaben sie dem Drängen der Europäer nach und ließen sich auch eine Entschädigung zahlen, aber nur, um sie im Jahre 1908 teilweise den Chinesen für den Bau eines großen Erziehungsinstitutes, des Tsing Hua College, das zum Besuch der amerikanischen Universitäten vorbereitet, wieder zurückzugeben, teilweise für einen Fonds zum Unterhalt chinesischer Studenten in Amerika zu verwenden. (Es heißt, daß jetzt, 15 Jahre später, europäische Staaten dem amerikanischen Beispiel folgen wollen.)

Auch daß die Amerikaner keine extraterritorialen „Settlements“ in China haben und sich nicht, wie die Europäer, anmaßen, die chinesischen Zölle zu kontrollieren, mag in diesem Zusammenhang nochmals erwähnt sein.

Die rücksichtslose Ehrlichkeit der Amerikaner den Chinesen gegenüber ist für mich wirklich jenseits von allem Zweifel gerückt. Sie glauben das zu tun, was für China das Beste ist, ohne jede Hinterhältigkeit; denn daß sie auf eine dauernde, auch für die Vereinigten Staaten ersprießliche chinesisch-amerikanische Freundschaft als Erntertrag ihres Tuns hoffen, kann kein Mensch als egoistische Hinterhältigkeit bezeichnen.

Russell scheint ganz ähnliche Ansichten über das Verhältnis Amerikas zu China gewonnen zu haben; jedenfalls nennt er Amerika Chinas einzigen wahren Freund.

Nun sind freilich reiner, guter Wille und objektive Güte der aus dem guten Willen entspringenden Tat zweierlei Dinge, und damit komme ich auf etwas zu sprechen, das viel heikler zu behandeln ist als alles bisher Gesagte und über das ein ganz sicheres objektives Urteil überhaupt nicht möglich ist. Müßt der subjektiv unbestreitbar vorhandene, sehr gute Wille der ethisch sehr hochstehenden Amerikaner der Jugend Chinas und damit China überhaupt objektiv?

Was China nach meiner Ansicht allein vom Westen zu lernen hat, ist Begriff und Methode der westlichen Wissenschaft und kritischen Philosophie. Alles andere haben die Chinesen ebenso gut oder besser als wir. Technik und Hygiene werden sich als Folgen des Wissenschaftserwerbs von

selbst ergeben. Vor gewissen fürchterlichen politischen „Weisheiten“ des Westens muß man die Chinesen, wenn man es gut mit ihnen meint, sogar aufs äußerste warnen. Sie sind freilich durch ihren tiefen ererbten Pazifismus gegen vieles gefeit; fromme Buddhisten und ganz „Moderne“ haben mir gleichermaßen das alte chinesische Wort immer wieder zitiert: „Wie man aus einem guten Stück Eisen keinen Nagel macht, so macht man auch aus einem guten Menschen keinen Soldaten.“ Noch immer steht in der allgemeinen Wertschätzung der Soldat außerhalb der vier sozialen Schichten als echter „outcast“.

Was bringen nun die Amerikaner den Chinesen?

Gediegenen wissenschaftlichen Unterricht; vielleicht, nach deutschem Universitätsgeschmack, in etwas gar zu schulartiger Form; aber das schadet wohl für den Anfang nichts. Ferner sehr gut durchdachte „physical education“ in Form systematischer Spiele und dergleichen, alles mit biologischen und psychologischen Erläuterungen; auch das ist, wenn es nicht allzusehr überwiegt, zum Guten. Weiter die Gelegenheit zu angenehmer Geselligkeit, zu Lektüre, Musik usw.; dieses alles wird im „Y. M. C. A.“, bzw. „Y. W. C. A.“ verkörpert, Buchstabenkomplexe, die keiner vergißt, der je in China gewesen ist („Young man's [women's] Christian Association“, dem deutschen „Christlichen Verein junger Männer“ entsprechend, aber von weit umfassenderer Bedeutung). Endlich noch ein menschlich herzliches Entgegenkommen und eine echt demokratische, von jeder Angriffspolitik ferne Gesinnung. Da bringen sie freilich, was schon da ist; aber es schadet

nichts, wenn man das eigene Ideal noch einmal, in anderer Form verwirklicht, vor sich sieht.

Soweit ist alles gut, ja sehr gut. Und sehr gut ist es auch, daß alle Amerikaner, Männer und Frauen, fließend chinesisch sprechen, indem sie nämlich ihr erstes Jahr lediglich dem Besuch der vortrefflichen „language school“ gewidmet haben. Nur so — das sei besonders unsern deutschen Landsleuten in China gesagt — ist ja ein wirklich enger Kontakt zwischen West und Ost möglich.

Ich schätze aber die Amerikaner menschlich viel zu hoch, um blind alles, was sie tun, zu loben und alles, was mir bedenklich scheint, zu unterdrücken. Leere Schmeichelei ist kein Freundschaftszeichen. Und so will ich denn jetzt von dem reden, was mir, um es kurz auszudrücken, allzu amerikanisch an dem zu sein scheint, was die vortrefflichen Männer und Frauen der Neuen Welt dem Reiche der Mitte schon gebracht haben und weiterhin zu bringen gedenken.

Da ist erstens eine allzu „praktische“ Auffassung der Wissenschaft, die ich bei sehr vielen Amerikanern gefunden habe. Man schätzt vielfach nur das Wissen, „mit dem man etwas anfangen kann“, sei es technisch im engeren Sinn oder, wo die Psychologie in Frage kommt, für Zwecke der Erziehung, deren Probleme ja in amerikanischen Kreisen, nicht zu Unrecht, eine außerordentliche Rolle spielen. Man sieht nicht, daß aller Wissenserwerb in erster Linie für die Zwecke des reinen Wissens selbst und damit für den Aufbau einer Weltanschauung da ist. Die geringe Wertschätzung, welcher sich die reine

Philosophie in amerikanischen Kreisen erfreut, hängt damit zusammen. Zum Teil freilich mag hier skeptische Resignation die Triebfeder sein, zum Teil aber auch ist es sicherlich der Philosophie „unpraktisches“ Wesen.

Diesen Zug amerikanischen Wesens halte ich nicht für günstig für China, um so weniger, als er geeignet ist, den Chinesen Gutes zu nehmen, was sie ererbt haben. Denn die Chinesen sind ein durchaus intellektuelles Volk und sind begabt für feine Dialektik. Diese Anlage darf man nicht verkümmern lassen oder gar künstlich hemmen. Manche, nicht alle, „returned students“ scheinen mir schon ein bißchen zu viel von der amerikanischen Wissenschaftsauffassung eingesogen zu haben.

Man vergesse doch auch nicht, daß alles Technische von selbst kommt, wenn die grundlegende theoretische Einsicht da ist, und daß alles, was für Technik grundlegend ist, von reinen Theoretikern geschaffen wurde (Faradan, Herk usw.). Daß Technik verkümmert, wenn man das Wissen für das Wissen da sein läßt, braucht man also ganz und gar nicht zu fürchten.

Ich komme zum zweiten, ernstern Punkte, und dieser ist das ausgeprägte Christianisierungsbestreben fast aller Amerikaner in China. Daß dieses Bestreben besteht, ist natürlich ohne weiteres verständlich; alle sind sie Missionare — freilich, wie schon gesagt, in weiterem Sinne, als wir diesen Begriff bei uns nehmen; alle sind sie einer „Denomination“, einer besonderen Kirchengemeinschaft, ausdrücklich angegliedert, ja, werden meist von ihr bezahlt. Ich gebe gern zu, daß die Christianisierungsbestrebungen

nicht aufdringlich geschehen; die amerikanischen Schulen und Hochschulen in China lassen Nichtchristen ausdrücklich zu, ja, eifern nicht im eigentlichen Sinne gegen Konfutsse und Buddha. Aber anderseits werden doch alle Schüler und Studenten verpflichtet, am sonntäglichen Gottesdienst und am Religionsunterricht teilzunehmen.

Hier kann ich nicht mitgehen. Die konfuzianische, taoistische und buddhistische Ethik ist der christlichen durchaus gleichwertig, und die buddhistische und taoistische Metaphysik steht der christlichen nicht nach.

Man sagt gern, die chinesischen Ethiker und Metaphysiker hätten das Volk nicht vor dem Verfall bewahrt. Aber hat das Christentum nicht die Jahre 1914—19xx — leider kann ich ja noch nicht einmal die zweite Jahreszahl fixieren! — in seiner Mitte gesehen? Es scheint mir schwierig, festzustellen, wo der tiefere Verfall ist!

Eine Förderung der neubuddhistischen und neukonfuzianischen Bewegung, wie sie von den Chinesen, alten und jungen, selbst ausgegangen ist, scheint mir wichtiger zu sein als Christianisierung. Gewiß braucht China neue Ethik und neue Metaphysik, aber in Form einer Renaissance seiner eigenen alten hohen Lehren.

Katholische Mission ist ja etwas ganz anderes. Da steht, nach subjektiver Überzeugung des Befehlenden, das Seelenheil der Schüler in Frage; da ist es ethische höchste Pflicht zu befehlen, und da hat man auch wirklich eine aufs feinste durchgearbeitete ganze Weltanschauung zu bieten. Aber die Amerikaner der verschiedenen Denominationen glauben doch, erstens, nicht an die ewige

Verdammnis der unbefehrt bleibenden Chinesen und bieten ihnen, zweitens, nicht eine fest in sich abgerundete Weltanschauung — was übrigens beides wohl von fast allen protestantischen Missionen gilt.

Es hat mich oft gewundert, wieviel mehr ich in Fragen der christlichen Dogmatik interessiert und auch unterrichtet war als meine Missionsfreunde. „Wir sehen das Christentum nur als eine Art sozialer und moralischer Einrichtung (social and moral institution) an“, wurde uns wiederholt gesagt.

Im Grunde, wird man sagen, handle es sich da überhaupt nicht mehr um das tiefe, furchtbar ernste Christentum, wie bei den Katholiken, und insofern sei die Sache harmlos. Diese Sache ist aber nicht harmlos, weil sie die jungen Chinesen entwurzelt, ohne ihnen tiefgehenden Ersatz zu bieten, wie die Katholischen es tun — (ich selbst bin nicht etwa Katholik, sondern Lutheraner). Es liegt die große Gefahr nahe, daß der amerikanisch-christliche Chinese, vielleicht nur unterbewußt, sich als ein bißchen sozial höher stehend vorkommt seinen konfuzianischen und buddhistischen Landsleuten gegenüber, auch, daß er alkoholische Getränke meiden und ein „Christ“ sein für dasselbe ansieht. Beides würde das Christentum entwürdigen, das erste würde dem Lande schaden.

Das Christentum ist für den echten Christen keine soziale Einrichtung, sondern eine sehr tiefe Weltanschauung; für ein Land aber ist jede Konfession mehr ein Übel. Zum Glück besitzen die Chinesen eine altererbte unerschütterliche Toleranz; aber schon der bloße Gedanke,



Typische japanische Pagode in Kyoto.



Sanjusangendo-Tempel in Kyoto.
Salle der 1001 Swannonstatuen.

daß man ein klein bißchen „höher“ sei als die andern, wenn man Sonntags in die Kirche geht, kann die Ursache von Mißstimmungen werden.

Doch beenden wir die Kritik und fassen wir unsere Betrachtungen noch einmal in einen Satz zusammen: Die Amerikaner haben China wahre Freundschaftsdienste geleistet und werden ihm ganz sicherlich noch viele solche Dienste leisten; sie werden das um so mehr tun, je mehr sie es vermögen werden, sich in den Dienst einer rein chinesischen Renaissance zu stellen.

Daß sie zu solcher Leistung im tiefsten Sinne fähig sind, haben sie durch die Tat bereits gezeigt. Die Gründung des Tsing Hua College und ebenso die schon früher erwähnte Gründung der großen Rockefeller-Medizinhochschule: das war echte „Kulturpropaganda“.

Neunzehntes Kapitel.

Die Aufgabe der Deutschen.

(M. D.)

Peking, Frühjahr 1923.

Groß und fruchtbar sind, wie wir soeben gesehen haben, in China die kulturellen Einflüsse Amerikas. Ich bringe zuerst noch einige Einzeldaten und ziehe sodann Konsequenzen — für uns.

In Peking dominiert von amerikanischen Organisationen durchaus die Rockefeller-Stiftung — wundervolle neue Häuser in chinesischem Stil, in denen Chinesen zu Ärzten ausgebildet werden. Den größeren geistigen Einfluß haben aber doch die über ganz China verstreuten dreizehn amerikanischen Universitäten und die Organisationen des „Y. M. C. A.“ und „Y. W. C. A.“ (s. S. 188). Tatsache ist, daß Millionen Dollar von Amerika nach China gehen; nicht aus amerikanischen Staatsmitteln, sondern aus den großen Missionsfonds der Methodisten-, Baptisten- und Episkopalgemeinden, sowie aus dem fast unerschöpflich scheinenden Fonds der Rockefeller-Stiftung. Alle diese Gelder werden nur für Chinas Jugend, für ihre „education“ und Christianisierung verwandt. Amerikanische Kaufleute spielen keine hervortretende Rolle in

China, sie treten sogar stark hinter den englischen und anderen zurück. Ebenso haben die Amerikaner keine „Settlements“ (d. h. Territorien in Shanghai, Hankau und Tientsin) und keine Häfen. Ihr geistiger Einfluß ist aber ganz enorm, und politisch wird Amerika in China stets eine große Freundespartei finden.

Es ist sehr zu bedauern, daß unsere deutschen Handelsherren in China diese geistige amerikanische Bewegung durchaus unterschätzen, was zum Teil wohl daran liegt, daß sie jetzt nach dem Krieg gesellschaftlich nur innerhalb ihrer Kolonie leben und wenig Verkehr mit den andern Nationen haben. Ob dies durchaus nötig ist, weiß ich nicht; unserer Erfahrung nach gibt es unter den wirklich gebildeten Mitgliedern der andern Nationen sehr viele, die uns Deutschen herzlich entgegenkommen. Eine gewisse Liebenswürdigkeit von unserer Seite ist natürlich auch nötig, um solche Sympathien zu fördern, von denen wir ja leider tatsächlich nicht mehr viele in der Welt besitzen.

Wenn ich nun meine, unsere China-Deutschen sollten sich die amerikanische Erziehungsbewegung etwas näher ansehen, so denke ich dabei an den ideellen Nutzen für uns und verbinde damit den Wunsch, daß auch von deutscher Seite in dieser Richtung gearbeitet werde. Die Chinesen haben für deutsche Geisteskultur großes Interesse, und einer kleinen Oberschicht ist sie auch sympathischer als die amerikanische.

Die jetzt in den Händen der chinesischen Regierung befindlichen zwei Shanghaier Hochschulen, die eine für

Ingenieure, die andere für Mediziner, haben nach wie vor deutsche Professoren und Deutsch als Unterrichtssprache, und sie genießen — besonders die Ingenieurschule — große Achtung in China. So meine ich, könnten aus deutschem Auslandskapital, was ja doch nur zum kleinsten Teil wieder nach Deutschland zurückfließen wird, zum mindesten noch eine oder die andere Mittelschule und auch, etwa in Hankau oder Tientsin, noch eine partielle Hochschule für Chinesen gegründet werden. Unter „partiell“ verstehe ich etwa fürs erste nur eine philosophisch-naturwissenschaftliche Fakultät. In China sind ja die meisten Hochschulen nur Teiluniversitäten. Diese Gründungen müßten, gleich den amerikanischen, private sein — also weder deutsch- noch chinesisch-staatlich —, damit sie der politischen Atmosphäre soviel wie möglich entrückt wären. Alles hier draußen müßte selbstverständlich im Einvernehmen mit unserer kulturell sehr hochstehenden Gesandtschaft in Peking und mit den in den andern Städten in Frage kommenden deutschen Generalkonsulaten in die Wege geleitet werden. Unsere deutschen Generalkonsuln in China würden alle ausnahmslos, soviel glauben wir beurteilen zu können, mit Freuden jede Stärkung des deutschen Kultureinflusses begrüßen.

Die soeben erwähnten zwei Shanghaier Hochschulen gehörten vor dem Kriege dem Deutschen Reich und fielen während des Krieges dem chinesischen Staat zu. Bei der Größe Chinas ist diese Wusung-Shanghaier Gründung aber nicht ausreichend, um deutsche Hochschulbildung über das ganze Land auszubreiten; fährt man

doch von Shanghai bis Hankau fünf Tage auf dem Jangtschiang, und von Hankau bis Peking muß man über vierzig Stunden bahnfahren; fast ebenso lange dauert die Reise von Shanghai bis Peking direkt! Wir müssen bedenken, daß unsere 3. L. recht prosperierenden China-Deutschen an das Deutsche Reich keine Einkommensteuer zu entrichten brauchen und daß, wenn sie auch wohl innerhalb ihrer Kolonie Abgaben für die Kirche, das Hospital und die Schule ihrer Kinder leisten müssen, sowie gelegentlich eine Sammlung für notleidende Deutsche in der Heimat veranstalten, dies doch prozentual, verglichen mit unsern jetzigen Steuern daheim, in gar keinem Verhältnis zu ihrem Einkommen steht. Täten sie sich alle einmütig zu einer großen Erziehungsaktion für die Chinesen zusammen, so könnte man zwar zuerst auch noch nicht das erreichen, was den Amerikanern schon zugefallen ist, aber man würde sehr rasch große Erfolge haben. Denn die Chinesen sind uns geistig merkwürdig verwandt, und großen Gruppen wäre deutsche Geisteskultur ohne Christianisierungsversuche auch sympathischer als die entsprechenden amerikanischen Bestrebungen. Schon jetzt besteht, mit dem Sitze in Shanghai, der verdienstvolle „Deutsch-chinesische Schulverein“. Man baue diesen aus und erweitere seine Tätigkeit; dann wird man bald erreichen, was der chinesischen Jugend nützt — und dadurch mittelbar uns selbst. Und könnte nicht auch das so vortreffliche und bei den Chinesen so beliebte Deutsche Hospital in Peking, das unter der Leitung Dr. Kriegs steht, zu einer Medizin-hochschule ausgebaut werden?

Bei solchen Gründungen denke ich in erster Linie natürlich an Stiftungen von reichen Auslandsdeutschen, die vielleicht ohne direkte Erben sind, oder auch an Deutsche im Reiche, die aber, sei es in der Schifffahrt oder im Export, mit starkem Auslandskapital arbeiten. Die Abgaben der China-Deutschen (statt der deutschen Heimatssteuern) wären dann für die laufenden Ausgaben. Die Chinesen müßten selbstverständlich Schulgeld zahlen, wodurch auch ein Teil der Ausgaben gedeckt werden könnte.

Für unsere vielen jüngeren männlichen und weiblichen Lehramtskandidaten, Dozenten und Professoren daheim würde dadurch auch ein neues Betätigungsfeld geschaffen. Gleich den in China wirkenden Amerikanern müßten sie aber alle gut chinesisch lernen, was bis zu einem gewissen Grad, wenn man es nur sprechen, nicht lesen will, nicht schwer ist. Die Amerikaner haben hier überall „Language-Schools“ eingerichtet, in denen man halb- und ganzjährige Kurse nehmen kann. Es ist klar, daß man wirklich in die Psyche eines Volkes nur durch Kenntnis seiner Sprache eindringen kann.

Man wird mir entgegenhalten, warum sollen wir armen Deutschen uns denn gerade um Chinas moderne Bildung kümmern? Ja, gerade wir sollten es! Den rein altruistischen Gesichtspunkt, einem großen, nach Wissen verlangenden Volk von unserem geistigen Überschuß abzugeben, wollen wir einmal ganz beiseite lassen, trotzdem er natürlich bei dem einzelnen, der hier draußen wirkt, vorhanden sein muß, will er mit Erfolg tätig sein. Wir würden uns aber in einem großen Volksorganismus

Kenner und Freunde unserer Kultur schaffen. Die Chinesen nehmen taktvoll gegebene Kultureinflüsse dankbar auf, und gleich den Amerikanern lassen sie private Schulen und Hochschulen als voll gelten. Prinzipiell stände also Neugründungen nichts im Wege.

Wir Deutsche sollten diese Möglichkeit, uns ein großes Volk nach und nach zum wirklichen Freund zu gewinnen, gerade jetzt ergreifen, denn wir brauchen einen solchen tatsächlich. Die wieder regelmäßig verkehrende Sibirische Bahn würde uns auch räumlich den Chinesen näher bringen. Deutschland, Rußland, China — ein Landkomplex! Natürlich müßten Studenten und Professoren an unsern deutschen Hochschulen ohne Ausnahmen den Ostasiaten liebenswürdig entgegenkommen. Wir hören hier immer wieder von gelegentlichen Schärfen, die Chinesen in Deutschland an Hochschulen zuteil geworden sind.

Noch eine andere Sache möchte ich hier erwähnen, die für deutsche Erziehungsgründungen spricht:

Wenn man, wie wir, viel mit gebildeten Chinesen zusammenkommt, so merkt man sehr oft bei ihnen Mißstimmung — ich will nicht sagen Neid — über das Prosperieren der fremden Kaufleute, da diese eben doch Kapitalien aus China herausziehen. Die Deutschen kommen jetzt nach dem Krieg bei solchen Betrachtungen noch relativ gut weg, weil sie ohne Tsingtau und nach Verlust des Zolleinflusses und der Konzessionen keinen Druck nach irgendeiner Richtung mehr ausüben können. Sie stehen also unfreiwillig jetzt so da, wie die Amerikaner von jeher es China gegenüber als das Richtige

empfundener haben. Gleich den Amerikanern sollten wir aber auch einen weitgehenden Kultureinfluß in China zu bekommen suchen und z. T. das in China erworbene Geld dafür arbeiten lassen. Ethisch ist es sicher das richtigste. Mögen praktische Politiker und Kaufleute, die in fremden Ländern nur Absatzgebiete sehen, hier anders denken und nur auf sichtbare Augenblitzerfolge bedacht sein: bleibend in ihren Wirkungen ist allein die aus ethischen Motiven entspringende Tat, da sie allein des Menschen innerstes Wesen berührt.

Und wie ähnlich gerade Deutsche und Chinesen auf dem Gebiete der Ethik denken, zeigt ein Vergleich ihrer großen Moralsysteme.

Letzten Endes wird sich das Ethische auch immer als das Praktische erweisen. —

(S. D.)

Im Anschluß an diese allgemeinen Betrachtungen muß noch dessen gedacht werden, was einzelne Deutsche in Peking an kultureller Arbeit in und für China geleistet haben. Es ist zum Teil von hoher Bedeutung, hängt aber durchaus an den Personen und macht daher das, was hier im allgemeinen Sinne gesagt wurde, ganz und gar nicht überflüssig.

An erster Stelle ist Dr. Richard Wilhelms zu gedenken, der früher als Pastor in Tsingtau wirkte und der jetzt wissenschaftlicher Beirat der deutschen Gesandtschaft in Peking ist. Daß Wilhelm fließend chinesisch liest und versteht, wird jeder vermuten, der seine ausgezeichneten

Übersetzungen der Klassiker kennt. Wilhelm spricht aber auch das reinste Peking-Chinesisch in höchster Vollendung, ja, er trägt an der Reichsuniversität auf Chinesisch vor. Und was das Wichtigste ist, er liebt China und seine Bewohner und wird von ihnen geliebt und geachtet, wie kaum ein zweiter. Er ist die echte Vertrauensperson zwischen China und uns. Möge dem „Wissenschaftlichen Orientinstitut“, das Wilhelm ins Leben zu rufen im Begriffe ist, eine schöne Zukunft beschieden sein; es wäre zum kulturellen Vorteil beider Länder.

Auch Herr Balser, der Dolmetscher der Gesandtschaft, ist ein Mann, welcher nicht nur die Sprache kennt, sondern auch Sitte, Kunst und Kultur des Landes, dem er sein Leben gewidmet hat, und der von großer Bedeutung für gute und verständnisreiche deutsch-chinesische Beziehungen ist, bei denen es ja so sehr auf „Takt“ ankommt.

An der Reichsuniversität Peking wirken der zumal durch seine Werke über Lessing und Bettina von Arnim bekannte Literaturhistoriker Dehke, der Nationalökonom Otte und als Lehrer der deutschen Sprache Herr Helbig. Alle leisten sie der deutsch-chinesischen Sache wertvolle Dienste. Professor Dehke hat einen „deutsch-chinesischen Kulturverband“ ins Leben gerufen und ist dessen dauernder Präsident. Dieser Verband soll die Grundlage für intime persönliche Beziehungen zwischen Angehörigen beider Länder bilden.

Kulturell muß auch der Balte Baron Staël-Holstein, der Professor des Sanskrit an der Peking Reichsuniversität, welcher vor der russischen Revolution in gleicher

Eigenschaft in St. Petersburg tätig war, den Deutschen zugezählt werden. Er ist ein Gelehrter von hohem Rufe und nimmt als einer der besten Kenner des nördlichen Buddhismus in Peking eine sehr angesehene Stellung ein.

Am Rockefeller-Institut wirkt seit Ende 1922 Professor Pfister als Neurologe. Er ist der Sohn eines hohen badischen Regierungsbeamten und der Gatte der Tochter des bekannten Mathematikers Königsberger. Seine Stellung an der so hervorragend eingerichteten Medizinhochschule, inmitten eines Kreises sympathischer amerikanischer Kollegen, ist sehr angesehen.

Aber auch solcher, die keine Fachgelehrten sind, ist rühmend zu gedenken. Herr von Salzmann, früher Offizier der deutschen Schutztruppe in Tientsin, ist als Korrespondent angesehener deutscher und amerikanischer Blätter von hoher Bedeutung für die Übermittlung richtiger Ansichten über das Reich der Mitte, und er erfüllt seine wichtige Mission deshalb in besonders hohem Maße, weil er das Land in fast allen seinen Provinzen bis Turkestan hin bereist hat. Dr. Hämeling ist als Verfasser eines in der ganzen Welt hohes Ansehen genießenden großen Englisch-Chinesischen Wörterbuches von großer Bedeutung.

Nicht zu vergessen ist in diesem Zusammenhang eine deutsche Frau, die Generalin Munthe, Herders Urenkelin (s. S. 222). Sie schreibt und dichtet gern in englischer Sprache, als frühere Gattin eines im Kriege gefallenen britischen Rechtsanwalts, ist aber zugleich eine Vollvertreterin deutscher Kultur, und ihr Haus ist Mittelpunkt eines wahrhaft geistigen Kreises.

Endlich sei zweier Gelehrter gedacht, die zwar nicht Deutsche sind, aber, als Germanisten, zur Kenntnis deutscher Kultur in China beitragen: Professor Dantons und seiner Gattin. Beide lehren im Tsing Hua College, jener glänzend eingerichteten Mittelschule an den Westbergen, welche die Amerikaner für junge Chinesen aus den Mitteln der Boxer-Entschädigung vom Jahre 1900 gebaut haben.

Gerade hier ist wohl die richtige Stelle, ein paar Worte über die gründlichen Besprechungen zu sagen, welche während meiner Anwesenheit in Peking die Herren Dr. Wilhelm, Dr. Carsun Chang, Ch'ü-Shi-Ying und ich selbst beinahe jede Woche hatten zu dem Zwecke, die chinesische Terminologie für alle wichtigen philosophischen und psychologischen Begriffe endgültig festzulegen. Das Ergebnis dieser Arbeiten soll als deutsch-englisch-chinesisches philosophisches Wörterbuch erscheinen. Mein eigener Anteil daran mußte natürlich ein sehr bescheidener sein, ein lediglich auswählender und gelegentlich erläuternder. Übrigens waren sich die andern drei Herren, die aller in Frage kommenden Sprachen kundig waren, meist sofort über das für einen gegebenen europäischen Begriff zu wählende chinesische Wort einig; waren sie es einmal nicht, so gab es freilich oft lange Debatten.

Die Sammelstätte der Wissenschaftler Pekings ist die Gesellschaft Wen-Nu-Hui, ein wissenschaftlicher Klub, welcher monatlich einmal tagt und in dem ich auch einmal gebeten wurde zu sprechen. Dieser Klub, dessen Vorsitzende im Jahre 1923 der Pekinger Philosoph Hu-Shi (s. S. 160 f.) und der verdienstvolle Amerikaner Grover Clark, der

Herausgeber des „Peking Leader“, der besten englisch geschriebenen Zeitung Peking's, waren, umfaßt wirklich alle in Peking lebenden Nationen in friedlicher gelehrter gemeinsamer Arbeit; es überwiegen natürlich die Chinesen und Amerikaner. Es ist sehr erfreulich, daß sich die deutschen Gelehrten Peking's hier nicht ausschließen. Ich denke sehr gern an die genußreichen und anregenden Abende in der Wen-Du-Sui zurück.

Zwanzigstes Kapitel.

Gesellschaftsleben unter den Fremden in China.

(M. D.)

Über das „Negative“ zu diesem Thema möchte ich
zuerst sprechen.

Wer in einem europäischen Land einem führenden, mehr oder weniger geschlossenen Kreis angehört, der auch gesellige Bestrebungen verfolgt, und wer die Mittel besitzt, gelegentlich Konzerte, Theater und Vorträge zu besuchen, die bei uns täglich, in Ostasien in guter Qualität aber nur ganz selten zu haben sind, der genießt, was Unterhaltung und Anregung anbetrifft, in der Heimat mehr als „draußen“ in den Fremdenkolonien. Das trifft auch für uns Deutsche zu. Es gilt für uns heute, wo das deutsche Volk trotz allem wieder „panem et circenses“ hat, sogar ganz besonders; es kann ja auch nicht geleugnet werden, daß durch alle Kreise in Deutschland trotz verlorener Vermögen eine große wieder erwachte Lebensfreude geht. In den breiteren Volksschichten äußert sie sich in großen Sport- und Vereinsveranstaltungen, in den führenden Kreisen in den verschiedensten Arten von Einladungen oder auch in Veranstaltungen, deren Ertrag

der Wohltätigkeit zufließt, die aber vor allem auch ein Vergnügen, besonders für die Jugend, darstellen. Es wäre sehr töricht, das zu leugnen oder abzulehnen; wir haben es hier mit einer mächtigen Zeitströmung zu tun — einer Reaktion auf die schwersten Jahre der Weltgeschichte.

Daß diese deutsche Lebenslust auch über die Landesgrenzen hinausgriff und letzten Winter und Frühling Besucher anderer Nationen in der Schweiz und in Italien in Erstaunen setzte, wurde zweifellos viel zu tragisch aufgefaßt, besonders auch von der deutschen Presse. Man hätte ins Ausland nicht die Klageberichte schicken sollen, die uns nichts nützten, sondern uns nur demütigten. Den Kontrast verstand man offenbar nicht.

Viele, die Verwandte unter den Auslandsdeutschen in Ostasien haben, werden vielleicht meine Behauptung, daß man alles in allem zu Hause doch mehr geistige Unterhaltung als draußen hat, nicht glauben wollen, denn dem einen hat die Tochter, dem andern die Kusine geschrieben, was alles in Shanghai oder Tientsin oder Kobe „los“ ist. Es kommt hier natürlich darauf an, wer das geschrieben hat, wie, sagen wir, die gesellschaftlichen Chancen der betreffenden Frau zu Hause waren. Stammt sie aus einem kleinen deutschen Ort, ohne Theater, ohne bessere Sportvereine, vielleicht auch ohne größere Geselligkeit mit Herren, weil diese ihrer Berufe wegen nicht in der kleinen Stadt bleiben können, so wird ihr die Koloniegeselligkeit jedenfalls zuerst viel bieten; auch Frauen und Männern wird es so gehen, die in der Großstadt keinem eigentlichen Kreise angehörten. Solchen

aber, die in ihrer Heimat in einem größeren gesellschaftlich maßgebenden Kreis lebten, der durch die oft angefeindete, aber trotzdem bewährte Form der Austauschbesuche einen sich ständig erneuernden Verkehr gewährleistet, bietet, wie gesagt, der auf die Dauer monotone Gesellschaftsbetrieb in den Kolonien nichts Neues; hat er doch natürlicherweise den großen Nachteil der sehr begrenzten Mitgliederzahl, was jetzt nach dem Krieg, wo die Deutschen mehr oder weniger von den andern Nationen getrennt leben, noch stärker fühlbar ist.

Man darf mich nicht mißverstehen: was ich hier ausführe, beschränkt sich ausschließlich auf die Geselligkeit. Wieviel Anregendes uns sonst das Leben in Ostasien bietet, schilderte ich in den andern Kapiteln. Ich führte hier das „Negative“ für jene jüngeren Männer und Frauen aus, die im Ausland „berauschende Feste“ erwarten, wie sie etwa im Kino zu sehen sind. —

Jetzt will ich aber auch vom Positiven des gesellschaftlichen Auslandsverkehrs berichten.

Wir lernten die Art dieses Verkehrs in Nanking und in Peking näher kennen. In Nanking spielt er sich fast ausschließlich im amerikanischen Kreis ab, da andere Nationen dort gegenwärtig nur ganz schwach vertreten sind. Deutsche gab es während der zweieinhalb Monate, die wir dort waren, überhaupt nicht. Die Geselligkeit der Fremden Nankings hat also durchaus amerikanisches Gepräge, und zwar mit puritanischem Einschlag. Da die dortigen Amerikaner alle, mit geringen Ausnahmen, den akademischen Kreisen angehören, welche im Dienste einer

Mission für chinesische Unterrichts- oder hygienische Zwecke wirken, ist es selbstverständlich, daß sie alle treue Anhänger ihres amerikanischen Antialkoholgesetzes sind. Ihre Diners, abends von 8 bis 11 Uhr, sind also stets „dry“. Man ladet sich meist in kleineren Zirkeln, jedoch oft und gern zum Essen ein. Beliebte waren in Nanking auch große Tee-„receptions“, von 5 bis 7 Uhr nachmittags, zu denen beinahe die ganze Gemeinde Einladungen erhielt. Eine solche gaben z. B. in freundlichster Weise für uns Mc Clons, bei denen wir wohnten, um uns mit ihrem amerikanischen Kreis bekanntzumachen. Eine sehr schöne „reception“ beim amerikanischen Konsul anläßlich des Thanksgivingday besuchte ich mit Mrs. Mc Clon. Kleinere Nachmittagsteempfänge, wie sie in Peking massenhaft stattfinden, gab es in Nanking weniger. Da die Nankinger Amerikanerinnen zum großen Teil irgendwie tätig sind, z. B. viele der Unverheirateten in den Missionszirkeln, so haben sie dafür weniger Zeit, denn diese regelmäßig sich wiederholenden kleinen Teeempfänge — es handelt sich meistens um „at homes“ — werden ja fast ausschließlich von Damen besucht. Bei den großen Empfängen aber, sowohl in Nanking als auch z. B. beim amerikanischen Gesandten in Peking, sind stets Herren und Damen fast gleichmäßig vertreten.

Charakteristisch für Nanking waren auch die Empfänge in den Colleges. Sehr nette gaben die Damen des Ginling Colleges. (S. Kapitel: Am Fuß des Purpurberges.)

Eine große Rolle spielt in Nanking der sonntägliche Gang in die „Chapel“. Neben dem religiösen Gesichts-



Riyumizudera (buddhistischer Tempel) bei Kyoto.



Torii (Ehrenbogen) in Nara.

punkt kam hier der gesellschaftliche fast ebensosehr in Frage, und zwar in dem Sinne, daß man die Verpflichtung hatte, nach dem Gottesdienst — er war stets nachmittags, weil in der Kapelle früh für die chinesischen Christen Gottesdienst gehalten wurde — alle Bekannten zu begrüßen.

Einen amerikanischen Tennisclub gab es natürlich auch. Ich wurde gleich nach unserer Ankunft in diesen in der freundlichsten Form aufgenommen. Es ist dies deshalb besonders hervorzuheben, weil es z. B. in Peking Klubs gibt, die sich zwar international nennen, aber Deutsche immer noch nicht aufnehmen — ich denke dabei besonders an den „Peking-Klub“. Wer in diesem Klub gerade den Ton angibt, weiß ich nicht; bis dieses Buch in China gelesen wird, hat sich aber vielleicht auch der Peking-Klub auf einen internationalen, ethischeren Gesichtspunkt eingestellt.

Schließlich gab es in Nanking auch noch einige Male im Winter in einem großen Saal Gesellschaftsabende, bei denen sich die ganze amerikanische Gemeinde traf und zu denen jeder, der Freunde bei sich hatte, sie mitbrachte. Es wurde erst musiziert oder es wurde ein Vortrag gehalten; dann gab es Erfrischungen, um deren Darreichung sich eine Anzahl Damen des Kreises kümmerten.

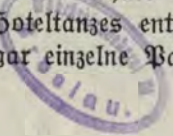
Einer sehr lobenswerten Eigentümlichkeit des amerikanischen gesellschaftlichen Lebens will ich hier kurz gedenken. Wenn bei uns jemand vorgestellt wird oder sich selbst vorstellt, versteht man meist dessen Namen nicht und kümmert sich auch nicht viel darum, ob man ihn verstanden hat oder nicht. Der Amerikaner dagegen paßt

scharf auf den Namen des Borgestellten auf und redet ihn sofort an, so daß z. B. eine amerikanische Dame, der ein Dr. Mackenzie vorgestellt wird, sofort mit einem „How do you do, Dr. Mackenzie?“ antwortet. Es ist das ein unbewußtes Symptom der großen Achtung, welche der Amerikaner jedem einzelnen Menschen entgegenbringt.

Getanzt wurde in Nanking nie, jedenfalls nicht während wir dort waren, und ich nehme fast an, daß der amerikanische Kreis in dieser Stadt sogar Wert darauf legt, daß seine Geselligkeit einen mehr ernstern Charakter behält.

In Peking dagegen wurde viel getanzt, in der auf der ganzen Welt heute üblichen Weise, und zwar in den beiden großen Hotels „Hotel de Peking“ und „Hotel des Wagons-Vits“. Von Privatbällen hörte ich auch hier nie. Es mögen solche stattgefunden haben, sie sind aber auf keinen Fall „feenhafte Feste“ gewesen, von denen viel gesprochen wurde. Gerade auf diesem Gebiet dürften lebenslustige Menschen heute in Deutschland besser auf ihre Rechnung kommen.

In den Hotels wurden auch zwei- bis dreimal im Winter „fancy-dress-balls“, Kostümbälle, veranstaltet; sie waren aber stets etwas mißglückt, trotz einiger sehr niedlich hergerichteter Amerikanerinnen. Diesen Veranstaltungen fehlten vollständig Geist und Humor, wie er an solchen Abenden zumal im westlichen Deutschland so intensiv durchzubrechen pflegt. Diese Dinge konnten sich schon allein deshalb nicht entwickeln, weil, dem Charakter des Hoteltanzes entsprechend, die Bekann tengruppen, oft sogar einzelne Paare, sich völlig isoliert hielten.



Eine große Rolle spielt in Peking mit seinem monatelangen gleichmäßig kalten und doch stets sonnigen Winter natürlich der Eisport. Mir selbst wurde in liebenswürdigster Weise der nahe bei unserem Hotel gelegene, wie alle derartigen Plätze in Peking mit Staubschuttmatten gedeckte Eislaufplatz der amerikanischen Gesandtschaft zur Verfügung gestellt. Einen sehr schönen Platz, auf dem unsere Landsmännin Frau Professor Pfister als Meisterläuferin glänzt und neuerdings Unterricht im kunstvollen Eislauf erteilt, besitzt auch die Rodefeller-Medizinhochschule.

In Peking hat fast jede Frau, die gesellschaftlich etwas hervortritt, ihr „at home“, einen bestimmten Empfangstag, sei es jede Woche, sei es nur ein- oder zweimal im Monat. Die Damen des Rodefeller-Instituts, sowie jene vom „Y. M. C. A.“ empfangen gruppenweise gemeinsam. Vor allem haben natürlich die Gesandtenfrauen ihre regelmäßigen Empfänge.

Die Gattin unseres deutschen Gesandten, Frau Boné, eine sehr liebe, kluge, musikalisch sehr begabte Finnin, war sogar jede zweite Woche an zwei aufeinanderfolgenden Tagen „zu Hause“, das eine Mal für die Peking-Deutschen, das andere Mal für ihre Bekannten in den andern Kolonien. Auf diese „Trennung“ werde ich in anderem Zusammenhang zurückkommen.

Wir selbst empfangen im Januar und Februar jede Woche im Wagons-Vits-Hotel. Bei uns herrschte gerade das entgegengesetzte Prinzip. Jedesmal wurde der Kreis internationaler. Einmal waren wir bei

fünfzehn Anwesenden acht Nationalitäten, und sechs Sprachen wurden in dem nicht einmal sehr großen Kreis gesprochen. Wir sahen unsere Aufgabe darin, die nach unserer Meinung nicht mehr berechtigten „Sperrgitter“ zu öffnen!

Sehr reizende „Dinners“ machten wir bei einigen Amerikanern in Peking mit; dann ist uns ein größeres formelles „Liffin“ (Gabelfrühstück) im Hause des auch in Deutschland oft genannten chinesischen Außenministers Wellington Koo in reizvoller Erinnerung. Außer uns waren chinesische Würdenträger und eine Anzahl führende Amerikaner mit ihren Damen geladen. Minister Koo, neben dem ich saß, spricht ein fast dialektfreies Englisch. Er studierte in Amerika und war eine Zeitlang Botschafter in London. Seine Gattin, die mein Mann führte, ist die Tochter eines südchinesischen Zinnmagnaten. Sie spricht ebenfalls tadellos englisch. An jenem Mittag entzückte sie alle Anwesenden besonders durch die große Stileinheit ihrer äußeren Erscheinung. Sie trug eines der schönsten blumenbestückten chinesischen Gewänder, die ich je sah. Wellington Koo's Haus ist ein alter prinzlicher Namen und besteht aus unendlich vielen Höfen und Gebäuden. 120 Räume soll es, wie Frau Koo meinte, umfassen; genau wußte sie selbst es nicht. Alles ist innen mit roten, goldenen und schwarzen Holzschnitzereien und Studarbeiten aufs geschmackvollste neu hergerichtet.

Von den verschiedenen gastlichen Veranstaltungen auf der deutschen Gesandtschaft möchte ich besonders den Abend hervorheben, an dem Fritz Kreisler nach dem Diner alle mit seinem herrlichen Violinspiel entzückte. Es war ein

guter Einfall von Herrn und Frau Dr. Boné, dazu mehrere der andern Gesandten mit ihren Damen zu bitten.

Bei der in China von Jahr zu Jahr steigenden amerikanischen Besucherzahl ist es begreiflich, daß auf der amerikanischen Gesandtschaft wohl der lebhafteste Verkehr herrscht.

Dr. Shurmann, der amerikanische Gesandte während unseres chineischen Aufenthalts, war ursprünglich Philosoph und Präsident eines amerikanischen College. Jenes College war offenbar eine gute Schule im gesellschaftlichen Training. Mrs. Shurmann verstand es meisterhaft, bei einem großen Empfang mit jedem, auch dem ihr fremdesten Besucher in persönlich liebenswürdiger Weise zu sprechen, und sie war darin geradezu unermüdet. Diese Art, gesellschaftliche Höflichkeiten als strenge Pflichterfüllung bis zum Äußersten, selbst mit Drangabe der letzten Kraft durchzuführen, habe ich in Deutschland nur einmal bei einer Frau angetroffen; es war die alte Großherzogin Luise von Baden. Wir deutschen Frauen fassen zweifellos Geselligkeit auch im eigenen Haus mehr als Vergnügen auf; bei den Angelsachsen in England und Amerika gehört sie aber durchaus in das Gebiet der Pflichten. Die alte Großherzogin Luise hatte manches in ihrer Art, was an das Beste im Angelsachsentum erinnerte.

Sehr beliebt war es in Peking, Vorträge mit Teeempfangen oder Dinners zu vereinigen. Als mein Mann z. B. in der internationalen Gesellschaft Wen-Du-Hui (s. S. 203) seinen Vortrag über Psychologie hielt, fand vorher ein solennes Abendessen statt. Wie immer

bei derartigen Gelegenheiten ging es mir bezüglich des Plages sehr gut: an der einen Seite hatte ich den klugen Hu-Shi (s. S. 160), meines Mannes Kollegen an der Pekinger Staatsuniversität, und mein anderer Nachbar war der durch seine Bücher („Indiscreet Letters from Peking“, „Indiscreet Chronicle from the Pacific“ und andere) sehr bekanntgewordene Mr. Lennox Simpson, dessen Pseudonym „Putnam Weale“ ist. Wir haben uns immer sehr nett mit ihm gestanden, und als er gerade während unseres dortigen Aufenthalts die neue Tageszeitung „Far Eastern Gazette“ ins Leben rief, legte er großen Wert darauf, von meinem Mann einen Aufsatz für eine der ersten Nummern zu erhalten. Er galt, als wir hinauskamen, als deutschfeindlich — wahrscheinlich war er es auch gewesen —, mir gegenüber machte er aber gleich im Anfang eine Bemerkung, nach der ich annehmen konnte, daß jetzt zumindest eine neue Epoche in seinem Leben begonnen habe, und schließlich — das Schönste, was wohl je über den armen ermordeten Ketteler geschrieben wurde, steht gerade in den „Indiscreet Letters“ von Putnam Weale!

Im übrigen gibt es meines Erachtens in bezug auf die „Deutschfeindlichkeit“ in der Welt draußen nur den einen Standpunkt — in eine freundlich dargebotene Hand einzuschlagen, mag man auch wissen, daß einem diese selbe Hand im Kriege nicht gereicht worden wäre. Man darf doch nicht vergessen, daß wir im Krieg zu Vertretern der uns damals feindlichen Nationen auch nicht „liebes Kind“ gesagt hätten! Die Deutschen in Ost-

asien, besonders die in den Hafenstädten und in Hankau, weniger die in Peking und den inneren Provinzen, stehen leider noch sehr auf einem Unversöhnlichkeitsstandpunkt. Ich mußte, wenn ich ihre Argumente hörte, tatsächlich oft an die korsische „Benedetta“ denken. Wenn sich das auch korsische Familien auf ihrer von Macchia überspannenen Insel leisten können — für Welthandelszentren ist es sicher nicht das richtige, ganz abgesehen vom ethischen Gesichtspunkt, von dem aus es geradezu verwerflich ist. Sicherlich liegt die Schuld auch auf der andern Seite, aber man muß auch nicht immer verlangen, daß diese „zuerst anfangen“ soll. Tut es einmal ein Deutscher, so fällt ihm sicher keine Perle aus der Krone! Die verschiedenen Kolonien draußen sind tatsächlich „päpstlicher als der Papst“.

Ich denke dabei an meines Mannes außergewöhnlich herzliche Aufnahme in England anlässlich seiner Vorträge an der Londoner Universität im März 1924 und an seine Fühlungnahme während dieser Zeit mit hervorragenden Engländern wie Lord Haldane, Bertrand Russell, Sir Lawrence Jones und andere; ferner an die guten deutsch gehaltenen Ansprachen verschiedener Ententevertreter bei der Königsberger Kantfeier im April 1924. Ich denke auch an die siebente Zentenarfeier der Universität Neapel, auf der man den deutschen Vertreter im Teatro San Carlo gerade so herzlich mit Händeklatschen begrüßte wie jeden andern; ich denke endlich an ein Festbankett des fünften internationalen Philosophen-Kongresses, der sich an die Neapeler Universitätsfeier angeschlossen. Auf dem

Bankett wurden von Vertretern aller Nationen Reden gehalten, welche ohne Ausnahme dieselbe gütige, jegliche Feindschaft verurteilende Tendenz hatten.

Es mag für Kaufleute schwerer sein als für Gelehrte, sich wieder auf eine Vorkriegsgesinnung einzustellen. Die geschäftliche Konkurrenz und geschäftliche Einbußen im Krieg stehen zum Teil hinderlich dazwischen; andererseits dürfte es aber in vielen Fällen sogar geschäftlich förderlich sein, wieder gute gesellschaftliche und menschliche Gesinnungen anzubahnen; letzten Endes sollten diese doch gerade, weil sie ethisch sind, das eigentlich Maßgebende sein. Warum wollen die Kaufleute nur den Gelehrten die Ehre des menschlichen „Gesinnungsaufbaus“ überlassen?

Ganz besonders will ich hier nochmals betonen, daß das Gesagte sich durchaus nicht allein auf unsere Landsleute im Osten bezieht, sondern gleichermaßen auf die Angehörigen aller Nationen, die den „Bendetta“-Standpunkt vertreten.

Diese Frage, die mir während unserer ganzen Reise zu denken gab, behandelte ich gerade in diesem Kapitel über das gesellschaftliche Leben der Fremden im Osten ausführlicher, weil meines Erachtens ein großzügiges Gesellschaftsleben draußen ohne vorherige befriedigende Lösung dieser Frage nicht denkbar ist. Großzügig, wie es gerade in diesen internationalen Brennpunkten sein könnte, ist es nirgends draußen, trotz gelegentlicher Versuche in einigen Häusern. — Sehr viel mehr, als es der Fall ist, könnten hier auch die Botschafter, Gesandten, General-

konsuln und Konsuln aller Länder wirken. Leider geschieht von dieser Seite noch fast gar nichts, und vor dem Krieg scheint es auch nicht wesentlich anders gewesen zu sein. Es ist ein alter Usus, daß sich die Gesandten und Botschafter zu Dinern nur unter sich einladen, gelegentlich unter Hinzuziehung der den obersten Vertretern zunächst stehenden Herren und Damen ihrer Ämter. Es ist mir aber nie bekanntgeworden, daß die auswärtigen Vertreter versuchten, führende Persönlichkeiten ihrer Kolonie mit ebensolchen der andern Kolonien und mit den andern Gesandten bzw. Botschaftern bei sich zu vereinen. Heute wäre dies geradezu eine der Aufgaben aller auswärtigen Vertreter aller Länder. Man sage nicht, daß das nicht geht; so etwas geht immer, wenn es „diplomatisch“ angepackt wird! Es wäre auch heute sehr am Platze, wenn die Botschafter, Gesandten usw. der verschiedenen Länder an dem Ort, wo sie das Schicksal zusammenführte, sich gemeinsam über diese Fragen aussprächen. Man wende nicht ein, sie hätten Wichtigeres zu tun. Das „Wichtige“ soll unbeschadet dessen getan werden, dies ist aber auch wichtig, und Zeit ist reichlich für alles draußen. Junge, angehende „Diplomaten“ — das Wort hat etwas an Kurswert verloren — sollte man ferner gelegentlich auf internationale wissenschaftliche Kongresse schicken; ihrer Allgemeinbildung wäre es förderlich; vor allem bekämen sie eine Ahnung davon, was wirklich „Formen“ im herzlichen internationalen Verkehr sind. Die große gegenseitige Hochachtung, die in der Wissenschaft nicht vor den Landesgrenzen haltmacht, würde dort für sie in Erscheinung treten.

Allen Landesvertretern im Ausland haftet noch etwas vom Gottesgnadentum an — auch jenen der alten und neuen Republiken. Es war dies eben früher „der“ Stil. Erst wenn dieser Stil überwunden ist, werden die Länder die richtigen vollwertigen Persönlichkeiten für die wichtigen Auslandsposten finden. Und diese werden es dann auch für ihre vornehmste Aufgabe halten, gesellschaftliche und menschliche Beziehungen jeder Art tatkräftig zu fördern, nicht nur jene, die zwischen ihnen und den andern Staatsvertretern bestehen. Innerhalb der Fremdenkolonie wären die Angehörigen aller Länder einander näherzubringen, ferner die Fremdenkolonie und die Staatsvertreter insgesamt; und endlich wären Beziehungen zu pflegen zwischen allen Fremden und den führenden Kreisen des Landes, in dem man sich befindet.

Leider bemerkten wir auch nicht im entferntesten etwas von dieser Tendenz.

Hüten sollten sich im übrigen alle Länder, Herren hinauszuenden, welche die besseren Auslandsstellungen als Ruheposten auffassen. Diese Herren sind gerade solchen Aufgaben gar nicht gewachsen.

Takt, Gewandtheit, große umfassende Bildung, reiche Sprachkenntnisse und die Gabe der freien Rede sind heute mehr noch als früher Vorbedingung für führende Auslandsvertreter. Das Törichtste ist es, wenn man sich in den Auswärtigen Ämtern durch eine „gute Erscheinung“ oder gar „gute Manieren“ blenden läßt. Die sogenannten „guten Manieren“ sind zumeist „nationale“ Sitten. Zum Beispiel erregt der von uns deutschen Frauen, ebenso von

Russinnen und Polinnen geschätze Handfuß bei der Engländerin ein leichtes Erschrecken, und die Amerikanerin findet ihn hygienisch nicht einwandfrei. Die kurzen, oft kaum symbolisch angedeuteten Verbeugungen junger Engländer und Amerikaner vor hochgestellten älteren Herren und Damen dagegen rufen bei formgewandten Deutschen Erstaunen und gelegentliche Kritik hervor. Der wohl-erzogene Amerikaner endlich findet die Handhabung von Messer und Gabel beim Essen von Fleischgerichten bei allen Europäern verkehrt, weil er das Messer nach dem Abschneiden eines jeden Bissens stets auf die Seite legt (rechts schief über den Teller), und mit der Gabel nur in der rechten Hand ist. Daß man „Manieren“ überhaupt hat und daß man eine „Erscheinung“ ist, finde ich bei Menschen, welche die im vorhergehenden von uns geforderten Eigenschaften alle wirklich besitzen, so selbstverständlich, daß es mir beinahe komisch, jedenfalls aber überflüssig vorkommt, wenn die Auswärtigen Ämter zu ausschließlich nach gewissen nationalen Ausprägungen dieser Eigenschaften auswählen.

Ich komme noch einmal auf die Überschrift dieses Kapitels zurück: Das Gesellschaftsleben im Ausland bietet manches Anregende, entbehrt dafür aber vieler Dinge, welche man in europäischen oder amerikanischen Zentren haben kann. Das gesellschaftliche Leben im Osten und überhaupt im Ausland könnte aber unendlich reich werden, wenn das erfüllt würde, was wir den Staatsvertretern draußen als Aufgabe anzuraten versuchten.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Abschiedsfeier am 15. Juni 1923.

(M. D.)

Ungefähr zehn Tage vor unserer endgültigen Abreise von Peking versandte ein Komitee, an dessen Spitze Liang-Chi-Chao, der Vorsitzende der „Lecture Association“, stand, eine jener poetisch gehaltenen langen chinesischen Einladungen, die mit Tusche gepinselten Lettern auf feuerrotem Papier, in welcher zu einem Abschiedsessen für meinen Mann eingeladen wurde. Außer Liang-Chi-Chao hatten zwei chinesische Minister mit unterzeichnet. Liang-Chi-Chao war übrigens auch selbst (s. den Aufsatz „Chinesische Reformatoren S. 153 f.) einige Zeit Finanzminister gewesen.

Es waren vorwiegend führende chinesische Persönlichkeiten eingeladen worden, mehrere aktive und emeritierte Minister, andere höhere Beamte und Gelehrte; man kann vielleicht auch sagen: lauter Gelehrte, weil der chinesische Staatsbeamte auf Grund seiner chinesischen klassischen Bildung stets ein Stück von einem Gelehrten ist. Von Deutschen waren außer unserem Gesandten Dr. Boyé noch zwei andere Herren unserer Gesandtschaft, Botschaftsrat

教

本月十五日(星期五)下午七時潔樽候

席設金魚胡同海軍聯歡社

汪大燮
梁啟超
熊希齡
拜訂

Einladungskarte zur Abschiedsfeier am 15. Juni 1923.

Vertikalreihe rechts:

Am 15. dieses Monats (Freitag), abends 7 Uhr, reinigen wir die Becher und harren

Mittlere Vertikalreihen:

der Belehrung.

Wang Ta-sieh, Liang Chi-Chao Kasiao und Hiung I-ti-ling laden ergebenst ein.

Vertikalreihe links:

Die Matten sind gespreitet im Marinekasino in der Goldfischgasse.

von Borch und Dr. Wilhelm, geladen worden, dazu einige deutsche Akademiker, die in Beziehung zur Pekinger Universität oder zu uns standen; auch der bekannte Sanskritist, der Balte Baron von Staël-Holstein, Professor an der Pekinger Staatsuniversität, und der Norweger General Munthe, Chef der Pekinger Gendarmerie, gehörten am Abschiedsabend zum Kreis. Dann hatte ich im besonderen noch die Freude, daß General Munthes Gattin, sozusagen als meine Ehrendame, für den Abend gebeten war. Obwohl das Essen an langen Tischen, mit der üblichen quergestellten Ehrentafel im „foreign-stile“ stattfand, hatte man doch insofern am chinesischen Stil festgehalten, als man keine Einladungen an Damen verschickt hatte mit Ausnahme der Generalin Munthe und von mir. Ich glaube sagen zu dürfen, daß wir, Frau Munthe und ich, an jenem 15. Juni unserer repräsentativen Aufgabe an der Ehrentafel — sie zwischen meinem Mann und dem chinesischen Außenminister Wellington Koo, ich zwischen Liang-Chi-Chao und dem Gesandten Dr. Boné — gerecht geworden sind. Wir trugen beide leuchtende Farben, sie weinrote Seide, ich smaragdgrünen Samt; die Chinesen lieben bei Frauengewändern kräftige Farben.

Das Essen fand in dem sehr schönen geräumigen und vornehmen Kasino der chinesischen Marineoffiziere statt. Wir versammelten uns zuerst in dem mit immergrünen Pflanzen und blühenden Oleandern dekorierten Hof. Die übliche Wartezeit, die jedem chinesischen Diner vorangeht (s. 10. Kapitel „Die Chrysanthemensuppe“, S. 113) wurde

diesmal nicht mit Tee gefürzt, sondern es gab einen ausgezeichneten „ice-drink“, Sherry-cobbler glaube ich war es, und Sandwiches wurden herungereicht.

Es war ein herrlicher weicher warmer Juniabend, voll von Blütenduft, die Menschen in festlicher Erwartung — eine jener Feiern, welche die Teilnehmer, um ihres Anlasses willen und wegen der Zusammenstellung der Geladenen, als einzig in ihrer Art empfinden.

Während des Essens führte Liang-Chi-Chao den Vorsitz; nach englisch-amerikanischer Art, welche die Chinesen für formelle Essen angenommen haben, erteilte er jedem der Redner erst das Wort, genau wie in einer politischen Versammlung. Als erster sprach Dr. Carsun Chang. Ich lasse seine Rede hier folgen.

Dr. Changs Abschiedsrede.

„Mir als Mitarbeiter von Professor Driesch wurde die besondere Ehre zuteil, heute abend Worte des Abschieds an ihn zu richten. Als Herr Liang-Chi-Chao, unser heutiger Gastgeber, im Jahre 1919 einen Besuch bei Herrn Geheimrat Euden machte, bat er ihn, nach China zu kommen. Geheimrat Euden lehnte diese Einladung wegen seines Alters ab und schlug gleichzeitig Herrn Professor Driesch vor. Er begründete seine Wahl damit, daß China einen Philosophen brauche, dessen Lehre sich wissenschaftlich und experimentell bewährt habe und auf idealistischer Grundlage aufgebaut sei.

Was ist nun das Resultat einer solchen Vortrags-

reise? Auf diese Frage kann ich nur folgendes sagen: Von der Ausaat eines neuen Gedankens bis zu seiner Reife braucht es viel Zeit. Professor Driesch hat während der vergangenen neun Monate sehr viele Samen ausgesät, die in der Zukunft Früchte bringen werden. Seine Kritik des Darwinismus, den die chinesischen Gelehrten als gültig betrachteten, hat uns aus unserm dogmatischen Schlaf geweckt. Seine Denkpsychologie hat uns gezeigt, daß es außer der Assoziationspsychologie noch eine Art von Psychologie gibt, die das Seelenleben nicht mechanistisch erklärt. Wie William James es sehr richtig charakterisiert hat, ist ein Idealist (Rationalist) ein Philosoph, der aus der Ganzheit die Teile erklärt, ein Realist (Empirist) ein Philosoph, der aus den Teilen die Ganzheit erklärt. Sicherlich gehört unser Gast zu der ersten Schule, und er hat im Gegensatz zu seinen Vorgängern: Russell, dem Neorealisten, und Dewey, dem Pragmatisten oder Instrumentalisten, bei uns eine neue Richtung angefangen. Als Pionier dieser Richtung in unserer Geistesentwicklung wird er immer unvergessen bleiben.

Doch lassen wir vorläufig das Philosophieren beiseite und wenden wir uns einer ganz andern Frage zu. Ich möchte über das Reich, aus dem unser Gast stammt, ein paar Worte sprechen. Deutschland ist heute in einer so schweren Lage, wie kein anderes Land sie durchgemacht hat. Selbst in der deutschen Geschichte findet sich nicht eine gleiche. Aber ich bin überzeugt, daß dieses Volk aus eigener Kraft diese schweren Tage überwinden wird. Sein innerer Aufbau nach der Revolution ist viel besser



Allee von Torii (Ehrenbogen) im Park des Inaritempels bei Kyoto.



ausgeführt als in unserm Lande. Nachdem unser Gast den neuen chinesischen Rapp=Butsch in Peking erlebt hat, glaube ich, daß er mit den Leistungen der verfassunggebenden Versammlung und des Reichstags seines Landes zufrieden sein darf.

In der äußeren Politik Deutschlands liegen allerdings noch größere Schwierigkeiten, aber die Gewaltpolitik, die Frankreich gegen Deutschland treibt, kann nicht lange dauern. Die Dämmerung einer besseren Zukunft würde in der Revision des Versailler Vertrags liegen. Wenn eine internationale Koalition von Männern, wie Keynes in England, Nitti in Italien, Caillaux in Frankreich, in ihren eigenen Ländern ans Ruder käme, so würde sicherlich diese Hoffnung in Erfüllung gehen. Ich hoffe, daß diese Tage nicht mehr zu fern sind. Daß unser Volk in dieser Frage große Sympathie für Deutschland hat, kann ich hier ganz öffentlich aussprechen, und das ist auch die allgemeine Meinung unter den Gelehrten. Der Aufsatz meines Freundes B. K. Ting gegen die Ruhrbesetzung ist ein Zeichen dafür. Unser eigenes Land ist gegenwärtig in Unordnung. Und so können wir nicht von einem politischen Eintreten für Deutschland sprechen. Aber unser Herz ist immer auf der Seite der Gerechtigkeit. Wenn Herr Professor Driesch nach Deutschland zurückkehrt, mag er dies seinen Landsleuten sagen.

Glücklicherweise sind die Vorträge Professor Drieschs auf Chinesisch in verschiedenen Broschüren erschienen, so daß wir die Möglichkeit haben, später in Ruhe uns in sein Werk zu vertiefen. Für ihn mögen diese Schriften

eine kleine Erinnerung an seine hiesige Tätigkeit sein. Nach einem Jahr der Zusammenarbeit kann ich unserem Gast nur meinen besten Dank sagen, ebenso auch Frau Professor Driesch, die in ihren lehrreichen Vorträgen unseren Mädchen gezeigt hat, wie die Frauenbewegung in China weitergeleitet werden kann.

In zwanzig Tagen verläßt Professor Driesch unser Land. Wir hoffen, daß zwischen ihm und uns, obwohl wir dann räumlich weit getrennt sind, eine freundliche Geistesverbindung für immer bestehen möge.“

Mein Mann erwiderte auf Changs Rede mit den Gedankengängen, welche er im Schlußabschnitt dieses Buches „Die Einheit von Osten und Westen“, S. 301 ff., ausführt

Auch Dr. Boné und Dr. Wilhelm hielten noch Ansprachen, dieser in seinem schon berühmt gewordenen Mandarin-Chinesisch. Nach dieser formvollendeten und herzlichen Abschiedsfeier blieben wir für chinesische Begriffe noch verhältnismäßig lange in dem stimmungsvollen Hof zusammen.

Drei Tage später fuhren wir, von vielen deutschen und chinesischen Bekannten mit Blumen an den Zug begleitet, nach der noch ganz ursprünglichen Provinz Honan mit ihrer Hauptstadt Kaifeng. Damit schloß für meinen Mann der Hauptteil seiner in China systematisch durchgeführten Lehrtätigkeit. In den folgenden drei Wochen hielt er nur noch Einzelvorträge. —

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die letzten Wochen in China.

(S. D.)

Kaiseng.

Nach Beendigung meiner Vorlesungen in Peking wünschte man uns noch einige andere Hauptpunkte des Landes zu zeigen, und so wurde denn der Abschluß unseres Aufenthalts in China ebenso abwechslungsreich wie sein Anfang gewesen war, ja, beinahe noch mehr.

Am Vormittag des 18. Juni ging es mit der Hankaubahn fort, also auf der Strecke, auf der wir vor bald einem halben Jahr in die Hauptstadt eingezogen waren. Kaiseng, die Hauptstadt der Provinz Honan, einst Residenz der Sungdynastie (960—1127), von deren Palästen sie noch Reste trägt, war unser erstes Ziel. Am frühesten Morgen, etwa um 4 Uhr, mußte der Schnellzug verlassen und, dicht südlich vom Swangho, in jene Bahn umgestiegen werden, der wir in der Einleitung eine so große Bedeutung für die Zukunft prophezeiten; auf ihr, der künftigen zweiten Transkontinentalbahn, fuhren wir noch etwa zwei Stunden nach Osten.

In Kaiseng selbst ging es dann ähnlich zu wie in Wuchang und andern Provinzhauptstädten: Empfang bei

den Gouverneuren, Festessen, Vorträge, Besichtigung der in diesem Fall 3. T. ganz hervorragenden Bauten usw. Aber alles geschah in kleinerem Stil, da Honan eine etwas abgelegene Provinz ist. Auch waren die Gasthofverhältnisse gerade an der Grenze des Möglichen, obwohl die Verpflegung gut war.

Kennzeichnend für Neuchina war aber das außerordentlich reiche intellektuelle Leben auch in dieser Stadt. Die Herren von der Regierung von äußerster Regsamkeit, die Hochschule in vortrefflicher Verfassung und gerade in bedeutender baulicher Erweiterung begriffen. Ein sehr sympathischer Arzt, der in Tsingtau studiert hatte und noch gut deutsch sprach, war viel mit uns zusammen.

Als Kuriosum und zugleich als charakteristisch für chinesische Höflichkeit erwähne ich noch, daß wir in Kai-feng einmal zwei Einladungen zum Lunch an einem Tage annehmen mußten, bei den Gouverneuren und bei einem hohen Ministerialbeamten; eine abzulehnen wäre zu unhöflich gewesen. So speisten wir denn um $\frac{1}{2}$ 1 Uhr bei den Herren der Provinz auf europäisch, und um $\frac{1}{2}$ 2 Uhr beim Minister auf chinesisch. Daß ich unmittelbar nach dem zweiten Lunch einen großen Vortrag zu halten hatte, gehörte natürlich — bei 27 Grad Celsius — nicht zu den höchsten Annehmlichkeiten des Lebens, lief aber, unter fortwährendem Teetrinken, zur allgemeinen Zufriedenheit ab.

Es ging nun weiter nach Osten, bis die Peking—Nanting-Bahn erreicht ward, und dann auf dieser wieder etwa sechs Stunden nach Norden bis Tsinanfu, der auch

vielen Chinadeutschen wohlbekannten Hauptstadt von Shantung. Geht doch von Tsinanfu die Zweigbahn nach Tjingtau, der früheren deutschen Kolonie, die seit Ende 1922 wieder chinesisch ist, ab, und ist doch die große Bahn Nanking—Peking nördlich von Tsinanfu bis Tientsin von deutschen Ingenieuren gebaut.

Wir waren die ganze Strecke Peking—Nanking und zurück erst wenige Wochen vorher gefahren, als die Universität Nanking mich gebeten hatte, auch ein paar Tage „herüber“zukommen — 36 Stunden Fahrt zählt nicht in China —, um den Ehrendoktor zu erhalten. So kannten wir also die Strecke und wußten auch, daß es die berüchtigte Banditenstrecke sei, auf der am 6. Mai der Schnellzug angefallen und alle seine Insassen in die Berge verschleppt worden waren. Doch gerade nachdem irgendwo etwas passiert ist, reißt man dort ja meist am sichersten, und so schreckte uns denn der Gedanke an die Banditen jetzt ebensowenig wie drei Wochen vorher. Fuhr doch eine große Anzahl Soldaten mit im Zug und waren doch alle Stationen militärisch bewacht. Ein Vorteil war es sogar — freilich nur für uns, nicht für die Bahnverwaltung! —, daß die Züge meist sehr leer waren, denn die meisten Reisenden, zumal solche, die noch nicht lange in China waren und „Gefahren“ daher stark überschätzten, fuhren jetzt auf dem Seeweg.

Übrigens verdienen alle chinesischen Eisenbahnlinien, welche wir kennenlernten, das höchste Lob. Auf der Peking—Nanking-Linie reißt man wie in den besten Zügen Amerikas: alle drei Klassen führen Schlaf-

wagen, in der ersten mit sehr bequemen Abteilen, und es gibt einen vortrefflichen Speise- und einen geradezu eleganten Salonwagen. Aber auch auf den andern Linien ist alles gut eingerichtet. Jederzeit kann man sich im Kupee ein vortreffliches Diner zu sehr billigem Preise (6 Gänge für 2,50 Mark) servieren lassen, und Tee trinkt man ohne Unterlaß: besondere Teefellner durchwandern unausgesetzt den ganzen Zug.

Tsinanfu und sein Lotossee.

Über Tsinanfu, wo wir vier Tage in dem zwar recht heißen, aber gemüthlichen Hotel des Fleischermeisters Stein zubrachten, sage ich nicht viel im einzelnen. Alles verlief in den üblichen, stets sehr angenehmen Formen; auch unser Konsul empfing uns sehr freundlich, veranstaltete einen schönen Abend für uns in seinem Hause, mitten in einem wunderschönen Park gelegen, und machte einen Ausflug mit uns in die Berge zum Tausendbuddhaberg.

Nur über den ersten Abend und über meinen ersten Vortrag in Tsinanfu ein paar Worte. Der erste Abend war einem Ausflug zu dem noch innerhalb der Stadtmauer gelegenen Ta-ming-hu (großer glänzender See), von den Fremden Lotossee genannt, gewidmet. Wir fuhren, in großer Gesellschaft, auf sehr bequemen, großen Booten langsam dahin. Der See ist ganz dicht mit hohem Schilf und Lotos bewachsen, nur eine Anzahl von Fahrrinnen für die Boote sind, Straßen gleich, von den schönen Pflanzen frei. So kommt es, daß man die

zahlreichen andern Boote nur selten sieht; wohl aber hörte man ihre Insassen sprechen und singen — und zwar sangen sie chinesische Lieder bisweilen nach deutschen Melodien, z. B. „Der Mai ist gekommen“, ein seltsamer Eindruck, der uns zugleich den Einfluß des Deutschen in diesem Teil Chinas deutlich zum Bewußtsein brachte.

Das Ufer des reizenden Sees schmückten Teehäuser und Gedächtnistempelchen in gefälligem Stil. Überall fand man die herrlichen Lotosblüten.

Mein erster Vortrag in Tsinanfu gestaltete sich zu einem großen Zeremoniell, denn er eröffnete zugleich die Hochschulsommerkurse dieses Jahres. Der Zivilgouverneur und viele Minister waren anwesend, ein im „fremden“ Stil blasendes Orchester — ein Genuß eigener Art — begrüßt uns beim Eintritt, sehr stimmungsvolle chinesische Musik folgte, dann gab es, ehe mein eigentlicher Vortrag begann, eine Menge Ansprachen; auch ich, meine Frau und Dr. Chang mußten einige Begrüßungsworte sagen.

Mit der Abreise von Tsinanfu begannen sehr eindrucksvolle Tage. Der Zug, den wir nehmen mußten, um nach Taiansu zu kommen, führte nur die dritte Klasse. Nun kannten wir diese zwar schon von einem Ausfluge bei Nanking her. Sie ist für kurze Strecken durchaus benutzbar, denn der Chinese benimmt sich in allen Volksschichten stets gesittet. Man wollte uns aber doch etwas Besonderes schaffen und quartierte uns mit unseren Freunden daher im Postwagen ein, wo wir unter uns waren. Auch waren wir schon nach drei Stunden am Ziel.

Taianfu und sein heiliger Berg.

Den Spätnachmittag in Taianfu, das, nebenbei gesagt, ein vortreffliches, der Eisenbahnverwaltung gehöriges Hotel besitzt, verwandten wir zur Besichtigung zweier nahegelegener großer Tempel. Der eine war ein großer Buddhatempel, ausgezeichnet durch seine lebensgroßen Bronzefiguren, der zweite ein taoistischer Tempel, von seltsamem, geradezu unheimlichem Reiz. Er liegt, in Terrassen aufsteigend, außerhalb der Stadt, umschließt mehrere große Höfe und zeigte uns Darstellungen der Hölle in furchtbarer Realistik. Die Einsamkeit, die Sonnenuntergangsbeleuchtung, die Phantastik in Architektur und Skulptur, alles wirkte zusammen zu einem dämonisch-märchenhaften Eindruck. Man versteht, daß hier die Boxerbewegung, welche ja in ihren Grundlagen eine religiös-kunstliche Bewegung gewesen ist, ihren Ursprung nahm: hier gaben sich 1900 die Häupter der Bewegung gegenseitig den Treueid. „Ich hätte nicht geglaubt, daß es so etwas in China gäbe“, sagte uns ein sehr moderner, sozialistischer Freund.

Den nächsten Tag ging es nun, früh schon, auf den Taishan, einen der heiligen Berge Chinas. Man wird in einer seltsamen Art von Tragbahren getragen; die Träger bilden seit alters eine besondere Gilde und sind seltsamerweise alle Befenner des Islams. Der Tragstuhl ist in der Weise um verschiedene Achsen beweglich, daß man stets, auch bei den stärksten Steigungen, horizontal sitzt. Ein langer Weg, etwa fünf Stunden bergauf; zuerst eine

Strecke durch die Ebene, dann durch schöne Dolomitlandschaft; überall am Weg schöne Pai-lous (s. S. 41) und Tempelchen. Sehr oft läuft der Weg über Stufen. Das Allerseitsamste ist aber sein Abschluß, die sogenannte Himmelstreppe, zu deren Überwindung man bergauf eine gute Stunde braucht, wahrlich keine leichte Arbeit für die Träger — und keine sehr angenehme Sache für den Getragenen. Die Himmelstreppe hat nämlich etwa 2500 Stufen und ist ganz enorm steil. Endlich ist man auf dem Plateau, das von zahlreichen buddhistischen und taoistischen Tempeln und auch von einem Konfuzius-tempel bedeckt ist und natürlich eine herrliche Aussicht gewährt.

Unsere Freunde wollten die Nacht auf dem Taihsan zubringen, wir zogen aber die Rückkehr nach Taiansu am Nachmittag vor. Da ist nun das Passieren der Himmelstreppe eine Sache, die für ängstliche Personen nicht gerade ein Vergnügen sein muß: die Träger laufen nämlich diese Treppe, zu deren Überwindung sie hinauf über eine Stunde brauchten, in zwanzig Minuten hinunter; man fliegt sozusagen durch die Luft und sagt sich: ein Fehltritt der Leute und du kommst — in einer Minute unten an! Doch soll noch nie ein Unglück geschehen sein, so sicher gehen die Träger. Unsere Freunde hatten übrigens von ihrer Nacht auf dem Gipfel nicht viel; denn am nächsten Morgen war der Berg bis weit herunter in Nebel gehüllt; der Weg über die Treppe soll, da alles feucht und die Stufen glatt waren, nicht sehr angenehm gewesen sein.

In Laiianfu wurde noch der Tai-miao, der berühmte buddhistische Stadttempel, mit Bäumen, die noch aus der Sungzeit stammen, besichtigt; dann ging es an die heiligen Stätten, nach Ch'üfu.

Die Stätten des großen Kung.

Auch in Ch'üfu gibt es ein zwar kleineres, jedoch ganz nettes Bahnhofel. Aber man darf nicht denken, daß man sich wirklich in Ch'üfu befindet, wenn man in ihm wohnt. Als nämlich die Bahnlinie gebaut wurde, erklärte der damalige Herzog von Kung, von dem wir noch reden werden, es sei eine Entweihung des heiligen Ortes, wenn die Bahn ihn berühren würde, und so wurde denn die Bahn in weitem Bogen um die Stadt und ihre Gemarkung herumgeführt.

Wie kommt man nun ans Ziel? Es gibt da nicht etwa eine Autostraße und Autos; es gibt nur Feldwege und auch keine eigentlichen Wagen. So muß man denn altchinesisch im federlosen Maultierfarren reisen — kein Vergnügen, aber eindruck- und auch stimmungsvoll.

Schon in Tsinanfu hatten wir ein Mitglied der Familie Kung kennengelernt, einen jungen Mann, der dort als Professor der Physik an einer Mittelschule wirkte. Er war ein Glied der siebenundsiebzigsten Generation der Kung.

Zunächst ein Wort über die Kungs im allgemeinen. Konfuzius selbst hatte nur einen Sohn und einen männlichen Enkel. Dann gab es aber stets mehrere Söhne in der Folge der Generationen, und die Rüdbeziehung

der heutigen Kung auf den großen Ahnherrn, den „erhabenen hehrsten Meister“, wie er in der Inschrift des großen ihm in Ch'üfu geweihten Tempels genannt wird, soll wirklich ganz echt und gesichert sein.

China hat bekanntlich keinen Adel, hat auch in historischer Zeit nie einen solchen gehabt; war doch z. B. der erste Mingkaiser ein einfacher buddhistischer Mönch gewesen. In dieser Hinsicht war China stets eine Demokratie. Nur die Familie Kung macht seit langem eine Ausnahme: ihr jeweilig ältester Vertreter in der Folge der Generationen führt auf chinesisches einen Titel, der in der zweiten Landessprache mit dem Worte duke (Herzog) wiedergegeben wird. Der gegenwärtige Duke of Kung ist jetzt vier Jahre alt, er stellt die achtundsiebzigste Generation dar.

Unser Freund Kung aus Tsinansu war mit uns gefahren und hatte die ganze Leitung des Ausflugs zu den heiligen Stätten übernommen. Am Morgen, etwa um 9 Uhr, gleich nach unserer Ankunft im Hotel, sollte es fortgehen. Aber es hatte in der Nacht wolkenbruchartig geregnet, und der Regen begann, wenn auch schwach, nach kurzer Pause von neuem. Die Wege seien zu durchweicht, hieß es, man müsse warten. Der Regen hörte auf, man brach gegen 2 Uhr auf.

Jeder stieg in seine Karre: ein zweirädriges Gefährt ohne Federn, mit einem rings schließenden dunklen Leinwanddach nach Art venezianischer Gondeln überspannt. Man liegt darin auf einem Brett wie in einer Kiste; Decken und Kissen machen es einigermaßen erträglich. Die Maultiere gehen langsamsten Schritt; die Räder

sind oft bis zur Hälfte von Morast bedeckt. Nach etwa 1½ Stunde kommt man an einen breiten Fluß ohne Brücke. Eine Fähre ist da, aber der Fluß ist so seicht, daß sie nicht landen kann. Je zwei Kulis tragen also die Reisenden auf ihren Schultern auf die Fähre und drüben wieder herunter. Nun soll es weitergehen, noch etwa zwei Stunden lang. Aber es waren keine Karren da, weil man gehofft hatte, die vorher benutzten auf der Fähre mitzunehmen, was aber eben des seichten Wassers wegen nicht anging. Was nun? Also zu Fuß! hieß es; wir gehen ja rascher, als die Karren uns fahren! Ja — wenn es trocken gewesen wäre! Aber bei diesem Morast geben wir den Marsch nach 200 Schritt auf, und alle, bis auf den jungen Kung, kehrten in etwas gedrückter Stimmung zurück und beschloßen am nächsten Morgen nach Tsinanfu zurück- oder nach Shanghai weiterzufahren. „Höhere Gewalt!“

Da kam frühmorgens am andern Tag, als wir schon zur Abreise nach Shanghai packten, ein Eilbote unseres Kung, der, wie gesagt, durch den Morast als einziger den Weg am vorigen Abend in seinen Heimatsort nicht gescheut hatte, und bat uns dringend, den Besuch Ch'üfus doch nicht aufzugeben; die Wege seien besser, und es sei jetzt für alles vorgesorgt.

Wir folgten dem Rat und haben es wahrlich nicht bereut. Alles ging jetzt in der Tat gut: wieder also die Karren bis zum Fluß, die Kulis, die Fähre, wieder die Kulis — und dann neue Karren.

So fuhren wir zunächst zum großen Gräberhain mit

seinen uralten Bäumen, dem größten Friedhof der Welt, in welchem nur Glieder der Familie Kung beerdigt sind. Der Weg bedeckt mit Bai-lous, Statuen, gelbgedeckten Pavillons der Kaiser. Endlich das einfache Grab des Meisters mit Inschrift altchinesischer Art. Alles würdig, ja erhaben.

Darauf Tiffin bei unserem Freunde Kung und dann noch Besichtigung des großen Gedächtnistempels des Weisen, des größten und schönsten Tempels in ganz China, zugleich des einzigen, welcher nicht von Holzsäulen, sondern von prachtvoll bearbeiteten Marmormonolithen getragen wird. Der Tempel mit seinen vielen Höfen und Gebäuden ist so groß wie eine kleine Stadt. In einer der Hallen hat jedes Mitglied der Familie seine Gedächtnistafel. Besondere Tempel sind Vater, Mutter, Frau und Sohn des Weisen errichtet. Im Mittelpunkt seines eigenen Tempels steht, wie nirgends sonst in einem Konfuziustempel, sein Standbild mit der Inschrift „Des erhabenen hehrsten Lehrers Meister Kung geistiger Thron“.

Der langsame Rückweg, jeder allein in seinem Karren, gab Gelegenheit, die großen Eindrücke in Ruhe zu verarbeiten.

Dann ging's fort nach Nanjing, weiter auf dem Fluß nach Shanghai; und nach vier Tagen in dieser Stadt, welche wenig erfreulich wirkt, wenn man das echte China kennt, haben wir das gastliche, uns so lieb gewordene Land verlassen.

Seltfam, aber schön berührt hat es uns, wie der Besuch Ch'üfus mit allem, was ihn begleitete, auf unsere

chinesischen Freunde gewirkt hat. Schon der Professor Kung aus Tsinanfu wurde von seinen Landsleuten anders behandelt als andere: ich möchte sagen, mit Distanz. Einer unserer Freunde sagte uns geradezu, sein Vater, ein hoher Beamter alter Schulung im Ministerium, würde wohl vor ihm noch den Kotau gemacht haben. Dann weiter das Tiffin im Hause Kung, äußerlich schlichter als andere solche Veranstaltungen: „Das hätte ich nie geglaubt, daß ich einmal im Hause eines Kung speisen würde“, hieß es da.

Wenn doch unsere großen Ethiker eine solche Rolle im Bewußtsein der Spätergeborenen spielten!

Und wie ist dieses Volk, noch 1900, von den Europäern behandelt worden und wird es sogar zum Teil noch jetzt von ihnen behandelt! Niemand, auch kein verständiger Chinese, wird die wilden Taten der sogenannten Boxer in Schutz nehmen. Aber die Boxer waren nicht „China“.

Als schöne Erinnerung an Ch'üfu bewahren wir den Abdruck eines uralten Reliefs des großen Kung-tse, den uns unsere chinesischen Freunde schenkten. Sie gaben uns ein gleiches Blatt für den Präsidenten des Deutschen Reiches mit, ebenso übrigens, wie es seinerzeit die Mönche des Fa-Nüan-Sze in Peking mit einem Buddhahildnis gemacht hatten. Beide Blätter sind von meiner Frau dem Herrn Reichspräsidenten Ebert persönlich übergeben worden.

Dreißundzwanzigstes Kapitel.

Japan.

(M. D.)

Tokyo.

Unsere Erinnerungsbilder an Japan sind für mich wie eine Mappe mit modernen japanischen Holzschnitten. Ich sage ausdrücklich „modernem“, weil die jetzigen japanischen Künstler die Farben ihrer Landschaften wahrer wiedergeben als die alten Meister. Ich will damit keinen Wertmaßstab anlegen, denn ich schätze die stärkere Stilisierung der alten Holzschnitte in Farbe und Linie gerade so wie die realistisch-expressionistische Art der besten neueren.

Japan war für uns eine wunderschöne Reiseepisode, China ein, wenn auch kurzer, Teil unseres Lebens.

Von vornherein waren Japan und Amerika in unsern Rückreisepfan aufgenommen; die Möglichkeit eines längeren mehrwöchigen Aufenthalts in Japan ergab sich aber erst, als mein Mann aufgefordert wurde, einen Zyklus von Vorträgen an der kaiserlichen Universität von Tokyo und vielleicht auch Vorträge an einer der Sommeruniversitäten zu halten. Anerkennenswerteste Verdienste am Zustandekommen dieser Vorträge, die für unsere geistige Mission in Ostasien nicht gleichgültig waren,

haben sich der japanische Staatsmann Biscount Goto (über Goto Näheres im Kapitel „Japanische Diplomaten, S. 272) und unser Botschafter Dr. Solf erworben.

Nach einer besonders reizvollen abendlichen Fahrt an den hellbeleuchteten Ufern der sogenannten „Inlandsee“ vorbei, jenes berühmten japanischen Binnenmeeres, das die Insel Nippon von den kleineren südlichen Inseln trennt, kamen wir, nach kurzem Aufenthalt in dem schönen Kobe, auf dem amerikanischen Dampfer „Präsident Wilson“ am 12. Juli in Yokohama an.

Empfang von japanischen Herren, Interviewer, photographische Aufnahmen für japanische Blätter.

Die Vorträge an der Universität in Tokio nahmen sehr bald nach unserer Ankunft ihren Anfang und liefen etwa durch neun Tage. Exzellenz Solf eröffnete sie neben dem Präsidenten der Universität mit einer deutschen Ansprache. Biscount Goto war bei der Eröffnung sowohl als auch bei fast allen weiteren Vorträgen zugegen, was um so bemerkenswerter ist, als er um diese Zeit diplomatisch durch die russisch-japanischen Verhandlungen mit Dr. Toffé stark in Anspruch genommen war.

Mein Mann sprach teils englisch, teils deutsch; die meisten seiner Vorträge wurden absatzweise ins Japanische übersetzt. Nur die beiden ersten mehr repräsentativen Vorträge konnte er ohne Übersetzer, also ohne Unterbrechungen, halten. Das Publikum an diesen ersten zwei Tagen setzte sich nämlich weniger aus Studenten als aus deutsch oder englisch sprechenden japanischen akademischen Lehrern zusammen.



Ise-toge-Tempel bei Karuizawa.



Großes Tor von Nikko.

Nach dem Eröffnungsvortrag fand man sich in einem Empfangsmaal noch zu einer Tasse Tee zusammen. Der zweite Vortrag meines Mannes war mit einem Festessen in der Universität verbunden, bei dem die üblichen herzlichen Begrüßungsreden gewechselt wurden. Ich selbst war, obwohl dazu eingeladen, bei diesem Festessen nicht dabei, weil, teils durch ein Mißverständnis, teils durch eine Verkettung von Umständen, mir kurz vor Beginn des Zusammenseins von einer Persönlichkeit mitgeteilt wurde, das Festessen finde ganz ohne Damen statt. Tatsächlich war dies nicht einmal der Fall; wäre es aber auch so gewesen, dann hätte es mich doch nicht gestört. Man soll bedauert haben, daß ich nicht mitkam, und mir tat es am meisten leid, nicht meinem eigenen Gefühl gefolgt zu sein.

Zwischen den Vorträgen meines Mannes besuchten wir die sehenswertesten Orte Tokyos. Die Leser müssen mir nicht böse sein, daß es vorwiegend wieder Tempel sind. Aber sie sind eben die Sehenswürdigkeiten von Fern-Ost. In Tokio sind vor allem die schönen Bauten im Schibapark bemerkenswert, der große Tempel und die berühmten Shogun-Mausoleen aus schwarzem Ebenholz, die man als japanisches Barock bezeichnen könnte. Dann andere Tempel im Uenopark und mehrere ganz neue Shinto-Gedächtnistempel, so z. B. der Große Tempel zur Erinnerung an den ersten japanischen Kaiser nach der Restauration und der Tempel für die im russischen Kriege Gefallenen. Beide liegen in großen waldartigen Parks und können durchaus den Vergleich mit alten Gebäuden aushalten.

Die Parke, in denen Tempel und Mausoleen liegen, sind überhaupt stets einzig schön. Grüne Rasenflächen, Kiefern und Laubgruppen. Hier und da Wasseranlagen. Viele Steinlaternen. Vor manchen Tempeln Basare, Meßschaubuden und kleine Teehäuser.

Im Schibapark liegt auch das schönste Tee- und Speisehaus Tokyos, der „Maple-Klub“ — „Ahorn-Klub“ nach den vielen feinblättrigen Ahornbäumen in seinem Garten benannt. Dieser japanische Ahorn färbt sich im Herbst blutrot; er ist das Entzücken aller Japaner und wird kunstgewerblich stark verwendet.

In diesem „Maple-Klub“ wurde uns von einer Anzahl jüngerer japanischer Herren ein reizender Abend geboten. Erst freuten wir uns über den poetisch angelegten Garten und hatten auch noch das Glück, auf einen kurzen Augenblick den Schneebedeckten Fuji zu sehen, der leider so oft von Wolken verhüllt ist, und den wir nur noch ein einziges Mal, auf der Fahrt nach Kyoto, wiedersehen. Dann wurde uns im schönsten Zimmer auf den sauberen Bodenmatten ein feines echt japanisches Essen¹ (s. S. 111 ff.) auf ganz niedrigen schemelartigen Ladtischchen von niedlichen japanischen Servierfräulein aufgetragen. Vor jedem Gast kniet während der Mahlzeit eines der Mädchen auf der andern Seite des Tischchens. Mehr Spaß machte das den Mädchen natürlich bei unsern japanischen Herren, mit denen sie in dem bekannten japanischen weiblichen Zwitscherton liebreizend plauderten.

¹ Das japanische Essen ist dem chinesischen ähnlich, wird aber, wie a. a. O. geschildert, jedem Gast an gesondertem Tische dargeboten.

Nach den ersten Gerichten tanzten uns drei Geishas langsam und getragen etwas vor. Sie waren sehr stark geschminkt und mit sehr schweren kostbaren hochgeschlossenen Kimonogewändern angezogen. Die überlangen Ärmel spielten bei den Tanzbewegungen eine große Rolle und betonten noch mehr den strengen mechanisierten Stil. Andere Frauen saßen in einer Reihe im Hintergrund und machten die melancholische, für den Osten charakteristische Musik dazu. Sie waren weniger geschminkt als die Geishas, zum Teil gar nicht, und dunkel gekleidet. Die Führerin der Musikantengruppe war viel älter als die übrigen. Daß sich alles mit ausgezogenen Schuhen, also in Strümpfen, abspielte, ist in Japan selbstverständlich. Das Sitzen auf dem Boden — im Gegensatz zu China — wird übrigens schon nach kurzer Zeit recht unbequem und wirkt beim Europäer wenig ästhetisch, weil wir es ungeschickt machen und nicht daran gewöhnt sind. Bei den Japanern sieht es viel besser aus, besonders bei den Frauen. Sie knien in etwas eingeknickter Haltung auf den flachen Kissen. Die Männer knien meist auch, oft sitzen sie aber auch *à la turque* oder seitlich, so wie wir es taten.

Vornehme, viel in der Welt herumgekommene Japaner haben ein Zimmer meist in englisch-amerikanischem Geschmack eingerichtet, und in diesem stehen natürlich auch Stühle und Tische. So war es bei Viscount Goto, so auch bei Herrn und Frau Kawakami und in der europäischen Villa im Parke des Barons Iwasaki (s. S. 276).

Der bemerkenswerteste Ausflug, den wir von Tokio

aus machten, war der nach Kamakura, einer alten Tempelstätte und zugleich Seebadeplatz. — Der Ausflug gestaltete sich dadurch besonders hübsch, daß wir ihn mit Dr. Solf zusammen unternehmen konnten, dessen Kinder mit ihrer Erzieherin Fräulein Glad dort in einem reizenden Landhaus am Meer den Sommer verbrachten. Die Mahlzeiten nahmen wir an jenem Tage in dem reizenden Solfschen Sommeritz ein; nach Tisch stürzten wir uns alle in die — warmen — Fluten.

Das Erdbeben hat bekanntlich gerade diesen schönen Fleck vollständig zerstört. Wie durch ein Wunder wurden die Solfschen Kinder mit Fräulein Glad gerettet.

Auch der Riesen-Daibutsu aus Bronze entging, wie schon bei früheren Katastrophen, dem Untergang. Er ist die berühmteste Kultstätte in Kamakura. Ein mächtiger Eindruck geht von der schönen sitzenden schwarzgrünen Buddhafigur aus. Ebenfalls riesengroß und stimmungsvoll, aber von geringerem Kunstwert, ist die aufrecht stehende Holz-Kwannon¹ im hintersten Teil eines großen Tempels.

Auch Enoshima besuchten wir von Kamakura aus, teils im Auto, teils zu Fuß. Enoshima ist eine richtige Insel und mit dem Festland durch eine endlose Holzbrücke verbunden. Die ersten Erdbebennachrichten verkündeten das vollständige Verschwinden dieses reizenden Tempel- eilands; diese Nachricht wurde aber wieder dementiert. Die Brücke und die leichteren Bauten dürften wohl

¹ Weiblicher Buddha und Glücksgöttin. Es sind gewisse Parallelen mit der „Mutter Gottes“ zu finden.

stark mitgenommen worden sein. Die Tempel und Teehäuser auf Enoshima sind terrassenförmig angelegt und durch viele breite grünbewachsene Treppen verbunden. Unten ist ein beliebter Badestrand, an den sich viele Andenkengeschäfte anschließen. Hauptartikel schien mir Perlmutter in verschiedensten Verarbeitungen zu sein.

Bevor ich das Kapitel Tokio abschließe, will ich noch eines Frühstücks und eines Dinners in der deutschen Botschaft gedenken, zu denen Dr. Solf jedesmal für uns interessante Persönlichkeiten gebeten hatte. Die deutsche Botschaft liegt in einem wundervollen großen Garten; besonders schön ist der weiße Festsaal mit Empore. Etwas hat das Erdbeben auch an diesen deutschen Mauern gerüttelt, es war aber alles reparationsfähig.

Unser Tokioer Aufenthalt fiel noch in die warme Regenzeit, während uns in Kyoto dann wirklich alle Sonnen Japans schienen. Anfang August war das keine Kleinigkeit!

Kyoto.

Kyoto, die alte Hauptstadt Japans, ist zugleich die eigentlichste Tempelstadt des Landes. Da sind zuerst die drei größten Tempelanlagen: die buddhistischen Heiligtümer Higashi-Hongwanji und Nishi-Hongwanji und der Shintoistische Hongko-Kuji; alle aus der klassischen Periode des japanischen Baustils, der noch stark an chinesische Vorbilder erinnert. Bunte Dächer und Dachreiter fehlen jedoch in Japan stets.

Ich beschränke mich auf eine kurze Skizzierung. Bei

allen Tempeln ist die äußere Gesamtwirkung der Holzarchitektur ein feines Grau und Braun. Innen fast überhelle Matten, dunkle Ladvirkungen, in schwarz, gold und dunkelrot. Viele schöne Gefäße, alles sehr geschmackvoll, aber etwas leer und ungebraucht und oft beinahe an Ausstellungsräume erinnernd, etwa wie auf der Mathildenhöhe bei Darmstadt. Nie etwas Barbarisches wie z. B. gelegentlich in den volkstümlichen Lamatempeln in China. Schöne große überstehende Dächer, z. T. von gepreßtem kurzgeschnittenen Reisstroh; Galerien, die zwei, oft drei Tempel verbinden; Eingangstore, die wieder stärker an Chinesisches erinnern.

Ein sehr beliebter Tempel hoch oben im Wald ist der Inaritempel, der Reisgöttin geweiht. Ihre Sendboten sind zwei Füchse in Stein, vor den Portalen stehend. Man kann sie sich später in allen Größen und Materialien in der Allee der Andenkengeschäfte kaufen. Hinter dem Tempel laufen strahlenförmig Alleen von roten Holztorii in den Wald hinein. Diese Torii, welche den chinesischen Bai-lous entsprechen, aber viel einfacher sind, bestehen aus drei, zu einem Torhsymbol zusammengefügtten Balken. Der rote Anstrich ist für sie sehr beliebt, besonders bei den einer Göttin oder Verstorbenen gewidmeten. Sie werden, wie bei uns Holzkreuze, von Pilgern als Weihgeschenke in den Boden gesteckt. Da sie aber so groß und hoch sind, daß man bequem unten durchgehen kann und da man sie zu Hunderten, ja Tausenden dicht hintereinander einpflanzt, bilden sie richtige hölzerne Alleen. Auch die bekannten japanischen Steinlaternen werden

übrigens strich- oder gruppenweise eingefetzt, vor allem als Pietätssymbole.

Der schöne „Kijumikudera“ auf halber Bergeshöhe ist einer liebreizenden, auf einem Thronessel sitzenden Kwannon geweiht. In feinem weißem Japanporzellan nachgebildet ist die Kwannon ein beliebtes Kaufobjekt von einem gewissen kunstgewerblichen Wert. Der Platz der Kwannon in Kyoto steht auf vielen Pfählen, wodurch die Höhenunterschiede des gebirgigen Terrains ausgeglichen werden. Eine besonders schöne große Halle bildet den Hauptraum. Herrlich fanden wir den Berggarten rings um die Gebäude. Koniferen seltenster Art und blühende Bäume, Sträucher und Stauden, wohin man blickte. Weit unten lag sonnenübergossen Kyoto.

Der Tempel „Sanjusangendo“ wiederum interessiert durch die 1001 Statuen der vielarmigen Kwannon, die in einer sehr großen Holzhalle rechts und links von einer großen, mehrere Meter hohen Hauptstatue der Göttin stehen. Jede dieser dünnen vergoldeten, etwa zwei Meter hohen Kwannons hält in jedem ihrer hundert Arme, bzw. Hände irgendein kleines religiöses Figurenstück. Mit allen kleinen Buddha- und andern Figuren, die die Hände der Statuen halten und sonst auf den Gängen und in den Nischen stehen, sollen sich 33 333 Bildwerke in diesem seltsamen Tempelkloster befinden.

Der Anblick des Waldes von vielarmigen Figuren in der großen Haupthalle ist geradezu verwirrend. Wie groß diese Halle ist, geht auch daraus hervor, daß die Daimios, die am besten den sogenannten Standesherrn

im vornovemberlichen Deutschland zu vergleichen sind, in früheren Zeiten darin Bogenschießen veranstaltet haben. Offenbar bestand die Kunst darin, an den terrassenartig aufsteigenden Kwannons geschickt vorbeizuschießen. Unten ist vor den Kwannons ein breiter freier Korridor.

Ein schönes Kloster, der „Chion-in“-Tempel, wäre noch zu erwähnen. Wir wurden dort schuhlos durch ungezählte, nach japanischer Art leere mattenbelegte Zimmer geführt. Die Wände bestanden überall aus den charakteristischen, sehr schön bemalten Schiebetüren, die Malereien waren teils auf festem gut gespannten Papier, teils auf Holztafeln ausgeführt. Die Zimmer sind, nach den Motiven auf den Wänden, „Storch“, „Kranich“, „Tiger“, „Pflaume“, „Chrysanthemum“ benannt. Alle Bilder dieses Klosters sollen aus der berühmten Katoschule sein.

Es gibt auch noch den sehr vollstümlichen Giontempel, ein Shinto-Heiligtum. Seit 870 findet in Kyoto jedes Jahr das Gionfest statt, und zwar vom 17. bis 24. Juli. Wir hatten das für Europäer seltene Glück, gerade in den letzten Tagen dieses Festes in Kyoto zu sein. Gewöhnlich werden Touristen gerade in diesen heißesten Zeiten kühlere Orte Japans aufsuchen. Es war südlich-asiatische Farbenpracht, die wir zu sehen bekamen; die warmen Abende und die heißen Morgen gehörten mit dazu.

Am 23. Juli abends war die ganze Stadt prächtig beleuchtet. Alle japanischen Häuser waren vorn weit geöffnet und bis tief hinein beleuchtet, und die schönsten „screens“, d. h. Wandschirme, waren aus den Kästen



Wagen im Festzug des Gionfestes in Kyoto.



und vom Speicher geholt. Diese hatte man überall Kullissenartig aufgestellt, an den Ecken hing gelegentlich eine schöne Laterne oder stand ein Zwergbaum in künstlerischem Kübel. Hinten im Hof als Abschluß ein Plätscherwässerchen mit einem Bronzereifer oder ähnlichem. Vorn auf den ersten Matten Männer oder Frauen, einzeln oder in Gruppen, in malerischen japanischen Gewändern, rauchend oder bei Brettspielen. Wir fuhren in Rikschas zwischen 9 und 10 Uhr abends zwischen diesen schön hergerichteten „Interieurs“ herum. Diese inneren Straßen waren durchweg mit großen weißen Papierlaternen, etwa alle 20 Schritt eine an einem Pfahl, erleuchtet, die Hauptstraßen hingegen mit Lampenbouquets; an einem Pfahl hingen etwa 6 elektrische Gloden. In Fern-Ost ist überhaupt die Laterne zum Vorbild der elektrischen Lampenform geworden, was dieser besser bekommen ist als bei uns das Vorbild der offenen Gasflamme. Oft umkleidet man in China und Japan einfach eine banale elektrische Birne mit einer einheimischen Laterne.

Am 24. Juli früh wurden schwere „Shrines“, Heiligenschrine, herumgetragen. Hohe, turmartige Aufbauten mit herrlichen alten chinesischen Stüdereien¹ behangen, von vielen muskulösen, mit leichten Kimonos bekleideten Japanern gezogen. Am Abend kamen noch Männer zu Pferd in alten Kriegertrachten heran, und kleine Schreine wurden getragen unter taktmäßigen scharfen Rufen, die für uns einen etwas unheimlichen Klang hatten.

¹ Wenn man in Japan Wertvolles verwendet, so ist es meist Altchinesisches.

Das Hotel in Kyoto war sehr gut; besonders reizvoll der Garten mit Laternen, Wässerchen, Brüdchen, runden Steinen auf den Rasenplätzen, um trockenen Fußes gehen zu können, Bronzereihern, Koniferen und vielen blühenden Sträuchern. In der Halle und den Korridoren befanden sich mehrere schöne Seiden- und Karitätengeschäfte; dort sah ich die geschmackvollsten Kimonos; sie waren vielleicht nicht echt genug für Japaner, aber auf alle Fälle wunderschön.

Mit der Elektrischen fuhren wir von Kyoto auch einmal nach dem Biwasee, einem See in der Größe des Genfer Sees, landschaftlich aber nicht sehr bemerkenswert. Die projektierte Rückfahrt durch den großen Wassertunnel, der den See mit einem Kanal in Kyoto verbindet, machten wir schließlich doch nicht, da man fast ganz im Dunkeln dicht unter der Tunneldecke in sehr kühler Luft durch diesen feuchten Bergschacht fahren muß. Der Wassertunnel endet in Kyoto, nahe beim Zoologischen Garten, in viel höherer Lage, als dem Kanal, mit dem er kommunizieren soll, entspricht. Eine sehr originelle Zieheinrichtung auf einer schiefen Ebene (Rage) dient dazu, die Boote vom Tunnel zum Kanal, oder umgekehrt vom Kanal zum Tunnel zu befördern. So wurde ein kostspieliges Schleusensystem vermieden. Der bei diesen Wasseranlagen gelegene Zoologische Garten hat hübsche Pflanzengruppen, einen mit blühenden Blumen umtränzten Teich und einige hübsch gelegene Teehäuser. In sehr guter Verfassung fanden wir den Affenbestand. In dem stets milden, in den Sommertagen, als wir dort waren, geradezu tropisch

heißen Koto gedeihen Affen vorzüglich. Bedauernswert sah aber der Eisbär aus! Schwer atmend und lechzend lag er da. Von seinem warmen Wasserbassin wollte er auch nichts mehr wissen. Originell fanden wir eine uns schon vom Bekinger Zoologischen Garten bekannte ostasiatische Eigentümlichkeit: Man stopft nämlich Raubtiere, die besonders wertvoll und vielleicht auch Lieblinge des Publikums waren, aus und stellt sie in einen Käfig neben die Käfige ihrer lebenden Rassegenossen. Man vereint also Museum und Zoologischen Garten.

Osaka.

Ein deutsch-japanisches Sommerfest.

Von Koto aus machten wir einen Abstecher nach Osaka, einer teilweise sehr modern angelegten Stadt mit einem alten Shogunkastell. Die Hauptsache bei diesem Ausflug war die Sitzung des Deutsch-japanischen Vereins, zu der mein Mann von Konsul Buchmann gleich bei unserer Ankunft auf japanischem Boden in Kobe für einen Vortrag aufgefordert worden war. Sitzung und Vortrag fanden in dem nahe bei Osaka gelegenen Suita in einer Brauerei statt, deren Besitzer in Weihenstephan bei Freising studiert hatte, unter einem großen, mit Lampons, Fähnchen und Girlanden dekorierten Zelt. Erst sprach mein Mann über seine „Philosophie des Organischen“, dann setzten wir uns alle an lange Tische, und man reichte uns sehr gutes japanisches Bier vom Faß und Auffschnitt. Die japanischen und deutschen Herren

wechselten auf deutsch herzliche Reden. Fast alle anwesenden Japaner hatten kürzere oder längere Zeit in Deutschland studiert. Es war ein wirklich harmonisches Zusammensein. Sehr freute es uns auch, über dem Eingang neben der japanischen Fahne die neue deutsche Flagge zu sehen.

Dr. Solf hatte bekanntlich an die japanischen Deutschen ein Rundschreiben geschickt, in welchem er, stilistisch musterhaft begründet, dazu aufforderte, unserer neuen deutschen Verfassung entsprechend, nur noch in schwarz-rot-gold zu flaggen. Dieses Rundschreiben hat zweifellos gute Ergebnisse gezeitigt; jedenfalls begegneten wir in Japan bei unsern Landsleuten seltener als in China dem Festhalten an einem nicht mehr gültigen deutschen Hoheitszeichen.

Nara und Nagoya.

Auf Kyoto folgte Nara. In zwei Bahnstunden erreichten wir diesen vielleicht idyllischsten Platz Japans. Ein prächtiges, komfortables japanisches Hotel mit Terrassen nach allen Seiten, auf einer Anhöhe über einem Bergfluß und kleinen See gelegen, nahm uns auf. Das Hotel ist trotz seiner Güte nicht einmal teuer, da es der Eisenbahn gehört, die es leicht halten kann. Sehr schöne buddhistische Tempel jenseits des Flusses auf der andern Uferseite, die ebenfalls zu einer Anhöhe ansteigt. Auf einem der Plätze zwischen diesen Nara-Tempeln steht der größte und wohl auch älteste Baum, den wir je sahen. Der Baum ist eine sehr schöne pinienartige Konifere und natürlich „heilig“. Er ist, vielleicht durch Kunsteingriffe,

mehr in die Breite als in die Höhe gewachsen, jeder von seinen wenigen, sehr weitausladenden Zweigen hat drei oder vier schwere Holzstützen. Das, was sich aber für alle Besucher am unauslöschlichsten in der Erinnerung mit Nara verbindet, sind die Hirsche und Rehe des großen Tempelparks. Sie leben rudel-, nein fast herdenweise auf den saftigen grünen Wiesen in einem großen offenen Park, schöne starke Tiere, die nie einen Schuß hörten und deshalb ganz zutraulich sind. Man kauft am Weg leichtes Gebäd, das man ihnen ins Maul steckt! Sie sollen einem sogar aus der Tasche fressen.

Die Tempel Naras gehören zu den ältesten Japans und sind sehr einfach gehalten; viel hervorragender sind die aus jener Zeit stammenden Skulpturen.

Nach Nagoya wären wir vielleicht gar nicht gekommen, hätten meinen Mann und mich dort nicht die Mönche einer neueren unierten buddhistischen Sekte aufgefordert, bei ihren Sommerkursen Vorträge zu halten. Mit meinem Mann waren zwei philosophische Vorträge, mit mir ein Vortrag über deutsche Mädchenerziehung und deutsche Frauenfragen verabredet worden. Die Vorträge verliefen programmäßig vor einem größeren Kreis von Mönch- und Laienpublikum. Für seine deutsch gehaltenen Vorträge hatte mein Mann in Nagoya sowie in den späteren Sommerkursen in Karuizawa den vortrefflichen, auch in Deutschland bekannten Professor Marujama als Dolmetscher gewonnen, während ich leider mit meinem Übersetzer weniger Glück hatte. Da ich diesen Vortrag aber englisch hielt, soll ein großer Teil des Publikums

ihn doch unmittelbar verstanden haben, da englisch heute in Fern-Ost überall gelehrt wird.

Durch eins zeichneten sich diese Nagona-Vorträge für uns vor allen andern, je in unserem Leben gehaltenen aus. Wir standen, während wir sprachen, auf dem Podium zwischen zwei dicken, fast unsere Höhe erreichenden Kunsteisblöden, die dauernd Kühle auf uns abluden. Nur so konnten wir wohl auch die Vorträge bei der übergroßen Hitze (106 Grad Fahrenheit = 41 Grad Celsius) ohne Schaden an unserer Gesundheit abhalten. Nach meinem Vortrag, dem letzten der drei, wurden wir zusammen mit dem Regierungspräsidenten der Provinz sowie den vier Hauptvertretern der Mönche in ihren schönen Festornaten, unsern Dolmetschern und mehreren andern japanischen Herren im Hofe der Vortragshalle photographiert. Das Bild wurde von einigen deutschen Blättern seinerzeit reproduziert. Nach der Aufnahme fuhr man mit uns nach dem Kloster Kakuosan selbst. Es ist eine neuere Anlage, wie diese Sekte ja überhaupt ein novum ist. Sie hat vielleicht noch eine große Zukunft, da sie mehrere ältere buddhistische Sekten in sich vereinigt hat. Der Stolz des Klosters ist eine Pagode, die über einer Buddhareliquie erbaut ist. Es sollen beglaubigte Gebeine des Heiligen sein, die der König von Siam dem Kloster geschenkt hat.

Nachdem wir diese Pagode und noch anderes besichtigt hatten, wurde uns, in einer offenen Halle auf Matten sitzend, von kleinen KlosterSchülern auf den reizenden Lattischchen in besonders schönem Porzellan ein echt

buddhistisches Mahl serviert. Es war im wesentlichen echt japanisch zubereitet. Fleisch fehlte natürlich ganz, dafür gab es allerlei Gemüse, Salate und geschnittene Para- und Walnüsse in süßer und säuerlicher Zubereitung; uns wurde auch etwas Bier gereicht, sonst trank man Tee. Dazu wurde von einem Mann und drei Frauen eine, auch für unsere Ohren, stimmungsvolle sakrale Musik auf alten japanischen Holzinstrumenten ausgeführt; die Musiker knieten vor den Instrumenten hinter zwei enorm dicken, auf alte Brunfleuchter gesteckte Kerzen. Die Frauen kamen in der Pause einmal zutraulich zu mir und zeigten mir ihre merkwürdig gebaute Zither und Mandoline.

Die Hitze des Tages lag noch auf den dunkeln Sträuchern und den würzige Gerüche ausströmenden Pflanzen des Gartens, und Tausende von Insekten umschwirrten uns, als wir auf den Matten in der Klosterhalle saßen. Handgroße Nachtfalter, Riesenlibellen und Käfer umgaukelten uns; oft fürchtete ich mich beinahe vor ihnen, so schwer und kolossal schwebten sie heran. Japan hat überhaupt die größten und schönsten Schmetterlinge und andere Rieseninsekten, die ich je sah. Die Ursache soll teils Japans insulare Lage, teils das feuchtheiße Sommerklima sein.

Am andern Morgen besichtigten wir noch eine der originellsten Bauten Japans, eine alte fünf Stockwerke hohe, von Zyklopenmauern umgebene Daimioburg, mehr an mittelalterliche Ritterburgen bei uns als an Japanisches erinnernd. Die nach oben spitz zulaufenden Stockwerke tragen auf ihren Vorbauten reiche, kupfergedeckte

Dächer. Der Unterbau war aus Stein; oben soll die Burg aber aus Holz aufgeführt sein. Sie wurde von einem mächtigen Daimio gegen seine Feinde gebaut, aber nie im Ernstfalle benutzt. Innen ist sie ganz leer, sie blieb auch ohne Malereien.

Auf Nagoya folgte endlich unsere wohlverdiente Sommerfrische Karuizawa. Zurück nach Tokio und dann weiter führte uns eine lange heiße Bahnfahrt durch reizvolle Landschaften auf grüne Höhen.

Eine japanische Sommerfrische.

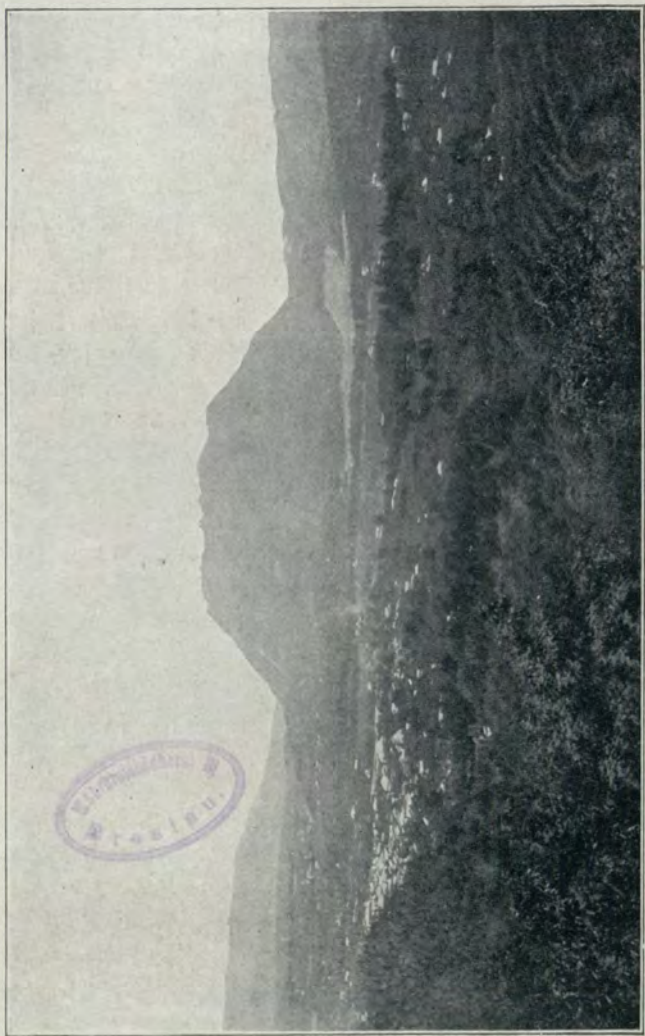
Das langgestreckte Dorf Karuizawa¹ liegt auf einem Hochplateau. Im wesentlichen handelt es sich nur um eine Hauptstraße, mit vielen hübschen japanischen Holzläden, die zum Teil stark an die Kauflust der Sommerfrischler appellieren. — Um das Dorf herum liegt Wald mit zerstreuten Bäumen, in dem, verschwiegen und malerisch, Sommerhäuschen für die Fremden erbaut sind, alle natürlich aus Holz und mit vielen Veranden. Sie sind im ganzen Ort mit durchlaufenden Nummern versehen und daher nicht immer leicht zu finden.

Karuizawa ist im Sommer voll von Amerikanern, vorwiegend jenen, die in China und Japan lehrend wirken. Auch eine Anzahl Deutsche sind stets oben. — Wir hatten die Freude, hier meines Mannes einstigen Heidelberger Kollegen, Professor Lederer, mit Gattin zu

¹ Spr. Karuizawa, nicht Karuisawa. Ebenso Naga, Nagoya, Tokyo, aber Kyoto. Auch Kimono, nicht Kimono. Die Betonung ist aber stets überhaupt nur schwach, oft sogar kaum merklich.



Die Verfasser als Gäste der Mönche des buddhistischen Rakuosanklosters in Nagoya.
(Neben Prof. Driesch der Gouverneur der Provinz, neben diesem Prof. Marujama.)



Karuzawa.

finden. Professor Lederer war für zwei Jahre als Nationalökonom an die kaiserliche Universität in Tokio verpflichtet und war vor einem halben Jahr angekommen. In Lederers gemütlichem Sommerhäuschen tauschten wir alte Erinnerungen aus, diskutierten aber noch mehr über Deutschlands Möglichkeiten, die damals ja besonders verschüttet waren. Professor Lederer trat in jener Zeit in Japan auch journalistisch hervor. Auf Veranlassung eines japanischen Bekannten verfaßte er eine sachliche Abhandlung über Deutschlands Leistungsfähigkeit in bezug auf das Reparationsproblem. Der Aufsatz erschien in einem der ersten japanischen Blätter in japanischer Übersetzung und erregte durch seine Klarheit und Sachlichkeit das lebhafteste Interesse. Lederers konnten sich dann eine Zeitlang nicht vor Reportern retten. Ich berichte über diesen Punkt so eingehend, weil sehr oft von unseren ausländischen Vertretern behauptet wird, man könne nur durch Geld etwas in die chinesischen, japanischen und amerikanischen Blätter bringen. Hier lag ein gegenteiliger Fall vor, wie ich ihn übrigens ganz ähnlich an uns selbst in China und Amerika erlebt habe, obwohl uns vorher von deutscher Seite das Gegenteil in Aussicht gestellt war. Deutsche, offizielle und nichtoffizielle, sollten Reporter stets freundlich und geduldig empfangen und unterrichten, wie es Herren und Damen der andern Nationen auch tun. Aus Bequemlichkeitsgründen oder aus allzuängstlicher „Vorsicht“ wurde und wird hierin manches versäumt. Je präzisere und einfachere Mitteilungen man macht, möglichst gleich schriftlich, um so einwandfreier

werden sie wiedergegeben werden. Daß man Aufreizendes, ebenso wie Lamentationen vermeidet, ist selbstverständlich.

Von unseren noch existierenden positiven Kulturwerten, möglichst aktuell zurechtgestutzt, will man im Ausland hören, und deren gibt es zum Glück doch noch eine ganze Menge zu berichten. Was unser Schul- und Erziehungswesen, was unsere Theater, unsere Musik leisten, welche neuen Richtungen in der bildenden Kunst wir haben; wie unser Wahlrecht ist, und wieviel Frauen wir im Reichstag haben, das interessiert draußen und verschafft uns Respekt. —

Ganz nahe bei Karuizawa liegt ein schöner, noch tätiger Vulkan, der Asamayama. Wir hatten ihn zum Greifen nahe, als wir einmal auf einen davorgelagerten hohen freistehenden Berg gestiegen waren.

Von einem andern Berg aus hatten wir einen bezaubernden Tiefblick hinein in viele waldigen wasserdurchflossenen Täler.

Auch die wohlhabenden Japaner lieben Karuizawa sehr. Viele haben dort Sommerhäuser. Als wir dort waren, hatten die verschiedensten Sportklubs gerade ihre Meetings. Auch der junge lebenswürdige Herr Ogura, der uns vom Stabe des Viscount Goto fast während unseres ganzen japanischen Aufenthalts als Begleiter mitgegeben war, benutzte unsern Aufenthalt in Karuizawa, um an einem Tennisturnier teilzunehmen.

Ganz allein Sommerfrische durfte Karuizawa für uns nicht sein. Mein Mann hatte den Auftrag bekommen und angenommen, an den Sommer-Lehrer-Kursen von

Karuzawa vier Vorträge aus seinem Gebiet zu halten, und ich empfing gleich in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes auf japanischem Boden einen Brief von der Vorsitzenden des japanischen Zweiges der Gesellschaft amerikanischer weiblicher Universitätsgraduierten mit der Bitte, ihnen einen Vortrag über deutsche Frauenfragen bei ihrem „Summer-Meeting“ in Karuzawa zu halten.

Nie hat mein Mann unter originelleren Bedingungen einen Vortragszyklus gehalten als unter den in Karuzawa. Diese Lehrerkurse fanden nicht in, sondern bei Karuzawa statt, in einer großen leichtgebauten Halle, die auf einem freien weiten Wiesenplan in den Feldern stand. Bei stärkster Hitze und strahlendem Sonnenschein — denn am Tage war es auch dort oben recht heiß — hatten die Interessenten vier Tage lang mittags gegen 2 Uhr eine Stunde weit ins freie Feld zu pilgern, um meinen Mann zu hören. Außer den japanischen Mitgliedern dieser Sommerkurse hatte sich für diesen philosophischen Kursus auch eine getreue Gruppe von deutschen Bekannten täglich eingefunden. Ich nenne Lederers sowie die Ehepaare Junker und Paegold. Die Herren Junker und Paegold wirken beide im Lehrfach in Japan, und Frau Paegold, Schwedin von Geburt, ist eine bekannte Gesangsmeisterin an der kaiserlichen Musikschule in Tokyo. —

Mein Vortrag bei den Amerikanerinnen war trotz wolkenbruchartigem Regen sehr gut besucht. Dieses Summer-Meeting fand in einem besonders hübschen geräumigen Holzsommerhaus von Mr. und Mrs. Coltmann statt, welche in der amerikanischen Mission tätig

sind. — Frau Coltmann erzählte mir, daß dieses 1913 erbaute Anwesen ihnen etwa 620 Yen = 1240 Mark gekostet habe. Der billige Platz ist auf 90 Jahre gepachtet, also nicht mit in den Preis einbegriffen. Infolge des Regens versammelten wir uns erst nach und nach in Mrs. Coltmanns gemütlicher Halle. Nach dem Tee waren einige 50 Damen beisammen, was als sehr guter Besuch angesehen wurde. Zuerst referierte eines der Mitglieder über einen Besuch in Paris, wo eine Tagung des Weltverbandes der weiblichen Universitätsvereine stattgefunden hatte. Ich hörte zum erstenmal, daß auch eine deutsche Studentinnenvereinigung angeschlossen sei. Offenbar tritt sie draußen in der Welt nicht sehr in Erscheinung, denn die amerikanischen Teilnehmer wußten nicht viel von ihr, wie es ihnen auch nicht bekannt war, daß heute an allen deutschen Universitäten eine große Zahl Mädchen studieren. Natürlich werden deutsche Vereine weiblicher Universitätsabsolventinnen nie diese Popularität erlangen wie die entsprechende amerikanische Organisation, weil jetzt in Amerika jedes bessere junge Mädchen einige Jahre nach der „high school“ ein Collegé besucht, auch wenn sie später keinen akademischen Beruf ergreift. Unsere Studentinnen besuchen die Universitäten in erster Linie für ihre Berufsausbildung. Die ersten beiden Collegejahre mit dem Abschluß des „B. A.“ (Bachelor of Arts) entsprechen unseren zwei letzten Gymnasialjahren, während die weitere Collegeausbildung bis zum „M. A.“ (Master of Arts) richtige Universitätsausbildung auch in unserem Sinne ist.

Mein Publikum in Karuizawa bestand aus beiden Gruppen, den B. A. und den M. A. Was mich in diesem Kreis besonders anheimelte, war der „gute Geist“, der alle vereinte und der mich an die besten Zeiten unserer deutschen Frauenbewegungsvereine erinnerte, jener Zeiten im Anfang dieses Jahrhunderts, als wir in Deutschland noch für unsere Bildungsrechte Energien aufzubringen hatten. Dieser Geist ist es und wird es bleiben, der die Frauen aller Nationen — es ist dies keine Phrase — zu Schwestern macht. Es war auch charakteristisch, daß man mitten in meinem Vortrag lebhaft klatschte, als ich von dem den deutschen Frauen im November 1918 verliehenen Frauenwahlrecht sprach und erzählte, daß wir einige dreißig weibliche Abgeordnete im Deutschen Reichstag haben. Dieses erfüllte die stark politisch eingestellten Amerikanerinnen und Engländerinnen sogar etwas mit Neid — es tat mir wohl, wenigstens einmal etwas Deutsches aufweisen zu können, was nicht nur nicht Mitleid, sondern sogar Neid erweckte! —

Alle Angelsächsinen kämpften für ihr Wahlrecht viel intensiver, als wir es je taten — und doch haben sie bis jetzt nur drei Frauen im amerikanischen Kongreß und gar nur eine Frau, die oft genannte Lady Astor, im Unterhaus in London. Wir deutschen Frauen haben unsern Erfolg dem Proportional-Wahlssystem zu verdanken, und deutsche Frauen sollten deshalb nicht jenen Parteien ihre Stimme geben, die gerade gegen dieses Wahlssystem agitieren. —

Als ich am Ende meines Vortrages auch noch eine

Anzahl älterer und neuerer deutscher Schriftstellerinnen nannte — allen unseren Frauenrechtlerinnen, von Auguste Schmidt an, war ich schon vorher gerecht geworden —, entstand eine merklich interessierte Bewegung unter den amerikanischen Damen. Sehr viele von ihnen hatten auf ihren Colleges Philologie als Hauptfach studiert, besonders deutsche Sprache und deutsche Literatur.

Auch einige Nichtamerikanerinnen hatte man übrigens auf meinen Wunsch zu diesem Meeting eingeladen. Die Vorsitzende hatte aber Wert darauf gelegt, daß es Damen seien, die irgendwie ein höheres Examen hinter sich hatten, da sie gerade mit der Aufnahme ihrer eigenen Landsmänninnen besonders streng sein mußten. Ich hebe dies besonders hervor, weil anläßlich meines Vortrages von deutscher Seite die Lesart aufkam, als ob man keine Deutschen zulassen wolle. Jede Deutsche, die Mitglied des deutschen Studentinnenvereins ist, welcher sich dieser großen internationalen Vereinigung angeschlossen hat, wird eo ipso als vollberechtigtes Mitglied der „American University Women's Association“ aufgenommen. Eine unserer Bekannten in Japan, Frau Dr. phil. Berliner, ist bei diesem „Japan Branch“ Mitglied.

Es liegt im Wesen des Kreises der deutschen Ausgewanderten, daß nur wenige Frauen mit deutscher Universitätsbildung draußen sind, weil die meisten jung verheiratet hinauskommen. Die deutschen Frauen, welche sich diese Bildung erworben haben, sollten ihr Licht nicht unter den Scheffel stellen, und vor allem etwas mehr

als bisher für die andern Nationen der Fremdenkolonien hervortreten, teils durch Anschluß an solche Organisationen, teils durch Vorträge oder gelegentliche sachliche Aufsätze in der Presse. Die Zeiten, in denen eine Frau schon „was galt“, wenn sie hübsche Kleider anzog und repräsentativ aussah, sind bei den führenden Nationen vorbei. Ich habe bei meinen Landsmänninnen in Fern-Ost nicht immer das richtige Verständnis dafür gefunden.

Das, was bestimmte Frauenkreise in Deutschland schrittweise durch zwei Generationen hindurch für ihre ganze Nation errungen haben, interessiert die auslandsdeutschen Frauen im allgemeinen erschreckend wenig. So kommt es auch, daß man im Ausland wenig davon hört. Es war mir also wirklich, ich kann fast sagen, eine Wonne, meinen liebenswürdigen und eifrigen amerikanischen Zuhörerinnen alles schön der Reihe nach aufzählen zu können. Gab es doch unter ihnen manche, die nie davon gehört hatten, daß seit Anfang dieses Jahrhunderts die deutschen Universitäten den Frauen geöffnet sind; vom Wahlrecht und der Zulassung der Frauen zu den meisten Berufen ganz zu schweigen. Wie oft traf ich auch amerikanische Männer und Frauen, die des Mitleids voll waren für die „armen deutschen Frauen“, die nur ihren Männern und Brüdern zu dienen hätten.

Das sollte in Zukunft anders werden! Unsere Frauenvereine sollten eine außerdeutsche Pressepropaganda einrichten. Interessante kurze Notizen nehmen alle ausländischen Blätter gern auf. Wir erringen uns mehr

Achtung draußen in der Welt durch stets neue Bestätigung unserer wirklichen Kulturwerte, als durch Erzählungen über die deutsche Notlage oder durch die Versicherung, daß wir wirklich nicht am Kriege schuld sind. Achtung bedeutet aber in diesem Fall auch praktischen Nutzen.

Diese Gedanken drängten sich mir schon damals, bei meinem Vortrag, auf und sie kommen mir unwillkürlich wieder beim Niederschreiben meiner Erinnerungen. Jener Nachmittag in Mrs. Coltmanns Blochhaus schloß recht anregend und in herzlicher warmer Stimmung. Wenn ich noch erwähne, daß wir in dem sehr hübschen Hotel eine besonders reizvolle Veranda zur Behausung hatten, und daß wir im Sommerhaus des Botschaftsrats Trautmann mit ihm und seiner Gattin, einigen andern Mitgliedern der deutschen Botschaft und den zum Teil schon erwähnten liebenswürdigen Landsleuten einen schönen Sommerabend verbrachten, habe ich wohl nichts Wesentliches aus unseren Tagen von Karuizawa vergessen.

Die „Bujos“ muß ich aber doch noch respektvoll erwähnen. Ich sah sie nie, sie stachen mich und andere aber bis aufs Blut, das man auch stets wirklich sehen konnte. Wir begegneten ihnen nur in Karuizawa.

Nikko und seine Seen.

Durch grüne Reisfelder und weite Teepflanzungen, an Gewässern und Seen vorbei fahren wir nach Nikko.

Eine halbe Stunde ungefähr vor Nikko beginnt die einzigartige uralte Kryptomerienallee, welche in die großen Tempelanlagen Nikkos einmündet. Ein Daimio hat sie

einst pflanzen lassen, und zwar, um sich die teure Anlage eines neuen Tempels zu sparen. Für mein Verständnis war die kilometerlange Allee eine den Gottheiten wohlgefälligere Handlung.

Nikko ist einer der berühmtesten Wallfahrtsorte Japans, da es die Gräber der ersten Shogune aus der Tokugawadynastie in sich birgt. Es liegt am Abhange eines vulkanischen Gebirges am Anfang eines ansteigenden Waldtales. Hier in Nikko befindet sich auch die berühmte, auf Malereien und Stidereien unendlich oft abgebildete rotladierte Holzbrücke, die nur von Mitgliedern des kaiserlichen Hauses benutzt werden darf. Parallel mit ihr läuft eine andere zum Verkehr bestimmte Brücke. Der Übergang über diesen kleinen rauschenden Gebirgsfluß ist sehr wichtig; er verbindet die Talseite, an welcher die Ortschaft und die Hotels liegen, mit der andern, auf der die weitläufigen Gedächtnistempel angelegt sind.

Wichtig ist Nikko auch als Ausgangspunkt für die oben im Waldtal gelegenen Seen von Chusenji und Dumoto.

Zu jedem der großen Tempel führen breite alleeartige Zugänge, die zum Teil mit schönen Steinlaternen eingefast sind. Die meisten Tempel in Nikko sind außerordentlich reich mit Holzschneidereien verziert, die merkwürdigerweise hier weiß übertüncht sind. Dazwischen viel roter und schwarzer Lack und manches vergoldet, so daß in gewisser Entfernung die Nikko-Tempel am reichsten und lebhaftesten von allen wirken, gewissermaßen barock, was auch, im Gegensatz zu Kyoto und Nara, dem

Architekturstil entspricht. Über einem Portal befindet sich ein sehr bunter, in Holz geschnitzter Fries mit drei Affen, über einer andern Tür eine kleine schlafende Kaze, auf die man in Japan sehr stolz ist, weil die meisten alten und neuen Künstler zwar sehr gut Vögel, Landschaften und Blumen, aber weniger glücklich Bierfüßler wiedergeben. In einem der Tempel finden wir auch wieder die uns früher schon gelegentlich aufgefallenen langen, baldachinartig von der Decke heruntergehenden goldenen Kettengehänge. Es war ein genussreicher langer Vormittag, den wir in dieser großen Tempelanlage, stets mitten im herrlichsten Wald, verbrachten. —

Am Nachmittag fuhren wir im Auto in ein seitliches Waldtal auf beängstigend schmalem Weg. In einem Teepavillon mit Ausblick auf einen Wasserfall wurde gerastet.

Am andern Tag verließen wir nachmittags im Auto das Hotel, fuhren ungefähr eine halbe Stunde und gingen dann etwa zwei Stunden zu Fuß auf schöner Straße immer stetig bergauf. Unser Gepäc war auf einem Pferd verstaubt, das vier Stunden lang bis Chusenji hinauftrottete! Zwei berühmte Wasserfälle liegen an diesem Weg. Wohl kein Volk liebt die Wasserfälle so wie die Japaner.

Chusenji stellte für uns die zweite kurze Sommerfrische dieses heißen japanischen Sommers dar. Das Hotel hat schon einen ausgesprochen gebirglerischen Charakter, mit stark japanischem Einschlag. Im Ort gab es außerdem auch ganz echte japanische Hotels. Wir be-

sehen einen neueren Holzschnitt vom Chusenji-See mit sehr grünen Föhren und sehr kobaltblauem Wasser, alles überragt von der Kuppe des erloschenen Vulkans Nantaijan. Es ist ein etwas konzentrierter stilisierter Ausschnitt, gibt aber besonders gut diesen reizenden Bergsee wieder. Eines der dort charakteristischen Boote, wie in China „Sampan“ genannt, mit einem stehenden Bootsmann, der nur ein Ruder führt, fehlt auch nicht darauf. Im Chusenji-See schwammen wir gelegentlich in idyllischer Einsamkeit in einer Bucht.

Um den See herum liegen schöne Landhäuser; eines gehört der englischen, ein anderes der französischen Botschaft in Tokio. Auch der deutsche Generalkonsul Thiel aus Shanghai, ein guter Kenner Japans und seiner Sprache, kommt im Sommer stets dorthin. Sein Wohnsitz am See ist sein eigener Besitz. Die Erinnerung an einen gemütlichen Bowlenabend verknüpft sich für uns mit seinem idyllischen Sommerheim. Nicht uninteressant ist es vielleicht zu erwähnen, daß gerade, als wir dort waren, in der französischen Sommerbotschaft Claudel, der Verfasser des „Miracle“, als Botschafter residierte, und daß die Engländer zur Zeit einen Sanskritforscher, Elliot, als ihren Vertreter im kaiserlichen Japan haben. Es bricht sich in den Ententeländern, einschließlich Amerikas, immer mehr die Erkenntnis Bahn, daß für diese Spitzenstellungen im Auslande markante Persönlichkeiten, die schon endgültige Kulturarbeit auf einem Gebiete leisteten, welches außerhalb der Beamtenlaufbahn liegt, besser am Platze sind als Nur-Bureaukraten, mögen sie in ihrem

Resort noch so tüchtig sein. Besonders gilt dies für die großen asiatischen Reiche, wo dem Begriff „Bildung“ fast etwas Heiliges anhaftet. Übrigens nimmt auch in Amerika die Entwicklung der Dinge einen ähnlichen Lauf; dort ist es die „education“, in deren Schatten alles wandelt. Ein deutscher Botschafter in Washington, der nicht das alte und neue Wissen in sich vereinigt, dürfte drüben kaum besondern Eindruck machen. Hat er eigene wissenschaftliche Leistungen hinter sich, so wird ihm das sicher ein gesellschaftliches Gewicht geben. „Familienbeziehungen“ und „repräsentative Erscheinung“ sind Begriffe, für die die weltpolitisch führenden Länder sehr wenig Verständnis haben. Das heißt: man ist „repräsentativ“, wenn man eine harmonische Persönlichkeit ist, die wertvolle, weithin bekanntgewordene Kulturarbeit auf geistigem Gebiet geleistet hat, möglichst vier Kultursprachen fließend beherrscht und in ihnen auch wirklich etwas zu sagen hat. Die Beziehungen in jedem Land zu jeder Nation ergeben sich dann von selbst und sind jedenfalls besser, als die auf dem Weg über Onkel und Tanten vermittelten, mögen diese auch zu einer noch so einflussreichen Sippe gehören. Diese Sippe hätte ja obendrein wieder Gegenschichten in andern Sippen.

Das sind alles noch Reminiscenzen der früheren Kabinettpolitik, die bei uns noch merkwürdig stark herumspuken! Ein Glück, daß wir gerade in Tokio einen Botschafter haben, wie er sein soll.

Von Chusenji aus besuchten wir auch den höhergelegenen Numoto-See. Dort oben war es wirklich frisch,

damals für uns in Japan ein ganz vergessenes Gefühl. In Yumoto ist es weniger der See als das Baden im warmen Schwefelwasser, das Gäste dort hinaufzieht. Neben einem mehr europäischen Hotel gibt es viele kleine japanische Logierhäuser. In der langen Ortsstraße sieht man fast in jedem Holzgebäude mehr oder weniger offen daliegende Wannenbadvorrichtungen. In vielen saßen Männer, Frauen oder Kinder.

Das japanische heiße Bad ist bekanntlich eine Eigenart des Landes. Man sitzt fast bis zum Hals im Wasser. Die Holzwanne ist höchstens so lang wie die ausgestreckten Beine, der Oberkörper muß also im rechten Winkel dazu gekrümmt werden. In Yumoto sind besondere Öfen für die Wannen nicht nötig, da man dort das natürlich warme Schwefelwasser zum Baden benutzt. Sonst ist ein Ofen teilweise in die Wanne hineingebaut. Der Ofen wird stark geheizt und erhitzt das Wasser, in das er hineinragt.

Noch einmal mußten wir auf dem Rückweg kurz in Nikko bleiben; dies bot uns Gelegenheit zu einem schönen Spätnachmittagsspaziergang in dem Tempelpark. Vorher hatte es gerade geregnet, und alles war tropfnass und glänzte. Silbriger Regendunst hing in den Zweigen und lagerte über den Kronen. Wir gingen allein zwischen den hohen Koniferen in den Alleen mit den tiefen Perspektiven. Die Tempel waren alle geschlossen; darum die große, in diesen besuchten Tempelgebieten seltene Einsamkeit und Stimmung. Sehr hübsch fanden wir es, daß alle die malerischen steinernen Gedächtnislaternen, die über das ganze Tempelgebiet zerstreut sind,

Schon angezündet waren, obwohl es fast noch hell war. Bei geschlossenen matten Scheiben kam von innen heraus ein Licht, wie in den Pfefferkuchenhäuschen der Kinder, was heimelig und malerisch wirkte.

Am andern Morgen ging die Reise mit all unseren Siebensachen über Tokyo direkt nach Yokohama.

Abschied von Japan.

Wieder stiegen wir in dem ausgezeichneten Grand Hotel ab. Es hatte — leider kann man ja nicht mehr „es hat“ sagen — wohl die schönste offene Terrasse im Osten, große Ausblide auf das Meer.

Nun kam noch der schon von China aus verabredete Ausflug nach der Zoologischen Station von Misaki an die Reihe. Der Direktor dieser Station, Professor Yatsu, war ein alter Bekannter meines Mannes aus dessen Neapler Jahren, als beide an der „Stazione Zoologica“ biologisch arbeiteten. Wir fuhren zuerst nach Yokusuka, mit der Bahn eine Stunde, dann holte uns Professor Yatsu mit einem Auto ab, und nun ging es durch die schönste, fruchtbarste Hügelandschaft, an Wäldern, Reisfeldern, Gemüsepflanzungen von süßen Kartoffeln, Kürbissen, Melonen und Auberginen vorbei, nach der Zoologischen Station. Sie hat teils unten am Meer, teils auf einem Felsvorsprung, schräg darüber, ihre Häuser. Das Hauptarbeitsgebäude liegt unten. Etwa 8 bis 10 japanische Studenten arbeiteten gerade an lebenden und toten Meerestieren. Man führte uns dann noch zu einer kleinen

Bucht, in der die Riesenschildkröte lebte. Ein Diener stürzte sie mit einer Stange aus ihrer Unbeweglichkeit auf, wodurch man sie überhaupt erst wahrnahm. Vorher war sie fast nicht von den gesleckten Steinen zu unterscheiden, obwohl sie wirklich von riesigen Dimensionen war. Ein kleines Museum gab es natürlich auch; dort konnte man eine Riesenschildkröte ausgestopft sehen. Im übrigen die üblichen Spirituspräparate, darunter als Besonderheit ein Ei der Riesenschildkröte mit Embryo daneben.

Nach den Besichtigungen ein Tiffin mit Direktor Natsu und den zwei andern jüngeren Professoren der Anstalt im oberen, mehr zu gesellschaftlichen Zwecken benutzte Haus. Von der offenen Terrasse aus, wo wir aßen, hatten wir einen herrlichen Weitblick auf das Meer und die schön gegliederte Küste.

Dann rasche Rückfahrt auf demselben Wege.

Am Tag vor unserer Abfahrt von Japan hatte mein Mann noch einen Abschiedsvortrag im nahen Tokio in der Universität zu halten, während ich noch Gelegenheit hatte, eine Autofahrt nach der südlich von Yokohama sich hinziehenden, von Koniferen umsäumten sogenannten „Mississippi“-Bucht, japanisch Nigisibucht, mit dem idyllischen Fischerdorf Tomioka zu machen. Am nächsten Tag, 24. August, verließen wir auf dem großen japanischen Dampfer „Tenyo Maru“ Yokohama und damit Japan.

Herr Professor Marujama, meines Mannes bewährter Dolmetsch, unser junger „Attaché“ Ogura, einige andere japanische Bekannte und Herr Bengen, Chef der Export-

firma Bergmann & Cie. in Kobe, gaben uns das Geleit und hielten uns noch eine Weile durch bunte Papierbänder (s. S. 278) am Ufer fest. Noch etwa zwei Stunden lang sahen wir Japan, dann verschwand auch das letzte Kap dieses schönen Landes.

Man versteht, daß die Japaner ihr Land so heiß lieben. Sie sind darin mit den Schweizern zu vergleichen, bei denen die Schönheit des Landes ja auch die Liebe zu ihm verständlich macht.

Unser Kurs ging südöstlich auf Honolulu zu; ahnungslos fuhr man einer der erschütterndsten Nachrichten der Geschichte entgegen. In Honolulu empfing uns die Radiobotschaft von der Zerstörung jener schönen Küste, die wir eben hinter uns gelassen hatten!

Japanische Diplomaten.

Ein glücklicher Zufall fügte es für uns, daß es gerade Viscount Goto war, der veranlaßte, daß wir auf der Heimreise uns noch in Japan einige Wochen aufhalten konnten, indem er meinen Mann für eine Reihe von dort zu haltenden Vorträgen aufforderte.

Viscount Goto legte im Frühjahr 1923 sein Amt als Lordmayor von Tokio (Oberbürgermeister) nieder. Er veranlaßte die japanische Regierung, dem russischen Vertreter, Herrn Joffé, der gesundheitshalber Peking verlassen mußte, auf Anregung des japanischen Gesandten in Peking, einen Erholungsaufenthalt in Japan anzubieten, und er widmete nun seine ganze Zeit und Kraft den müh-



Yosemite-Val.



Riesenbäume im Mariposahain.



samen Vorarbeiten zu einem Abkommen mit Rußland. Goto und Joffé verbindet ein Gemeinsames. Beide fingen als Mediziner an. Goto studierte in München, Joffé in Wien. Der ähnliche Weg aber, vom medizinischen Studenten zum Staatsmann, bei beiden nicht immer asphaltiert, mag sie in ihrer Mentalität von Anfang an einander nahegerückt haben.

Viscount Goto hat seit den Münchener Jahren, nachdem er politisch scharfe Anfeindungen durchgemacht haben soll, eine ganze Skala von Ämtern durchlaufen. Als praktischer Arzt fing er an, wurde dann Direktor eines Hospitals, dann Minister für Hygiene, worauf er nach und nach so ungefähr jedes Portefeuille einmal gehabt hat. Die Verleihung des Baronats und später des Titels eines Viscounts waren dabei äußere Zeichen des kaiserlichen Wohlwollens. Als Lordmayor von Tokio gedachte er wohl seine Laufbahn zu beschließen, aber die bewegten Zeiten nach dem großen Kriege riefen ihn von neuem in die politische Arena. Während der Verhandlungen mit Joffé starb plötzlich der japanische Ministerpräsident Kato, und im neuen Kabinett bekam Viscount Goto das Ressort des Innern.

Goto ist heute ein glänzend konservierter Sechziger. Er sieht mit seinem sehr soignierten Äußern, im europäischen Anzug, dem grauen „Henriquate“, dem schwarz umrandeten Pincenez vor den dunklen Augen mehr wie ein Franzose der neunziger Jahre als wie ein moderner Japaner aus. Wir besuchten ihn in seiner wunderschönen japanischen Holzvilla in einem schon etwas an englischen

Parkstil anklingenden Garten. Für seine fremden Besucher hat er Stühle in dem einen Zimmer, sonst ist aber alles noch gut japanisch. Man zieht die Schuhe aus oder weiche Überschuhe an, und das Wenige, was in den Räumen herumsteht, ist bestes und wertvollstes japanisches oder chinesisches Kunstgerät. Goto versteht gut deutsch, spricht es aber nur zögernd, weil er meint, er habe viel vergessen. Trotz seiner diplomatischen Inanspruchnahme besuchte er doch mit sichtlichem Interesse sieben von meines Mannes acht Vorträgen in Tokio. Auch bei dem Empfangsabend in der Universität war er dabei, und endlich bei einer Abendgesellschaft, die unser Botschafter Dr. Solf gab. An diesem Abend schrieb Goto mir mit schönen chinesischen Lettern in mein Erinnerungsbuch: „Bernunft verdrängt Himmel und Erde“ — auch für diesen modernen Diplomaten und Politiker mit dem deutschen „Dr. med.“ ist der alte Kungsfutse immer noch der Leitstern im Leben.

Mit Kawafami, Gotos rechter Hand, vorher japanischer Gesandter in Warschau, verbanden uns rein persönliche Beziehungen. Frau Kawafami war mit uns auf der „Mishima-Maru“ herausgekommen. Von Marseille bis Shanghai, wo wir das Schiff verließen, waren wir Reisegefährten gewesen und hatten uns befreundet. Ihr Gatte war damals noch als Gesandter in Warschau geblieben und kam später erst mit der Sibirischen Bahn zurück. Als daher Frau Kawafami von unserem Aufenthalt in Tokio hörte, lud sie uns zu einem japanischen Tiffin (mittags um 1 Uhr) in ihr reizendes japanisches

Haus ein. Bei dieser Gelegenheit lernten wir also auch den Diplomaten Kawakami kennen.

Bevor ich von diesem spreche, will ich noch ein paar Worte über das Milieu und über das japanische Mahl sagen. Kawakamis Haus und Leben ist mit einem gehobenen bürgerlichen Haushalt bei uns zu vergleichen. Sehr gute, langjährige weibliche Dienstboten und alles gediegen und „wurzelecht“. Das Haus haben sich Kawakamis in den ersten Jahren ihrer Ehe — sie haben jetzt neben jüngeren Kindern schon einen neunzehnjährigen Sohn — selbst gebaut. Der Garten ist kleiner als der von Viscount Goto, aber dafür ganz echt und originell japanisch mit Steinlaternen und großen, runden Steinen auf dem Grase, zum Darüberschreiten; große, leuchtende Blumen und dunkle Koniferen — alles proportioniert zum beschränkten Raum des Gartens. Wir und Herr Kawakami, dieser in japanischer Tracht, saßen schlecht und recht, Frau Kawakami aber, auch im Seidentimono, graziös kniend, auf Kissen auf den Bodenmatten und bekamen auf den kleinen Ladtischchen in roten und schwarzen Lack- und durchsichtigen Porzellanschalen feingeschnittene, rohe, gesalzene Fischscheiben serviert, sowie aparte Gemüse und eine besondere japanische Spezialität, eine Art „Eierstand-Gelee“, das aber nicht aus Eiern, sondern aus dem Mehl der Soyabohne gemacht wird und in einer guten Brühe liegt. Reis, Süßigkeiten und heißer aromatischer Tee beschloßen das appetitliche ästhetische Essen.

Minister Kawakami ist eine sehr gemüthliche, umgäng-

liche Persönlichkeit. Sehr „matter of fact“ — was wohl sicher auch in seiner ganzen Entwicklung begründet ist. Er begann als Direktor der Mandschurischen Bahn in Dairen, und wegen seiner russischen Kenntnisse erhielt er die Mission nach Warschau. Bemerkenswert ist noch, daß Kawakami unter seinen Freunden als Kalligraph bewundert wird. Die kurze japanische Sentenz, die er in mein Erinnerungsbuch „malte“, wirkt wie ein schönes Ornament. Man legt in Japan ebenso wie in China großen Wert auf solche Erinnerungsschriften.

Ein dritter japanischer Diplomat trat uns schließlich noch näher, ebenfalls in der liebenswürdigsten Form. Es war dies Baron Shidehara, bis 1922 japanischer Botschafter in Washington, für Japaner und Amerikaner eine bekannte Persönlichkeit. Von einem politisch sehr versierten Amerikaner in Peking hatten wir eine Empfehlung an Exzellenz Shidehara bekommen, die er mit einer Einladung zu einer Autofahrt nach dem herrlichen Privatpark des Barons Iwasaki, seines Schwagers, erwiderte. Herr und Frau Kawakami nahmen auch an dem Ausflug teil, und so fuhren wir alle zusammen nach der Villa und dem Garten der Familie Iwasaki. Dieser Garten war tatsächlich die schönste derartige Anlage des an malerischen und kunstvollen Gärten so reichen Japan. Der erste Baron Iwasaki, der Gründer der Mitsubischi-Bank in Tokyo, kaufte mehrere große Daimio-Besitzungen zusammen, baute eine japanische und eine europäische Villa hinein, in diese außerdem eine wertvolle Porzellansammlung, und um alles herum Seen und

Kanäle mit geschwungenen Steinbrücken, eingebettet in blühende Sträucher und Koniferengruppen, unterbrochen von Steinlaternen und mattfarbigen, malerischen Steinblöcken aus allen Teilen Japans. Dazwischen ein edelgeformtes Bronzegefäß, mit überhängenden Blumen gefüllt, und in den verschiedenen Parkteilen reizende Pavillons. Im schönsten und größten am Hauptsee nahmen wir den Tee ein mit sehr vielen, sehr süßen japanischen Delikatessen. Kawakami und Shidehara angelten dazwischen, und jeder zog in kürzester Zeit einen dicken karpfenähnlichen Fisch heraus. Also wirklich ein paradiesisches Stückchen Erde. Von Politik haben wir an dem Nachmittag nicht gesprochen — das wäre in dieser Umgebung beinahe stilwidrig gewesen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Durch Amerika.

(S. D.)

Der Stille Ozean.

Am Morgen des 24. August 1923 verließen wir das gastliche Japan, von vielen japanischen Freunden an Bord der schönen „Tenno Maru“, eines Dampfers der Tono Kisen Kaisha von 22 000 Tonnen, geleitet. Eine hübsche Sitte des Abschiednehmens sahen wir hier zum erstenmal; ich weiß nicht, ob sie aus Japan oder aus Amerika stammt. Papierschlangen, wie man sie bei uns im Karneval verwendet, wurden von Land an Bord, von Bord an Land geworfen; man hielt sie an beiden Seiten fest, und langsam zerriß nun das eine Band nach dem andern, als der Riesendampfer sich sachte in Bewegung zu setzen begann. Meiner Frau kam der trübe Gedanke, für wie viele das wohl das Symbol eines wirklichen Zerreißen der Lebensbeziehungen durch den Tod bedeuten möge; eine Ahnung, die berufen war, sich in wenigen Tagen ganz furchtbar zu bewahrheiten.

Nachdem wir kaum zwanzig Minuten gefahren waren, hielt das Schiff, und zwar lange. Als wir nach dem Grunde

fragten, erhielten wir die Antwort, daß das immer so sei. Man suche das Schiff nach „blinden Passagieren“ ab, denn für jeden, den man in Amerika finde, müsse die Gesellschaft 1000 Dollar Strafe zahlen. In der Tat fand man eine ganze Anzahl solcher armen Teufel, die in einer Schaluppe wieder an Land gebracht wurden.

Nun erst ging die Reise los, eine herrliche siebzehntägige Reise durch eines der herrlichsten Meere der Welt. Bewegt man sich doch stets in der Nähe des Wendekreises, um ihn etwa zwei Tage vor Honolulu zu überschreiten. Das Meer, von prächtiger Bläue, stets mäßig bewegt, doch nie stürmisch; die Temperatur stets angenehm lau; Schiff, Bedienung, Behandlung, Kost in jeder Hinsicht vortrefflich. Es waren sieben Nationen an Bord, in der Hauptsache natürlich diplomatische und akademische Japaner; man stand ohne Ausnahme vortrefflich miteinander. Abends gab es die auf den großen Dampfern jetzt allgemein üblichen Tanzabende oder Kinovorstellungen, einmal, am Geburtstage des japanischen Kaisers, auch die Vorführung altjapanischer Ringkämpfe. Nur zweimal begegneten wir andern Schiffen. Die berühmte Datumsgrenze, an welcher ostwärts ein Tag zweimal gezählt, westwärts ein Tag ausgelassen wird, passierten wir am 30. August.

Dann kam Honolulu, es kamen Zeitungen an Bord — und von da ab war es mit der harmlosen Fröhlichkeit an Bord natürlich aus. Denn nun hatte man von dem furchtbaren Erdbeben in Japan das erste, sogar in stark übertriebener Form, erfahren — hieß es doch, daß eine halbe

Million Menschen allein in Tokio getötet worden sei, daß Tokio verlassen werden solle usw.

Bewundernswert war die Haltung der Japaner. Kein lautes Wort, keine Schmerzensegebärde, alle in der gleichen stoischen Ruhe wie sonst, obwohl jeder erwarten mußte, einen lieben Verwandten oder Freund, oder deren wohl gar mehrere, verloren zu haben.

Doch lassen wir das traurige Unabänderliche und sagen wir nur noch, daß wir sowohl am Erdbeventage wie auch vor und nachher an Bord gar nichts verspürt hatten, etwa in Form stärkerer Schiffsbewegung oder gar einer Flutwelle.

Honolulu ist herrlich; es wäre so schön wie Ceylon oder Java, wenn die Gebirge nicht so kahl wären. Die Ebene ist das wahre Paradies, und das Leben scheint sich auch sehr paradiesisch sorgenfrei abzuwickeln. Man versteht es, daß viele Amerikaner, die sich zur Ruhe setzen, nach Honolulu ziehen. Kulturell bietet die Insel nichts besonders Interessantes, denn die Kanaken sind amerikanisch gekleidete American citizens geworden. Interessant ist dagegen das kleine Aquarium mit seinen ungewöhnlich gestalteten, prächtig gefärbten Fischen.

Ein amerikanisches Ehepaar lud uns zu einer Autofahrt in die Gebirge und zu einem Lunch in dem herrlich gelegenen Moanahotel in Waikiki ein, wo wir auch im Meer badeten, und so verlief der Tag aufs angenehmste.

Von Yokohama bis Honolulu fährt man zehn Tage, von da bis San Francisco noch sechs Tage.

Natürlich gab es, der amerikanischen Prohibition Law

entsprechend, von Honolulu an keine alkoholischen Getränke mehr an Bord, und zwar wirklich nicht. Waren doch schon vor Honolulu die Passagiere in sehr drohenden Inschriften auf die Folgen hingewiesen worden, die es haben könnte, führten sie etwa noch Whisky oder andere schöne Dinge mit sich; alles müsse vor Honolulu ausgetrunken oder über Bord geworfen werden. Ob das geschehen ist?? Kontrolliert wurde keiner.

Man wird hier sagen, zwischen Honolulu und Amerika, also auf freiem Meer, hätte das Schiff doch ruhig Alkohola kredenzen können; das freie Meer sei doch kein amerikanischer Boden. Aber die Japaner dachten hier peinlich streng: Gewiß kann man an Bord eines japanischen Schiffes auf freier See soviel Whisky und Wein trinken wie man will. Aber wie sollen die Getränke an Bord kommen, wenn in dem amerikanischen Hafen Honolulu das Schiff absolut „dry“, d. h. alkoholfrei gewesen sein muß. Durch Flugzeug von Japan, China oder Mittelamerika her? Das würde doch wohl keiner glauben.

Also fügte man sich dem Gesetz in seiner ganzen Strenge; geht doch seine Auslegung dahin, daß kein Schiff alkoholische Getränke von über 1 Prozent Stärke in einen amerikanischen Hafen bringen darf, auch nicht versiegelt.

Übrigens gewöhnt man sich sofort an das Leben in dryness und befindet sich ganz wohl dabei. Fürchterlich ist nur das erlaubte einprozentige „Bier“, das der Nichtamerikaner im Beginn des neuen Lebenswandels noch glaubt zu sich nehmen zu müssen. Eine Flasche davon reicht für das ganze Leben.

Gegen Amerika zu wird die Fahrt immer kälter; der letzte Tag war ungemütlich und soll immer ungemütlich sein: recht bewegtes Wasser, kalter Wind und Nebel — trotz dem 40. Breitengrad. Die Bucht von San Francisco ist ja ein Nebelland, wie es kaum ein zweites gibt, auch ist sie stets von recht niedriger, freilich das ganze Jahr hindurch fast konstanter Temperatur, also ohne eigentlichen Winter und Sommer. Südlich und nördlich der Bucht kann es aber im Sommer sehr heiß sein.

Kalifornien.

Am 9. September betraten wir also den Boden der United States, der uns wieder viel Neues und Schönes bieten sollte. Paß- und Zollrevision waren bloße Formalitäten; man behandelt die Reisenden, die mit Durchgangskarte nach Europa versehen sind, sehr entgegenkommend, die Einwanderer in Paßsachen und die Amerikaner in Zollsachen sehr viel strenger.

Ein Professor der University of California holte uns ab und brachte uns sofort in das gegenüber von San Francisco gelegene Berkeley, wo ich gebeten war, zwei Vorträge zu halten. Berkeley mit seinen Palmengärten und dem herrlichen Hügelkranz, der es umgibt, ist vielleicht die schönste Universitätsstadt der Welt. Die Aufnahme, die man uns bot, war von allergrößter Herzlichkeit.

Wir blieben dann zwei Tage in San Francisco, das aber außer der schönen Lage und dem Golden Gate Park, der allerdings prächtig ist, nichts Besonderes bietet. Das

berühmte Cliff House mit seinen Seelöwen ist so präzis wie möglich gelegen, auch waren nur zwei der Tiere zur Begrüßung anwesend — eines war unserem Schiff bei der Einfahrt in die Bucht entgegengeschwommen, und das war sehr viel eindrucksvoller gewesen. Die Chinatown, nach dem Erdbeben von 1906 neu aufgebaut, bot uns natürlich gar nichts — es sei denn eine Karikatur des Echten.

Amerika mit seinem Straßengetriebe war uns ganz neu und ungewohnt, und so endete denn unser erster „Spaziergang“ in der riesigen Stadt ein wenig komisch. Wir hatten die besten Absichten, uns einige der schönen Staatsgebäude anzusehen. Aber wie über die Straßen kommen? Es ging wirklich nicht, und so kehrten wir denn nach einer Viertelstunde vergeblicher Versuche einfach wieder um und verlebten den ersten Vormittag auf dem Dachgarten des Hotels. Am Nachmittag machten wir eine große Rundfahrt mit einem Auto, zu einem übrigens durchaus nicht übertriebenen Preis.

Später haben wir natürlich gelernt, wie man in Amerika Straßen kreuzt, wobei jedoch gesagt werden muß, daß die polizeiliche Ordnung auf den Straßen in den großen Städten des Ostens sehr viel besser ist als in der Hauptstadt Kaliforniens.

Es ging nun zunächst in das berühmte Yosemite¹-Tal. Das Tal ist sehr schön, zumal der herrlichen Koniferen wegen. Aber landschaftlich haben wir in den Dolomiten-

¹ Josëmiti gesprochen.

tälern, im Lauterbrunnental und noch sonst an vielen Stellen der Alpen ähnliches. Unika sind natürlich die Riesenbäume (*Sequoia gigantea*) im Mariposajain bei Wawona, die man auf der Rückfahrt besucht. Aber sie sind mehr interessant als schön; denn man überflieht nie einen Baum ganz; sie stehen vereinzelt oder in kleinen Gruppen in einem dichten, aus andern Koniferen zusammengesetzten Wald. Durch einen der Bäume fährt der große Auto-Omnibus hindurch!

Das amerikanische Sommerleben lernt man bei dem Besuch des Tales gut kennen. Nur die eiligen Touristen suchen die Hotels auf; fast alle die zahlreichen Menschen, welche auf längere Zeit das Tal besuchen, leben in Zelten. Alles ist sportmäßig gekleidet, die meisten jungen Damen in Hosen und hohen Stiefeln, so daß sie gleich zu Pferde steigen können; denn Reiten ist hier wie auch im Grand Cañon und wohl überall auf dem Lande sehr beliebt. Das ganze Zeltleben, staatlich wohl organisiert, macht einen sehr gemüthlichen, harmlosen Eindruck.

Vier Tage Eisenbahnfahrt. Der Große Cañon.

Es ging weiter, zuerst nach Süden, dann nach Osten auf der schönen behaglichen Santa-Fé-Bahn. Ungewollt lange durchfuhren wir die Mojavewüste mit ihrer mexikanischen Vegetation, denn zwei Tage vorher war ein Eisenbahnunglück auf der Strecke vor uns gewesen und nicht weniger als elf Expresszüge waren blodiert. Dabei machte man es praktischerweise so, daß man nicht alle Züge bis zur Stelle der Katastrophe fahren ließ. Wie

hätte man dort die vielen Passagiere verpflegen können? Sondern man ließ überall dort, wo gute Bahnrestaurants waren — sie sind sehr gut in Amerika — einen oder zwei Züge halten und übernachten. So waren wir denn vom Posemitetal bis zum Cañon 54 Stunden im Zug statt der fahrplanmäßigen 18 Stunden. Aber es war so behaglich, und die gelegentlichen Spaziergänge in der Wüste waren so interessant, daß uns die Zeit nicht lang wurde. Zum Ruhme der Eisenbahngesellschaft verdient hier gesagt zu werden, daß uns alle Nebenmahlzeiten, d. h. die Mahlzeiten während $54 - 18 = 36$ Stunden, vergütet wurden und daß uns auch später, als wir, wegen der allgemeinen Verwirrung, nicht unser reserviert gewesenes Schlafwagenabteil, sondern ein etwas weniger geräumiges, obgleich auch sehr gutes, auf dem Wege vom Cañon nach Chicago erhielten, die Preisdifferenz zurückgezahlt wurde. Wir wurden sogar ausdrücklich von den Beamten darauf hingewiesen, die Rückzahlung von der Zentralstelle der Pullman Company zu verlangen.

Der Grand Cañon ist eines der Naturwunder der Welt. Er hat nirgends seinesgleichen, und man glaubt kaum, daß er das ist, was er wirklich ist, wenn man ihn nicht gesehen hat. Eine Erdspalte von 350 Kilometer Länge und etwa 15—16 Kilometer Breite am oberen Rand. Schwarz, Weiß, Gelb, Rot in den Farben; Felsen von kaum glaublichen Formen, oft an Architekturwerke erinnernd. Alles ist durch Automobilwege am Rande trefflich zur Besichtigung eingerichtet, auch führen mehrere Reitwege in die Tiefe, wo der Cañon ganz schmal ist.

Klapperschlangen, Pumas und Jaguare haben wir im „wilden“ Amerika nicht gesehen, wohl dagegen „wilde“ Indianer! Sie bieten überall in Arizona und New Mexico an den Bahnhöfen Sachen zum Verkauf an. Vor dem Hotel am Grand Cañon führen sie jeden Abend einen Kriegstanz auf, gar schrecklich anzusehen. Aber der Anführer versichert vorher, daß seine Leute ganz harmlos seien und die Damen sich nicht zu fürchten brauchten. Und man kann es wohl glauben, denn er selbst kommt später, nicht im Kriegerpuß, sondern im — Abendanzug zum Diner ins Hotel!

Über Chicago ist nichts Besonderes zu berichten; die große University of Chicago war, als wir durchkamen, noch geschlossen. Das zweite Weltwunder, der Niagara, ist zu bekannt, als daß es nötig wäre, viel über ihn zu sagen. Er verdient seinen Ruf durchaus; nur einmal, in Südafrika, hat er wohl seinesgleichen. Die Fahrt auf dem Hudson, von Albany bis New York, ist schön; sie erinnert mehr an die Fahrt auf der Donau, im Gebiete der Wachau, als an die auf dem Rhein. Bei Indian Point, nicht weit von New York, lagen Hunderte amerikanischer Seedampfer, während des Krieges gebaut, aber jetzt überflüssig, weil die Handelsflotte der Welt jetzt ohnehin zu groß ist. Sieß es doch, daß die amerikanischen Dampferlinien auf dem Stillen Ozean sich nur durch Staatssubvention über Wasser halten, und daß die japanische Tono Kisen Kaisha im Jahre 1922 ein Defizit von 3 Millionen Yen gehabt habe.

Die großen Städte des Ostens.

Die großen Städte des Ostens, welche wir besuchten, will ich nicht im einzelnen schildern. Ich greife nur einiges heraus und gehe dann zu den Menschen und den Kultureinrichtungen über. New York ist viel schöner, als man erwartet. Die Wolkenkratzer wirken durchaus ästhetisch, zumal die neueren, die sich nach oben verjüngen und dadurch hohen Türmen gleichen. Im Woolworth Building fuhren wir zuerst mit dem „Expres“ bis zum 54ten Stockwerk, und dann noch mit einer „Nebenbahn“ 4 Stock höher bis zum Aussichtsturm. Sehr angenehm ist in New York die Nähe des Hudson mit seinen schönen Uferpromenaden; da New York sehr lang, aber sehr schmal ist, erreicht man den Hudson von jedem Orte der Stadt in kurzer Frist. Boston, mit seinen schönen Parks, hat englischen Typus; Wolkenkratzer sind dort verboten. Washington ist besonders reich an schönen Staatsbauten; am schönsten ist die erst kürzlich fertiggestellte Lincoln Memorial Hall, ein dorischer Tempel mit schönem Zugang; die berühmte Bibliothek ist etwas überladen; das Kapitol von außen sehr imposant und gut in den Verhältnissen; das Weiße Haus, die Wohnung des Präsidenten, sehr vornehm. In Newhaven (Yale-Universität), Princeton und Baltimore (Johns Hopkins Universität) sind die Universitätsbauten von hervorragender Schönheit, und zwar um so schöner, je jünger sie sind: ein Zeichen für den im tiefsten Sinne kulturellen Aufstieg des Landes auch in künstlerischer Hinsicht. An manchen

Neubauten lohnt jede kleinste Einzelheit, etwa ein Pfeiler oder ein Wasserspeier, eingehende Betrachtung wie an einem Bauwerk des Mittelalters oder der Renaissance.

Newhaven und Princeton bauen in englischer Gotik, Baltimore aber im sogenannten colonial-stile nach amerikanischen Vorbildern aus der englischen Zeit, unserem Empire zu vergleichen.

Sehr schön ist überall im Osten die Natur, welche zu genießen wir reiche Gelegenheit hatten, auf den langen Bahnfahrten, auf Spaziergängen und bei Autofahrten, zu denen uns unsere Freunde einluden. Alles lieblich; schöne Flußläufe, Küstenbilder, Wälder. Die Hauptsache aber sind, zumal im Herbst, die Farben. Die herbstliche Laubfärbung ist ganz entschieden schöner als die europäische, denn sie ist viel viel mannigfaltiger. Es handelt sich nicht nur um Grün und Gelb, sondern das bei uns so seltene herbstliche Rot tritt in allen Schattierungen dazu, vom Orange bis zum Karmin. Man sagt, es liege an der Trockenheit des amerikanischen Herbstwetters, und in besonders feuchten Jahren überwiege wie bei uns das Gelb.

Daß die Aufnahme, die man uns an den großen Universitäten des Ostens bereiten würde, sehr freundlich sein würde, hatte ich erwartet, denn ich kannte meine amerikanischen Freunde. Daß sie so herzlich und vorsorglich werden würde, wie sie tatsächlich geworden ist, erwartete ich nicht. Bei einem langjährigen Freunde in New York konnten wir geradezu unser Standquartier für mehrere Wochen aufschlagen. Von da aus besuchten



Colorado-Cañon.



Capitol in Washington.

wir dann Boston und Newhaven im Norden, Princeton und Baltimore im Süden, fast stets in den Familien von Kollegen aufgenommen, bisweilen ohne sie vorher persönlich zu kennen, und, wo das nicht möglich war, im Hotel aufs beste untergebracht.

Aufnahme in der Familie bedeutet in den Vereinigten Staaten mehr als bei uns, denn nur sehr wenige Familien der gebildeten Klassen können sich Dienstboten halten, der hohen Preise wegen — nicht unter 60 Dollar im Monat —, und wenn welche da sind, sind es meist Negerinnen, die nicht allzuviel leisten. Viel mehr als bei uns fällt also auf die Hausfrau.

Im Gegensatz dazu steht, daß nun freilich fast jede Familie der gebildeten Klassen ein Auto hat. Kommen doch auf die 105 Millionen Einwohner der Vereinigten Staaten 15 Millionen Autos, also auf jede siebente Person eines, alle Kinder mitgerechnet. Man fährt natürlich, von seltenen Ausnahmen abgesehen, selbst.

Die großen Universitäten und ebenso das glänzende Rockefeller-Institut in New York machen einen vorzüglichen Eindruck, äußerlich und innerlich.

Die Anstellung von Professoren wird sehr großzügig gehandhabt. Da sind keine bestimmten, im Budget vorgesehenen Lehrstühle von beschränkter Anzahl, sondern wenn irgendwo ein tüchtiger Mann ist, den man gern haben will, so wird er eben angestellt, mag damit auch zu drei vorhandenen Professoren eines Faches der vierte hinzukommen.

Die Laboratorien sind groß und reich, wie denn

überhaupt Naturwissenschaften und experimentelle Psychologie besonders gut ausgebaute Zweige des amerikanischen Wissenschaftsbetriebes sind, Gebiete, auf denen man führend ist.

Eine sehr gute Sitte ist es, daß die Professoren des höchsten Ranges, die „head professors“, nur wenige Stunden wöchentlich über irgendeinen Sondergegenstand ihrer Wahl lesen und die allgemeinen, einführenden Vorlesungen jüngeren Kollegen überlassen. So haben gerade die erprobten Forscher viel Muße zu eigener Arbeit. Auch das sogenannte „Sabbath Year“ ist eine vortreffliche Einrichtung: jedes siebente Jahr ist für den Professor ein Urlaubsjahr, freilich mit halbem Gehalt.

„Fundamentalismus.“

Ich habe oben über die Amerikaner in China geredet. Das waren fast alle „Missionare“, d. h. im amerikanischen Sinne: an eine Kirche angegliederte Akademiker. Wer nun mit der Ansicht nach Amerika kommt, daß auch im Mutterlande die Verbindung zwischen Kirche und Akademikertum eine so enge sei wie bei den Amerikanern in China, merkt bald, daß er sich geirrt hat. Die kirchliche Bindung der Akademiker an den großen amerikanischen Universitäten ist jedenfalls weit geringer als in Oxford und Cambridge. Ich selbst habe gar nichts davon bemerkt; im Gegenteil: es herrschte ganz wie bei uns eine ziemlich starke Gleichgültigkeit gegen kirchliche Fragen, vielleicht in einem gewissen Sinne eine zu große Gleichgültigkeit.

Viele Glieder der Kirchen gehen nämlich zur Zeit

in den Vereinigten Staaten zum Angriff vor — zum Angriff gegen die freie Lehre der Wissenschaft. Zwar kann man durchaus nicht sagen, daß „die“ Kirchen in Amerika der Wissenschaftslehre Zügel anlegen wollen; gerade bei vielen kirchlich gerichteten Missionaren, die ich in Nanjing kennenlernte, war das ganz und gar nicht der Fall. Aber es gibt doch Glieder der Kirchen, die in jener seltsamen, uns so fremd anmutenden Weise denken.

Ich komme damit auf das Problem des „Fundamentalism“, das in Deutschland noch recht wenig bekannt ist. Jedenfalls ist diese Bewegung bei uns sehr viel weniger bekannt, als das ideell weit bedeutungslosere Prohibition Law, eine rein sozial-hygienische Angelegenheit. Einen sehr großen, ernststen Zug hat übrigens auch dieses: das strikt durchgeführte Antialkoholgesetz; es ist sehr viel leichter, über dieses Gesetz zu spotten und alle möglichen, meist recht fragwürdigen, Anekdoten zu erzählen, als seinen sittlichen Kern zu würdigen, der auch Gegner in Amerika zur Achtung zwingt. Doch dies nur nebenbei.

Das Wort „Fundamentalism“ stammt natürlich von fundamentum, „Grundlage“. Was ist nun die Lage, auf deren Grund man gehen muß? Es ist die Bibel im Sinne der Verbalinspiration, also die Bibel als mittelbar von Gott selbst, Wort für Wort, geschriebenes Buch. Ein solches Buch sei eben die Bibel, sagt z. B. Bryan; wäre es anders, so hätte nichts im Leben einen absoluten Halt. Wenn aber die Bibel solch ein Buch ist, dann ist ihr Inhalt absolut wahr, dann darf also nicht gelehrt

werden — die Deszendenztheorie, die Lehre, daß die organischen Formen stammesgeschichtlich voneinander abstammen, und zwar die Deszendenztheorie ganz im allgemeinen, mag man sie darwinistisch, lamarkistisch oder irgendwie vitalistisch im einzelnen deuten.

Die meisten meiner biologischen Freunde im Osten lächelten über den Fundamentalismus und meinten, er bedeute ein letztes Auffladern des kirchlichen Geistes, der gerade damit seine Ohnmacht kundgäbe. Ich glaube das nach meinen allgemeinen Erfahrungen mit Amerikanern nicht, und gerade ein mit Recht sehr geschätzter Professor der Zoologie, der selbst früher Geistlicher gewesen war, glaubte es auch nicht, sondern nahm die Sache sehr ernst. Er schrieb gegen den Fundamentalismus in freundlicher, leicht ironischer Art, indem er darauf hinwies, was alles man außer der Deszendenztheorie noch als Lehrgegenstand verbieten müsse, wolle man jedes Wort im Alten und Neuen Testament als Wahrheit nehmen.

Ein Lehrverbot der Deszendenztheorie soll natürlich, dem allgemeinen amerikanischen Geist entsprechend, nach Ansicht der Fundamentalisten nicht ganz und gar absolut sein. Ihre Lehre soll nur an allen staatlichen Lehranstalten verboten werden, und jeder Privatlehranstalt, die etwa eine gewisse staatliche Unterstützung bezieht, soll diese sofort entzogen werden, sobald sie die Abstammungstheorie lehrt.

Man erwäge nun, welcher Geistesart der Durchschnittsamerikaner ist, und man wird, glaube ich, zugeben, daß hier eine kulturelle Gefahr vorliegt. Der Durchschnitts-

amerikaner ist nämlich, mag er noch so sehr Erwerbsmann sein, ein Mensch von echt kalvinistischer Frömmigkeit, viel kirchlich-frömmter als der Durchschnittseuropäer. Er ist aber, wenigstens in abgelegenen Orten und auf den sehr zahlreichen isolierten Farmen, nicht sehr gebildet, er hat auch wenig Gelegenheit, kritische Bildung zu erwerben. Die Bibel ist oft sein einziger nicht alltäglicher Lesestoff. Hält man es da wirklich für so ganz unmöglich, daß der Fundamentalismus einst durch Abstimmung Gesetz werden könnte, wenn man an lange Winterabende denkt, an denen Millionen Menschen an der Bibel ihre einzige Nahrung geistiger Art haben?

Der Amerikaner nimmt alles fürchtbar ernst, viel ernster als wir, namentlich soweit das soziale Leben des Staates in Frage steht. Im besten Glauben und mit bestem Gewissen möchte er da, wenn er nicht aufgeklärt wird, vielleicht eine Gesetzesvorlage gutheißen, welche objektiv die schwersten kulturellen Konflikte und Gefahren in sich birgt.

Hier heißt es für die leitenden Männer wirklich *videant consules*, und zwar gerade, weil es sich um eine sehr ehrlich und ernst gemeinte Sache handelt.

Die amerikanische Kultur.

Was für ein grundfalsches Bild haben doch im allgemeinen die Europäer von Amerika! Sie kennen ein paar unschöne Dinge, wie z. B. das Getriebe vor den Wahlen, das auch von allen hochstehenden Amerikanern

verurteilt wird; sie kennen Fälle von ausbeuterischer geschäftlicher Rücksichtslosigkeit, die vielleicht (?) schärfer ausgeprägt sind als in Europa. Und dann meinen sie, sie kennen „Amerika“.

Time is money, heißt es, sei der amerikanische Wahlspruch. Mag sein in New York und Chicago in gewissen Kreisen — (in denselben wie bei uns Europäern). Ich selbst habe stets gefunden, daß „time“ dort recht wenig „money“ ist, d. h. daß die Leute immer Zeit haben. Nirgends wird man von Bahnangestellten so freundlich, ja gemüthlich behandelt wie drüben. Als wir z. B. in San Francisco unsere Fahrt nach New York, einschließlich aller Besichtigungen unterwegs, festlegen wollten, kamen die drei Agenten, mit denen wir zu verhandeln hatten, zweimal ins Hotel; wir selbst hatten keinen Schritt auf die Straße zu tun; und die Unterhandlungen wickelten sich durchaus mit dem Gegenteil von Eile ab. Und ähnlich erging es uns immer.

Doch das ist eine Außerlichkeit. —

Wer die Amerikaner verstehen will, darf nie vergessen, daß sie sich ursprünglich aus zwei ganz verschiedenen Gruppen von Auswanderern zusammengesetzt haben: aus Gewaltnaturen, oft edler, oft auch recht fragwürdiger Art, denen Europa zu enge ward, ja, die Europa wohl gar gern los sein wollte, und aus Gewissensnaturen, d. h. aus Menschen, welche Europa zwingen wollte, ihr politisches oder religiöses Gewissen zu verleugnen. Zu diesen Menschen von höchstem geistigen Adel gehören z. B. die Pilgrims der Mayflower und die Achtundvierziger, auch

viele aus Württemberg stammende Sektierer. Es möchte sein, daß eine große, in Europa etwa einsetzende Reaktion aufs neue die wahrhaft „Freien“ einmal hinausdrückt.

Erwägt man, was wir hier sagten, so begreift man, daß es Energiemenschen, politische Starrköpfe und Fromme in Amerika gibt, ja daß viele einzelne diese drei Menschentypen in ihrer Person vereinigen. Und das gibt dem Amerikaner den Typus: Energie gepaart mit ganz naiver, sehr wenig konfessioneller Frömmigkeit; er ist viel mehr Gotteskind als eigentlich dogmatischer Christ. Diese Gotteskindschaft zeigt sich sogar bei solchen, die gar nicht um sie wissen und sich ganz unkirchlich, ja kirchenfeindlich gebärden!

Und das Christentum, wie sie es verstehen, verquidelt sich nun mit dem Begriff der Demokratie und mit dem, was sie „civilization“ nennen, ein Wort, das man viel zu eng faßt, wenn man es mit unserm Wort „Zivilisation“, als äußerlich=technischem Gegenpart von „Kultur“, übersetzt, wie man unverständigerweise so gern zu tun beliebt.

Beides, Demokratie und civilization, sind für den Amerikaner Bestandteile des religiösen Fühlens. Gerade hier liegt die tiefste Wurzel der negativen Gefühle Amerikas gegen das alte Deutschland, ebenso wie der positiven für das neue. Hier auch liegt die Wurzel der fundamentalen ethischen Abneigung gegen jede Form der Diktatur, sei sie bolschewistisch, völkisch oder wie sonst. Man hat jetzt drüben viel Sympathie für uns: ein politischer Rückschlag bei uns würde diese sofort restlos

beseitigen, und zwar im allertiefstgehenden, weil moralisch-religiösen Sinne. Das wisse man in Deutschland! Und man begreife auch in Deutschland endlich in allen Kreisen die Wahrheit, welche in Amerika Allgemeingut ist, daß nur die Demokratie, d. h. eine Verfassung, welche jedem Bürger unterschiedslos jeden Platz im Staate nach Maßgabe seiner Begabung eröffnet, der Würde des Menschen gerecht wird, ja, daß auf demokratischer Grundlage allein eine „Aristo“-kratie im wahren Wortsinne möglich ist.

Der Amerikaner macht alles rationell-methodisch, nicht nur die eigentliche Technik, sondern auch die Menschentechnik, die Höherzüchtung des Menschen. Daher die Blüte der eugenics, der Psychotechnik, der Hygiene. Bewußt, auf wissenschaftlicher Basis, will man das sozial Bessere. Vielleicht „will“ und „macht“ man heute sogar zu viel, indem man alle Wissenschaft unter dem Gesichtspunkt des „wozu?“ betrachtet und den Wert des Wissens um seiner selbst willen nicht genügend schaut. Das wird von selbst kommen, wenn die amerikanische Kultur einige Dezennien weiter ist. Und es muß rückhaltlos anerkannt werden, daß man im Wissen, wenn auch nur ein Mittel, so doch ein Mittel zu den allerhöchsten Dingen sieht.

Man ist sozialer Demokrat, aber kein „Sozialdemokrat“. Der europäischen Sozialdemokratie wirft man ihre Negativität, ihr Ressentiment vor. Ich sprach einmal mit einem sehr intelligenten Missionar über diese Dinge: „Bei euch“, meinte er, „sagen die niederen Volksschichten zu den höheren: Ihr sollt nicht mehr haben als wir; bei uns denken sie: Ei, die haben's gut; laßt uns

hübsch arbeiten, daß wir es auch so haben.“ Es liegt eine große Wahrheit in diesem schlichten Wort.

Ein anderes Bild: Man spricht viel von birth control drüben, und ich fragte einmal einen hochgestellten Herrn des staatlichen Hygienewesens, was man eigentlich damit meine; um künstliche Beschränkung der Geburtenziffer brauche es sich in Amerika, wenigstens jetzt, doch wohl sicherlich nicht zu handeln. „Gewiß nicht,“ sagte er, „wir haben 150 Millionen Einwohner und könnten 250 Millionen ohne Nahrungseinfuhr beherbergen. Aber wir wollen einen hohen standard of life; keiner soll arm sein, ja, jeder soll behaglich leben und viel freie Stunden haben für höhere Dinge. Deshalb müssen wir stets Kontrolle haben über die Zahl und, wenn möglich, die Qualität der Geburten.“

Man nehme nun dazu, was Amerika, auch auf dem mittleren und südlichen Kontinent, in rein hygienischen Dingen getan hat; das gelbe Fieber z. B. hat es so gut wie beseitigt; in der Panamazone, wo zur Zeit von Lesseps 60% der Arbeiter starben, sind jetzt große Erholungshotels. Man nehme hinzu die Höhe der Durchschnittsbildung, welche, wenigstens in den Städten, in beiden Geschlechtern größer ist als die europäische, ja selbst als die deutsche oder britische für sich genommen.

Dann hat man, alles in allem, die amerikanische civilization.

Aber das ist ja doch nur das, was wir „Zivilisation“ nennen, höre ich sagen. Es fehlen ja die Spitzenpunkte, auf die allein es ankommt.

Ganz abgesehen davon, daß die „Spitzen“ in Musik, Philosophie und Kunst allerdings noch fehlen, aber sicherlich nicht in den positiven Wissenschaften, so frage ich: Ist das nur „Zivilisation“ in unserm engen Sinne, was ganz bewußt auf die Züchtung, gleichsam, von Spitzen hinaus will. Man will und erhofft für die Zukunft Spitzen, die sich nicht, wie in der Alten Welt, über einen indifferenten, sondern über einen sehr hohen Durchschnitt erheben. An beidem schafft man bewußt: an dem hohen Durchschnitt und an den Spitzen.

Und die Spitzen werden kommen, vielleicht erst in 50 oder 100 Jahren, aber sie werden kommen.

Gesegnetes Land, das von allen Staaten allein bewußt die Forderung des Höchstmenschlichen in die Hand nimmt und welches von dem, was es bei sich erstrebt, abgeben will an alle Welt!

Das ist das wahre Amerika der Gegenwart und, wie wir hoffen, der Zukunft. Da mag die Welt ruhig „amerikanisiert“ werden!

Wer aber das, was wir hier geschildert haben, nicht „Kultur“ nennt, der hat ein egoistisches, ein allzu kurz-sichtiges Kulturideal, der nimmt den Menschen als geistiges Atom.

Das aber ist nicht der höchste geistige und erst recht nicht der höchste sittliche Standpunkt, so hohe Einzelblüten er auch zeitigen mag.

Das eigentliche Geheimnis der amerikanischen Geisteshaltung und ihrer Erfolge in der Gegenwart und, wie wir bestimmt erwarten, ihrer noch größeren Erfolge in

einer nahen Zukunft scheint mir dieses zu sein: Die amerikanische Geisteshaltung ist individualistisch=sozial, nicht wie diejenige der europäischen Sozialisten kollektiv=sozial. Man könnte auch von freiem, im Gegensatz zum zwangsmäßigen Sozialismus reden. Jeder steht als Individuum ganz auf sich selbst, aber in jedem werden, soweit es irgend angeht, diejenigen latenten psychischen Wesenszüge geweckt und gefördert, welche überpersönlich sind, welche über das Individuum hinausgehen. Das ergibt dann eine frei gewollte, keine zwangsmäßige „Organisation“.

Noch etwas anderes ist kennzeichnend für die amerikanische Geisteshaltung, eine Einstellung, die in unmittelbarem Zusammenhang mit der Politik steht und in noch weit höherem Maße einst stehen wird. Die Amerikaner sind volle, nicht wie die kontinentalen Europäer — (Großbritannien nimmt hier eine Mittelstellung ein) — einseitige Realpolitiker.

Wenn der kontinentale Politiker, der Deutsche zumal, von „Realpolitik“ redet, so denkt er nur an Wirtschafts- und Machtverhältnisse. Der Amerikaner sieht, daß auf Vernunft und ethische Einsicht gegründetes Handeln ebenfalls zur „Realität“, zur Wirklichkeit gehört, und zwar als ihr vornehmster Faktor, der sich bewußt entwickeln läßt. Daher die Achtung vor Wilson selbst bei denen — und sie sind sehr zahlreich —, die ihn durchaus nicht für einen großen praktischen Politiker halten. Er hat die sittliche Idee des Völkerbundes als erster in die Praxis umzusetzen versucht — und das genügt, um ihn

hochzustellen. Andere werden hier weiterzukommen suchen und werden auch weiterkommen. Der Anfang ist gemacht. Dann wird die Idee unseres Kant praktisch triumphieren: es wird wirklich den „moralischen Politiker“ und die auf Ethik gegründete Politik geben, nicht mehr die politische Barbarei.

Das ist die wahre „Rationalität“: alle letzten Faktoren des Wirklichen, nicht nur die mechanischen, sehen und berücksichtigen. Das auch ist die wahre „Aufklärung“, die sich sehr wesentlich von der leichten, allzu genügsamen üblicherweise so genannten Aufklärung unterscheidet, die in Wahrheit gar keine ist. Leibniz hatte die echte Aufklärung, ebenso Kant, und auch heute haben sie in Europa einige wenige, aber die meisten sogenannten Aufklärer hatten und haben sie nicht. Die Amerikaner als Volk sehen sie heute schon, wenigstens im Dämmerlicht, und werden sie in immer größerer Klarheit sehen. Denn sie wollen sie sehen.

Schon jetzt ist, neben der Schweiz, Amerika, trotz aller großen Unvollkommenheiten, der beste Staat. Amerika wird einst der gute Staat sein — möge es dann als solcher erkannt werden und als Vorbild wirken.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Einheit von Westen und Osten.

(S. D.)

Ich hatte meine Reise nach Ostasien als das angetreten, was Nietzsche einen „guten Europäer“ nennt. Von meiner Jugend an habe ich es weder zu begreifen noch sittlich zu rechtfertigen vermocht, daß seit Jahrhunderten die europäischen Völker ihre vornehmste Beschäftigung darin sehen, einander zu töten und zu berauben, und daß die Vorbereitung auf diese Thätigkeit den Hauptteil ihrer Gelder verschlingt. Europa erschien mir trotz allem als Eines, erschien mir als eine große Einheit, in der alle Menschen gleicher Bildungsstufe, ganz gleichgültig, welcher Nation sie angehören, einander vollkommen verstehen können und, wenn sie gegen sich selbst ehrlich sind, auch tatsächlich verstehen. Es ist vor allem die Geschichte der klassischen europäischen Philosophen gewesen, die diese Einsicht bei mir befestigt hat: ist sie doch, von Descartes bis Kant, ein großer Gedankenstrom, an dessen Schöpfung sich Franzosen, Italiener, Briten, Deutsche und Juden gleichmäßig beteiligt haben (Descartes, Galilei, Spinoza, Malebranche, Berkeley, Leibniz, Newton, Hume, Kant). Daß äußerlich betrachtet Deutsche, Briten, Franzosen und Italiener verschieden sind, entging mir natürlich nicht, da

ich alle Länder ziemlich gut kenne. Aber eben nur äußerlich, „zufällig“, d. h. durch Klima und Geschichte, nicht durch das „Wesen“ bestimmt, sind sie verschieden; und wo einmal, wie in Sachen des sogenannten Temperaments, ein wenig tiefer gegründete Differenzen vorliegen, da sind diese doch auch nur von quantitativer Art, betreffen sozusagen die Mischungsquanten der Eigenschaften.

Subjektiv fühlte ich mich also, moralisch genommen, einem französischen Pazifisten verwandter als einem Alldeutschen; intellektual gesprochen, einem britischen Gelehrten verwandter als einem deutschen Bauer oder Offizier; und endlich, nach Seiten des Temperaments, als Hamburger einem Schotten verwandter als einem Bayern. Daß mir Dinge wie der sogenannte Antisemitismus nichts als eine Widerwärtigkeit bedeuten konnten, ist also wohl klar, ebenso daß mir manches an der Philosophie des sogenannten deutschen Idealismus, zumal die geschichtsphilosophischen Lehren Fichtes und Hegels — (nicht seine Logik) — so fremd erschien wie nur möglich.

Meine Reise hat mir nun gezeigt, daß die Haltung des „guten Europäers“ nicht die richtige Haltung ist. „Der ist also jetzt auch zum Nationalismus bekehrt“ — wird da mancher ausrufen. Zu früh ausrufen! Denn nicht deshalb verwerfe ich jetzt den Begriff des „guten Europäers“, weil er zu weit, sondern deshalb, weil er zu eng ist: Es sind nicht nur die Europäer, sondern alle Kulturmenschen gleichen „Wesens“.

Unter dem Einfluß des geistvollen Reisetagebuchs Hermann Kenjerlings, dessen Ausführungen man freilich

wohl nicht ganz richtig verstand, dann aber auch, weil man des Heimischen und seiner so furchtbaren Begrenztheit in den letzten Jahren satt war, weil man „Neues“, „Fremdes“, „ganz Anderes“ wollte und ersehnte — wenigstens als überhaupt existierend, wenn man schon nicht teil daran hatte —, deshalb gab man sich, in Deutschland zumal, einem gewissen Romantizismus in der Auffassung anderer Kulturen hin: Araber, Hindus, Chinesen zumal, die sollten „ganz anders“ sein, die sollten die Welt in ganz andere Begriffe fassen als wir (oder auch in gar keine „Begriffe“), die sollten eine andere Wahrheit besitzen, die gleichberechtigt neben der unseren steht.

Seltzam berührt uns hier schon der Begriff der „ändern“ Wahrheit als solcher. Denn es liegt doch wohl im Begriff der Wahrheit, e i n e zu sein. Doch lassen wir das. Fragen wir lieber, ob denn überhaupt ein sachlicher Grund vorliegt für die Annahme, daß die verschiedenen Kulturvölker wirklich so ganz verschiedene Auffassungen der Welt, ganz abgesehen von verschiedenen „Wahrheiten“ besitzen. Ich meine, daß ein solcher Grund nicht vorliegt, daß vielmehr das, was auf den ersten Blick als Verschiedenheit der Weltauffassung angesehen werden könnte, auf zwei Dingen beruht, die mit einer wirklichen Wesensverschiedenheit des Begreifens gar nichts zu tun haben, nämlich erstens auf dem Dasein verschiedener Ausbildungsstufen der kritischen Haltung, zweitens aber auf Verschiedenheiten in der Verwendung des verarbeiteten Materials.

Beginnen wir mit dem zweiten: Der Osten hat sich mehr in die Erforschung des Innenlebens, des Seelischen, der Westen mehr in die Erforschung der Natur vertieft. Dem Osten fehlt echte Naturforschung beinahe ganz, der Westen hat (oder hatte wenigstens bis vor kurzem) eine sehr fragmentarische Psychologie. Und nun hielt man das, was man hatte und was nur ein Teil war, für das Ganze und modelte danach seine „Weltanschauung“. Ist das eine Wesensverschiedenheit im Denken zwischen Ost und West? Ganz und gar nicht. Und zwar deshalb nicht, weil doch, jetzt wenigstens, sowohl Osten wie Westen seinen eigenen Mangel begreift und ihn ergänzen will: der Osten, Japan und China zumal, erwirbt sich bewußt und mit Verständnis die Naturforschung des Westens, und der Westen untersucht endlich wissenschaftlich das vom Osten so lange gekannte Seelisch-Unbewußte (Hypnose, Telepathie usw.) in allen seinen Formen. Man versteht also einander sehr wohl, sonst würde man die eigenen Mängel nicht sehen, würde sie nicht überwinden wollen. Wirkliche Wesensverschiedenheit des Denkens würde dieses Verstehen, dieses Bessernwollen durch Lernen vom andern unmöglich machen.

Weiter aber: Auch durch die verschiedene Ausbildungshöhe der Kritik, so haben wir gesagt, unterscheiden sich Osten und Westen. Und zwar stellen wir ohne jede Überhebung nur schlicht eine Tatsache fest, wenn wir sagen, daß „wir“, die Westler, hier die höhere Stufe erreicht haben. Wir haben, dank der europäischen kritischen Philosophie, gelernt, was logische Gewissenhaftigkeit heißt. Wir

wissen heute, wann wir „wissen“ und wann wir nur vermuten. Aber der Osten begreift das durchaus und will unsere Höhe der Kritik erwerben und, wenn möglich, übertreffen! Übrigens — haben „wir“ nicht auch unser unkritisches, ja magisches Zeitalter gehabt?

Ich habe in China neun Monate lang in regelmäßigen Universitätskollegien und, wie auch in Japan sechs Wochen lang, in Einzelvorträgen alle Gebiete der Geschichte der Philosophie, der systematischen Philosophie und der theoretischen Biologie behandelt. Verstanden bin ich worden ganz ebenso gut und auch ganz ebenso schlecht wie daheim! Das heißt: in China wie daheim gab es junge und ältere Leute, die mitarbeiteten, ja, meine Vorlesungen auf chinesisches in Druck gaben, und die sehr verständige Fragen, im Seminar und privatim, stellten; in China wie daheim gab es gelegentlich auch recht unverständige Fragen. Von einer Wesensverschiedenheit des Denkens ist also keine Rede. Man versteht sich, man sieht wechselseitig das Bessere beim andern und will es erwerben — darauf allein aber kommt es an!

Man wird sagen: ja — aber die Verschiedenheit in der ethischen und sozialen Struktur, z. B. bezüglich der Stellung der Frau. Aber auch hier ist die Antwort leicht: Wie groß die Ähnlichkeiten in den ethischen Systemen des Kungfutse und Kants sind, ist geradezu verblüffend. Die Durchdringung des ganzen Lebens mit Moral ist aber in China größer als bei uns. Hier müssen wir lernen, nachdem wir verstanden haben. In Peking streifte einmal drei Tage lang die Polizei. Es geschah — nichts.

Ich möchte den Versuch nicht in einer europäischen Großstadt wiederholen.

Alle Gebildeten Chinas sind strikte Pazifisten und dadurch den Gebildeten Europas unendlich überlegen; geradezu verachtet wird von alters her die Militärklasse in China. Das geht freilich zu weit, denn da die Menschen keine Heiligen sind, muß eine Macht im Innern da sein, und wer sich ihr zur Verfügung stellt, verdient Achtung.

Was aber die Stellung der Frau angeht, so ist doch wohl das Wort, daß „die Frau in der Kirche schweigen“ soll, im Westen geprägt! Hier sind jetzt wir, was die Stufenausbildung angeht, ein wenig weiter — noch nicht lange wahrlich. Und der Osten will bewußt dasselbe wie wir.

Endlich die Kunst: Bewundern wir nicht Pekings architektonische Meisterwerke, den Himmelsaltar in seiner griechischen Einfachheit, den großen Palast? Sammeln wir nicht chinesische und japanische Bilder? Da verstehen wir also doch wohl. Und man würde kaum in Tokio eine staatliche Musikschule gegründet haben, wenn man nicht auch auf diesem schwierigsten aller Gebiete, dem der modernen Musik, begänne zu verstehen.

Die Menschheit strebt dem Eins-sein zu, und alle nationalistischen Phrasen werden die Erreichung des erstrebten Zieles nicht hindern. Man braucht hier gar nichts bewußt zu wollen oder zu machen; es kommt von selbst. Im Gegenteil: man lasse jedem Menschen und jedem Stamme in partikularistischer Form seine Eigenheiten und Beschränktheiten. Sie sind fast alle harmlos. Je weniger

man sie mit Gewalt nehmen will, um so mehr wird der in ihnen befangene Einzelne oder Stamm sie als solche erkennen und vermeiden wollen in seinem wissenschaftlichen und künstlerischen Schaffen. Ganz vermeiden wird er das ihm von Jugend an durch Umwelt und Geschichte (nicht also durch „Wesenhaftes“) Aufgezwungene nicht können. Aber er wird sich seiner nicht rühmen, sondern es ansehen als das, was es ist, als allzumenschliche Harmlosigkeit. Das Beste, das Ewige ist an Galilei, Michelangelo, Dante nicht italienisch, an Goethe, Beethoven, Kant, Wagner nicht deutsch, an Descartes und Pascal nicht französisch, an Shakespeare, Hume und Newton nicht britisch — an Kungfutse und dem Erbauer des Himmelsaltars nicht chinesisch. Und jede Nation versteht ohne weiteres dieses Beste und Ewige bei jeder andern.

Daher muß sogar noch das „gute Europäertum“, das ein Letztes zu sein schien, zugunsten des guten Menschentums überwunden werden. Eine Gemeinschaft, deren Glieder einander verstehen können und voneinander lernen wollen, ist grundsätzlich eine. Europa und China, das Land der großzügigsten Toleranz, sind schon auf dem Wege zur Verwirklichung dieser einen Gemeinschaft. Araber und Hindus sind in der großen Mehrzahl ihrer Vertreter einstweilen noch allzusehr dogmatisch religiös gebunden; daß aber auch hier die Gemeinschaft möglich ist, zeigen viele einzelne.

Der einen geistigen Gemeinschaft aller Menschen wird einst auch der eine Staat nachfolgen.

Register.

- Ahnenkult 38.
Ahorn, japanischer 242.
Albany 17.
Altäre, in China 40.
Amerika, Geburtenkontrolle 297.
 kirchlicher Sinn 290 ff.; Uni-
 versitäten 282. 286. 287. 288.
 289; Unterricht in China 62.
 65; Zusammensetzung der Be-
 völkerung 294.
Amerikaner, Einfluß und Stellung
 in China 185 ff.
Asamayama, Vulkan 258.
Aufhauser, Professor 98.
- Balser, Dolmetscher 201.
Baltimore 17.
Bengen, Herr 271.
Bergmann & Cie. 271.
Berkeley 17. 282.
Berliner, Frau Dr. 262.
Biwa-See 250.
von Borch, Botschaftsrat 222.
Boston 17.
- Boyé, Dr., deutscher Gesandter
 und Frau 211. 220. 226.
Boxeraufstand 21. 152. 186. 232.
 238.
Buchmann, Konsul 251.
Buddha, Geburtstagsfeier 162 ff.
Buddhismus 35. 36. 166. 167.
 180; Geburtsort 166.
- Canton 35. 143. 147. 148. 149.
Chang, Dr. Carjun 7. 54. 55. 58.
 122. 123. 145. 156 ff. 203. 223.
Chekiang 16.
Chen, Kommissar für auswärtige
 Angelegenheiten 77.
Chicago 17. 286.
Chien-Lung, Kaiser 32. 92. 100.
 102. 171.
Chili 101.
China, Architektur 82, Nord- und
 Südstil 82, Stilunterschiede 42;
 Aufforstung 25. 178; Ausdehnung
 19; Bevölkerung 20; Demokratie
 235; Einteilung 19. 20. 21. 22;

- Eisenbahnen 27. 28. 229, Un-
sicherheit 72; Eisenbahnfragen
148. 149; Frauen, Kleidung 108,
Schminken 108, Füße 109; Frem-
denverfolgungen 170; Gründung
der Republik 152; Häuser 143;
Haustiere 26; Kaiser 84; Klima
23. 24; Mauern 81; National-
schrift 34; Präsident der Re-
publik 92. 93; Religionen 35;
Revolution 173; Schreibweise
33. 34; Schrift 30. 31. 32.
160. 161; Sprache 30. 31. 32.
33. 34; Städte 65; Studenten
179; Tierwelt 25; Universitäten
177. 195. 196; Vegetation 24;
Verkehrsmittel 26; Vogelwelt
26; Zweiteilung 150; das neue
China 173. 174.
- Chinesen, Architektur 40 ff.; Be-
gräbnis 129; Benehmen 231;
Bettler 70. 71. 141; Bildungstrieb
175; Dämonen 106. 107; Drachen
106. 107; Ehrlichkeit 142; Ein-
wanderung in alter Zeit 29;
Erziehung 174; Examina 175;
Familie 136 ff.; Friedfertigkeit
20; Gastmahl 111 ff.; gebildete
Schicht 174; Gedächtnis 175.
182; geistige Fähigkeiten 182;
Hochzeit 129; Kleidung 155;
Liebhabereien 103. 104; Namen
145; Temperament 183; Tole-
ranz 39. 167. 169. 192; Toten-
kult 105 ff.
- Ch'inliang 67.
Christentum 167.
Chrysanthemumsuppe 111. 117.
Ch'üfu 40. 153. 234.
Chusenji 266 ff.
Chü-Shi-Ying 55. 122. 157. 203.
civilization 295. 297.
Clandel, französischer Botschafter
267.
Cloisonné 134. 135.
Coltman, Herr und Frau 259. 260.
concessions 76.
Curios 103 ff.
- Daibutsu in Kamakura 244.
Daimio 247.
Dalai-Lama 97.
Dämonenglauben 170.
Danton, Professor, und Fran 203.
Demokratie 295. 296.
Deutsche in China 195. 214. 215.
Deutsch-chinesischer Kulturverband
201.
Deutsch-chinesischer Schulverein 197.
Deutsche Frauen im Ausland 262.
263.
Dewey, Gastprofessor 224.
Drachen 170.
Dschingis Chan 20.
- „Education“ 62.
Elliot, englischer Botschafter 267.
Enoshima 244. 245.
Erdbeben in Japan 17. 244. 245.
270. 272. 279. 280.

- Esser, Dr. 163.
 Euden, Geheimrat 7. 156. 223.
 eugenics 296.
 Examenszellen 61. 62. 154. 176.
- Fa-Yüan-Sze** 162. 171.
Fiad, Erzieherin 244.
Frauenwahlrecht 261.
Fuji, Vulkan 242.
Fundamentalismus 291.
- Gaya** 166.
Geishas 243.
Geistermauer 108.
Gelbe Gefahr 20. 21.
Ginling College 62. 64. 208.
Gionfest 248.
Glaser, Herr 73.
Glücksvogel 26.
Goldbrokat 126. 127.
Goldinsel 67.
Goto, Viscount 240. 243. 272.
 273 ff.
Grand Cañon 17. 284. 285.
Große Mauer 16. 28. 81.
Grover Clark 161. 203.
 „guter Europäer“ 301. 302.
- Haisfischlossen, als Speise** 114.
Hämeling, Dr. 202.
Hangchou 16. 25. 27. 51. 55.
 56. 57.
Hankau 16. 73. 75. 148.
Hanoi 27.
Hartmann, Eduard 166.
- Helbig, Lehrer des Deutschen** 201.
Himmelsaltar in Peking 39. 40.
 93 ff. 170.
Himmelstempel 96.
Himmelstreppe 233.
Hinayana-Buddhismus 36.
Honan 16. 226. 227. 228.
Hongkong 35. 53. 143. 148.
Honolulu 15. 272. 279. 280.
Hospital, Deutsches, in Peking 197.
Hugo-Stinnes-Linie 15.
Hu-Schi, Philosoph 160. 161. 203.
 214.
Hwangho 22. 29. 42. 227; Regu-
 lierung 22.
- Ichang** 22. 27.
Inaritempel 246.
Jichang 113.
Islam 232.
Iwasaki, Baron 243. 276.
Jade, Halbedelstein 135.
Jangtschiang 16. 21. 22. 27. 29.
 54. 70. 71. 74.
Japan, Bäder 269; Holzschnitte
 239; Sprache und Schrift 30;
 Tempel 245 ff. 265.
Japaner, Essen 242; Haushalt
 275; Mahl 275; Tanz 243;
 Wohnungen 243.
Jesuiten 92. 102. 135. 171.
Joffé, russischer Vertreter 240. 272.
 273.
**Johnston, Dr., Erzieher des chine-
 sischen Kaisers** 84.

- Junfer, Lehrer 259.
 Künnan 25.

K
 Kaifeng 16. 27. 40.
 Kaisertanal 226. 227.
 Kakuojan, Kloster 254.
 Kamakura 244.
 Kamel 26.
 Kang-Yu-Wei 151. 152. 153. 154.
 155.
 Kansu 28.
 Kant 168. 300. 305.
 Karuizawa 256 ff.
 Kawakami, Dr., Staatsmann, und
 Frau 243. 274 ff.
 Kaysersling, Hermann 302.
 Kiang-Kang-Hu 64.
 „Kindergarten“ in Nanjing 63.
 Konfuzianismus 35. 37. 38. 167. 169.
 Konfuzius 234; Nahrungsverbot
 26; s. a. Kung-fu-tse.
 Konfuziustempel 98. 99; in Ch'üfu
 237.
 Koo, Wellington, Außenminister
 212. 222.
 Krieg, Dr. 197.
 Kuang-Hsi, Kaiser 151.
 Kublai Khan 27.
 Kung, Familie 153. 234 ff.; Fried-
 hof 236. 237.
 Kung-fu-tse (Kung-tse) 17. 38. 40.
 153. 167. 168. 176. 179. 305.
 Kuo, Dr. 62.
 Kwannon 244. 247.
 Kyoto 245 ff.

L
 Lama-Buddhismus 36. 37. 97.
 Lamatempel 169.
 Lao-tse 37. 169.
 Lederer, Professor 256. 257. 259.
 Leibniz 32. 300.
 Leopard 25.
 Liang-Chi-Chao 64. 111. 112. 113.
 151. 153 ff. 173. 220. 223.
 Li-Yüan-Hung, Präsident der Re-
 publik 119. 120.
 Lohan 57. 66. 163.
 Lotossee 230 ff.
 Luise, Großherzogin von Baden
 213.

M
 Mahayana-Buddhismus 36. 37.
 Wahl, buddhistisches 255.
 Mandtschu 21. 172.
 Mandschudynastie 81. 82.
 Mandschugräber 66.
 Mandschurei 19. 20. 25.
 Maple-Klub 242.
 Mariposahain 284.
 Marujama, Professor 253. 271.
 McCloy, Dr. 63.
 Mingdynastie 41. 60. 82. 172.
 Minggräber 16. 82.
 Mingkaiser, erster 66.
 Misaki, Zoologische Station 270 ff.
 Missionen 170. 171; amerikanische
 178. 190. 191. 194. 290; katho-
 lische 191.
 Mojabewüste 284.
 Mongolei 19. 20.
 Mongolen 21.

- Mufden 66.
 Munthe, General 222; Frau 202.
 222.
 Nagoya 253.
 Rankau 66. 81. 82.
 Ranking 16. 24. 59. 60. 65. 82.
 125. 126. 178. 184. 207. 208.
 210.
 Nara 252 ff.
 National-South-Eastern-University
 62. 63. 64. 184.
 Nestorianer 36. 171.
 New York 17. 23. 287.
 Ney, Dr., Generalkonsul 73. 75.
 Niehsche 301.
 Nikko 264 ff. 269.
 Norddeutscher Lloyd 15.
 Ogura, Herr 258. 271.
 Oehlke, Literaturhistoriker 201.
 Osaka 251.
 Otte, Nationalökonom 201.
 Pagode 41.
 Pai-lou 41.
 Papageien 25.
 „Parzifal“ 167.
 Paehold, Lehrer 259.
 Peking 16. 23. 65. 66. 125. 207.
 208. 210. 211; buddhistisches
 Kloster 162; Chinesenstadt 80;
 Kaiserstadt 80; Klassikerhalle 99;
 Klima 23. 24; Konfuziustempel
 97. 98; Lamatempel 97. 98;
 Beitang 92; Sommerpalast, neuer
 und alter 100. 102; Ta Shi
 Park, Lampenstraße 129; Ta-
 tarenstadt 78. 80; Thronhalle
 97; Tore 78; Universität 177;
 Verbotene Stadt 80. 83 ff; West-
 berge 101; Zentralspark 89. 90.
 Peking-Dialekt 31.
 Peking-Klub 209.
 „Peking Leader“ 161. 204.
 Pelze 125. 132.
 Perlschuß 147.
 Pfister, Dr., Neurologe 54. 202.
 Pidgin-Englisch 34. 35. 137.
 Polygamie 138.
 Posamenten 128.
 Princeton 17.
 Prohibition Law 280. 281. 291.
 Purpurberg 59. 60. 61.
 Putnam Weale, f. Simpson, Lennox.
 Reiswein 118.
 Richsha 28. 29. 104. 105.
 Rockefeller-Institut, in Peking 54.
 202. 211. 289.
 Rockefeller-Medizin-Hochschule 41.
 193. 211.
 Rockefeller-Oil-Company 72.
 Rockefeller-Stiftung 194.
 Russell, Gastprofessor 186. 187. 224.
 Saatperlen 134.
 Sabbath Year 290.
 Salzmann, Erich von 202.
 San Francisco 15. 17. 23. 282.

- Santa-Fé-Eisenbahn 184. 185.
 Scheffler, Dr., Vizekonsul 75.
 Schmetterlinge, in Japan 255.
 Schminken, der Chinesin und der Japanerin 108.
 Schmuckketten 127. 128.
 Schopenhauer 166.
 Schwalbennester als Speise 114.
 Scroll 90. 91. 133. 134.
 Sequoia gigantea 284.
 Settlements 76. 187. 195.
 S. E. U. j. National-South-Eastern-University.
 Shanghai 15. 16. 17. 22. 35. 54. 57. 58. 76. 195. 237.
 Shantung 17. 22. 37. 42. 153. 229.
 Shenji 28. 36.
 Shidehara, Baron 276.
 Shinto-Religion 38.
 Shurmann, Dr., amerikanischer Gesandter 213.
 Sikiang 22.
 Silberinsel 67.
 Simpson, Benno 214.
 Singapore 51. 52. 143.
 Soleier 113.
 Solf, Dr., Botschafter 240. 244. 245. 252.
 Souchow 67.
 Sozialdemokratie 296.
 Squeeze 141 ff.
 Staël-Holstein, Baron 163. 201. 222.
 Stein, Fleischermeister 230.
 Stidereien 133.
 Studenten, chinesische 64. 65.
 Südöstliche Reichsuniversität, siehe National-South-Eastern-University.
 Sun-Fo 149.
 Sungdynastie 226.
 Sun-Ya-Tsen 143. 144. 145 ff.
 Szechuan 25. 27.
 Taianfu 232.
 Taishan 17. 232. 233.
 Taoismus 35. 37. 38. 169.
 Terminologie, chinesische 203.
 Theater, in China 119 ff.
 Thiel, Dr., Generalkonsul 58. 267.
 Tibet 19. 20. 97.
 Tientsin 16. 22. 27. 76. 229.
 Tiffany 128.
 Tiger 25.
 Timur 20.
 Tokio 240. 241.
 Torii 246.
 Transkontinentalbahn, asiatische 28.
 Trautmann, Botschaftsrat 264.
 Tsinanfu 17. 228. 229. 230.
 Tsing-Hua-College 186. 193. 203.
 Tsingtau 229.
 Tzu-Hsi, Kaiserin-Witwe 87. 146. 151.
 Tsushima 15.
 Tschün, Militärgouverneur 75. 77. 149. 150.
 Tung Nan Da Cho 16.
 Turkestan 19. 20. 28. 29.

Verfassung, deutsche 159.
Vertragshäfen, in China 35.

Wade, Schreibsystem 33. 34.

Wagner, Richard 166.

Waikenuabensinsel 72.

Waschseide 125.

Washington 17. 287.

Wen-Yu-Hui, wissenschaftliche Ge-
sellschaft 103. 161. 213.

West-Lake 55. 56.

Wilhelm, Dr. Richard 54. 55. 58.
158. 200. 201. 203. 222. 226.

Wilson 299.

Wissenschaftliches Orientinstitut 201.

Wolkenkranz 287.

Wuchang 16. 25. 73. 74. 76. 77.
Wujung 58.

Yamen 86. 136. 137. 140. 141. 143.

Yatsu, Professor 270. 271.

Yin, Professor 55. 56.

Y. M. C. A. 188. 194. 211.

Yokohama 15. 240. 270.

Yosemite-Tal 17. 283.

Yüan-Shi-Kai 96. 146. 170.

Yumoto-See 268 ff.

Y. W. C. A. 188. 194.

Zeltleben in Amerika 284.

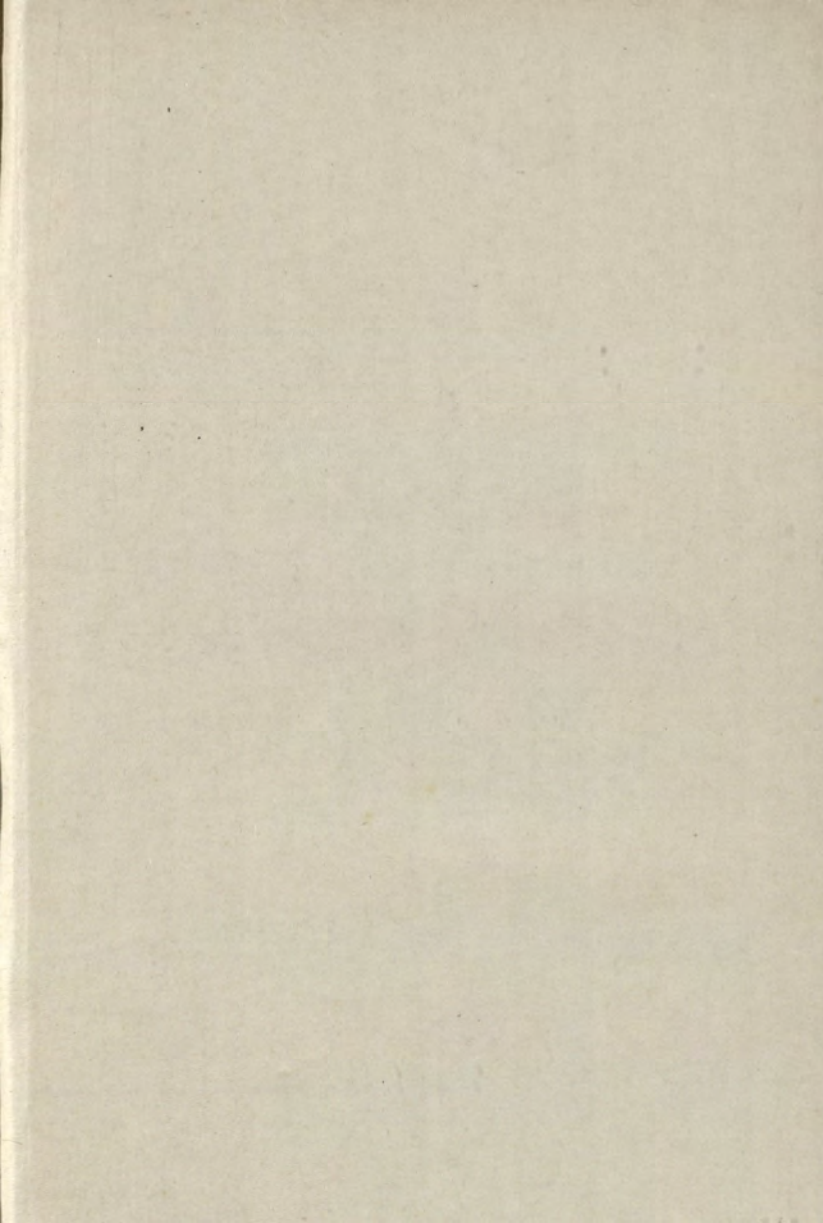
Zoologische Station in Japan 270 ff.

Zopf, in China 172.



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.





1041